

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology



Ina Kuhn

Nüchternheit. Zum Nicht-Trinken als Alltagspraxis
und Gegenwartsphänomen

Stefanie Mallon

Vieldimensional. Materialität als Erfahrungskontinuum
im analogen und digitalen Raum am Beispiel Kleidung

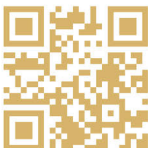
Anna Weichselbraun

Die epistemischen Affordanzen von Papier.
Beobachtungen zur Digitalisierung eines Handbuchs

Alexandra Rau

Gefühlte Erfahrung und Autoanalyse. Eine fiktive Begegnung
zwischen Simone de Beauvoir und Pierre Bourdieu

Forum: KI?! Maschinelles Lernen und Lehren



Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology



Inhalt

121. Jahrgang

Editorial	181
Ina Kuhn Nüchternheit. Zum Nicht-Trinken als Alltagspraxis und Gegenwartsphänomen	183
Stefanie Mallon Vieldimensional. Materialität als Erfahrungskontinuum im analogen und digitalen Raum am Beispiel Kleidung	206
Anna Weichselbraun Die epistemischen Affordanzen von Papier. Beobachtungen zur Digitalisierung eines Handbuchs	231
Alexandra Rau Gefühlte Erfahrung und Autoanalyse Eine fiktive Begegnung zwischen Simone de Beauvoir und Pierre Bourdieu	253
Forum: KI?! Maschinelles Lernen und Lehren	262
Berichte	279
Buchbesprechungen	282
Anschriften der Autorinnen und Autoren	319

Editorial

Diese Ausgabe der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* bringt im Aufsatzteil drei Beiträge, die auf unterschiedliche Weise das Spannungsfeld zwischen Materialität, Alltagspraxis und kulturellem Wandel vermessen. Gemeinsam ist ihnen das Interesse an nuancierten Deutungsverschiebungen, die die Neufassung materieller Praktiken kennzeichnen.

Ina Kuhn nimmt in ihrem Beitrag zur Nüchternheit eine derzeit zunehmend populäre Handlung des Unterlassens in den Blick: das Nicht-Trinken. Das kulturwissenschaftliche Forschungsfeld, das sie in diesem Zusammenhang konturiert, verbunden mit einem ersten ethnografischen Aufriss, macht deutlich, dass Nüchternheit keineswegs eine bloße Abwesenheit von Konsum ist, sondern eine aktiv gepflegte Alltagspraxis, die soziale Zugehörigkeiten, Identitätsarbeit und moralische Aushandlungen umfasst. *Stefanie Mallon* geht der Frage nach, inwiefern Kleidung nicht nur Ausdruck von Identität, sondern ein komplexes Erfahrungsmedium ist. Sie arbeitet heraus, wie Materialität – insbesondere in der Vielfalt und Differenziertheit von Stoffen, Schnitten und Trageweisen – gleichzeitig zum Träger kultureller Bedeutungen und körperlich erfahrbar wird. *Anna Weichselbraun* schließlich thematisiert den Medienwandel, der sich in Digitalisierungsprozessen vollzieht, fragt nach den spezifischen Affordanzen von Papier am Beispiel eines Handbuchs und thematisiert die Effekte, die sich mit seiner Ablösung durch digitale Formate ergeben.

Mit dem vierten Beitrag von *Alexandra Rau* geben wir in dieser Ausgabe bereits einen Ausblick auf das Heft 1/26, das in doppelter Weise Neuerungen bringt: Als erstes vollständiges Themenheft auf der Basis eines Calls thematisiert es einen konzeptionellen Schwerpunkt, der mit dem Genre der *Graphic Novel* zudem eine ebenso populäre wie für unsere Zeitschrift neue Form aufgreift. Die Menge an Einsendungen überstieg unsere Erwartungen deutlich. Während die Redaktion noch mit der – nicht einfachen – Auswahl und Zusammenstellung der Beiträge beschäftigt ist, soll Raus Text „Gefühlte Erfahrung und Autoanalyse“, der auch Teil des im Herbst 2025 bei Waxmann erscheinenden Sammelbandes „Erfahrung“ (hrsg. von Sabine Eggmann und Martina Röthl) ist, bereits jetzt Lust auf die erste Ausgabe im nächsten Jahr machen.

Das dieses Mal von Regina Bendix und Victoria Hegner verantwortete Forum *KI?! Maschinelles Lernen und Lehren* behandelt ein sich derzeit rasant entwickelndes Thema. Die Herausforderungen durch die neuen technischen Möglichkeiten sind enorm, die sich daraus ergebenden Fragen sind grundlegend. Wie lassen sich sinnvolle Nutzungsmöglichkeiten von KI beschreiben, unterrichten oder regulieren? Wel-

che Folgen hat dies für unsere Standards des Studierens, Schreibens und Bewertens? Mit sechs Statements aus unterschiedlichen Perspektiven in Studium und Lehre kartieren die Beitragenden einen differenzierten Raum an Möglichkeiten und Unwägbarkeiten. So einig sich alle in ihrem Plädoyer für die Relevanz eigener kritischer Denkfähigkeit sind, so sicher ist ebenso, dass uns dieses Thema weiterhin beschäftigen wird.

Doch nicht nur in thematischer und konzeptioneller Hinsicht ist die ZEKW in Bewegung, sondern auch in personeller: Regina Bendix und Thomas Thiemeyer scheiden mit dieser Ausgabe turnusmäßig aus der Aufsatzredaktion aus. Die Redaktion dankt ihnen herzlich für ihre langjährige und kraftvolle Mitarbeit. Neben dem Digitalisierungsprozess der Zeitschrift haben sie mit viel Engagement die Entwicklung neuer Formate wie das Forum oder einen Roundtable-Text begleitet und betrieben. So sehr wir ihre Expertise und ihren Ideenreichtum vermissen werden, so herzlich begrüßen wir die neuen Mitglieder, die Vorstand und Hauptausschuss nach einem Ausschreibungsverfahren für die Mitarbeit in den nächsten Jahren gewinnen konnten: Herzlich willkommen Victoria Hegner (Jena) bereits ab dieser Ausgabe und Joachim Baur (Dortmund) sowie Johannes Müske (Freiburg) ab Ausgabe 1/2026 – wir freuen uns auf die Zusammenarbeit! Und auch in der Rezensionenredaktion stehen Änderungen an: Sabine Zinn-Thomas und Markus Speidel scheiden ebenfalls mit dieser Ausgabe aus, wir danken auch ihnen herzlich für ihre Mitarbeit in den vergangenen Jahren. Vorstand und Hauptausschuss der DGEKW werden zeitnah eine Ausschreibung für ihre Nachfolge auf den Weg bringen.

TH für die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.01>

Ina Kuhn

Nüchternheit

Zum Nicht-Trinken als Alltagspraxis und Gegenwartsphänomen

Ina Kuhn

Sobriety. On Non-Drinking as an Everyday Practice and Contemporary Phenomenon

Abstract: In the context of new abstinence efforts (e.g. „Sober Curiosity“, „Mindful Drinking“, „Teetotalism“), experience and knowledge, scientific discourses and everyday understandings, medical, (popular) therapeutic and (wellness and lifestyle) economic narratives on alcohol consumption are intermingled. Sobriety is sometimes understood as a phase of (chronic) addiction, sometimes as a habit and competence that can be learned, then as a mindful and distinctive lifestyle in the context of social acceleration, or also positioned as – potentially feminist – resistance to the neoliberal consumer society. These developments point to cultural shifts in meaning that can contribute to the social normalization or revaluation of non-drinking as a lifestyle and to the intensified pathologization of alcohol consumption. The article argues that, in the context of these changes, empirical cultural studies should contribute anew to the discourse on alcohol consumption, which continues to be shaped by medical psychology. To this end, it opens up the perspective of understanding sobriety not as a form and goal of therapy for ‚unhealthy‘ alcohol consumption, but as an individually designed strategy and way of living – as an everyday practice. The article then contextualizes sobriety from a contemporary analytical perspective as a social ideal, a lifestyle and a growing social movement.

Keywords: Sobriety, Abstinence, Alcohol, Everyday Life, Drinking Studies

„Neugierig auf nüchtern“, lautet das Motto des *Lemon Club*, eine Community von und für Menschen, die ein Leben ohne Alkohol führen oder führen möchten. Die Gründerin des Clubs ist Kim, Yogalehrerin und Kulturmanagerin im Raum Berlin. Kim hatte ihrer eigenen Einschätzung nach lange ein ungesundes Verhältnis zu Alkohol. Nun lebt sie seit gut zwei Jahren „nüchtern“ und macht es sich zur Aufgabe, anderen zu zeigen, „wie schön ein nüchternes Leben sein kann“.¹ Über den Club organisiert sie den „Sober Circle Buchklub“, der sich regelmäßig in einer Berliner Buchhandlung trifft, um sich über Lektüre aus dem Genre der sogenannten *Quit*

1 LemonClub, <https://lemonclub.me/kim/#more-2611>, Zugriff 11.03.2025.

Lit – Nüchternheitsbiografien² – auszutauschen. Außerdem organisiert sie „Sober Retreats“ in Deutschland und Portugal, während der die Teilnehmenden Yoga und Urlaub machen und dabei andere kennenlernen können, „die ebenfalls nüchtern leben oder neugierig auf das nüchterne Leben sind“.³ Die im Motto des Lemon Clubs semantisch aufgegriffene *Neugier* auf Nüchternheit übersetzt und spiegelt die Programmatik des medial zuletzt viel besprochenen „Sober Curious Movements“⁴. Der lange anglophon geprägte Diskurs, der unter „Sober Curiosity“⁵ bereits eine soziale Bewegung versteht (vgl. Lunney et al. 2022), hat den deutschsprachigen erreicht: Populäre Medien berichten über eine neue „Sober Bewegung“⁶ in Deutschland und besprechen „Die neue Nüchternheit“⁷. Dem Zeitgeist entsprechend ist eine Gründungswelle alkoholfreier Getränkelabels zu verzeichnen (z. B. „nüchtern.Berlin“), alkoholfreie Sober Bars (z. B. die „ZeroLiQ Bar“) werden eröffnet und populärkulturelle (z. B. das Hamburger „Nice Dry!“ Event⁸, das Veranstaltungsformat „Sober Sensation“⁹ oder das „Natural High Festival“¹⁰) sowie populärtherapeutische Formate (z. B. „Ohne Alkohol mit Nathalie“¹¹, „Sober. Suchtselbsthilfe 2.0“¹², „Soberland – Frei, glücklich und erfolgreich ohne Alkohol“¹³) mehren sich, neue Berufsbezeichnungen wie „Sober Coach“ oder „Alkoholfrei Coach“ etablieren sich. Unter den anbietenden und mitwirkenden Akteur:innen sind solche, die sich selbst als abhängigkeiterfahren beschreiben, und solche, die an das Thema Alkohol Fragen des gesunden und guten Lebens knüpfen, es teils kommodifizieren und ideell aufladen. Hier vermischen sich Erfahrungs- und Wissensbestände, wissenschaftliche Diskurse

2 Im Englischsprachigen z. B. *Quit Like a Woman: The Radical Choice to Not Drink in a Culture Obsessed with Alcohol* (2021) von Holly Whitaker, im Deutschsprachigen z. B. *Nüchtern – Über das Trinken und das Glück* (2016) von Daniel Schreiber.

3 LemonClub, <https://lemonclub.me/#retreats>, Zugriff 11.03.2025.

4 Z. B. Forbes, <https://www.forbes.com/sites/nicoleroberths/2024/01/10/understanding-the-sober-curious-movement/>, Zugriff 15.03.2025.

5 Daneben kursieren vor allem sozialmedial und als Hashtags verwendet verwandte Über- und Trendbegriffe wie „Sober Curious“ oder „Mindful Drinking“, wenn reduzierter und ‚bewusster‘ Konsum angestrebt gemeint, oder „Teetotalism“, wenn die konsequente Abstinenz gemeint ist.

6 Utopia: „Sober Curiosity: Die neue Lust am Nüchternsein“, https://utopia.de/ratgeber/sober-curiosity-die-neue-lust-am-nuechternsein_686584/, veröffentlicht am 25. Mai 2024, Zugriff 15.03.2025.

7 Die Zeit: „Die neue Nüchternheit“, <https://www.zeit.de/gesellschaft/2022-02/alkoholkonsum-industrie-mindful-drinking-trend-kulturwandel>, veröffentlicht am 20. Februar 2022, Zugriff 15.03.2025.

8 Nice Dry!, <https://nicedry.myportfolio.com/>, Zugriff 15.03.2025.

9 Sober Sensation, <https://www.sobersensation.com/sober-health>, Zugriff 15.03.2025.

10 <https://naturalhighberlin.wixsite.com/festival>, Zugriff 15.03.2025.

11 OAMN, <https://oamn.jetzt/>, Zugriff 15.03.2025.

12 Sober. Suchtselbsthilfe 2.0, <https://sobercom.de/ber-uns>, Zugriff 15.03.2025.

13 Soberland, <https://soberland.net/>, Zugriff 27.03.2025.

mit Alltagsverständnissen, medizinische, (populär-)therapeutische und (wellness- und lifestyle-)ökonomische bzw. (anti-)kapitalistische Narrative. Nüchternheit wird mal als Phase (chronischer) Suchtkrankheit, mal als erlernbare Angewohnheit und Kompetenz, dann als achtsamer und distinktiver Lebensstil im Kontext der Leistungs- und Beschleunigungsgesellschaft verstanden, oder gar als Widerstand gegen die neoliberale Konsumgesellschaft politisch positioniert (vgl. Lunnay et al. 2022; Nicholls 2021). Diese Entwicklungen verweisen auf kulturelle Bedeutungsverschiebungen, die je nach Kontext zur sozialen Entstigmatisierung, Normalisierung sowie zur Aufwertung des Nicht-Trinkens als Lifestyle beitragen können und gleichzeitig zur Banalisierung von Abhängigkeitserkrankung¹⁴ oder zur verschärften Pathologisierung von Alkoholkonsum. Der Nicht-Konsum von „Suchtmitteln“ wie Alkohol, so fasste es der Kulturwissenschaftler Thomas Hengartner in seinen Überlegungen zum kulturwissenschaftlichen Verständnis von Abhängigkeit und Abstinenz als „kultureller Praxis“ zusammen, „ist aufgeladen mit zum Teil widersprüchlichen Bedeutungen, eingebettet in verschieden(artigst)e Wissensbestände und eingewoben in ebenfalls zum Teil widersprüchliche Diskurse (etwa zu Gesundheit oder zum Körper) und Ideologien“ (Hengartner 2013: o. S.). Dieser Vielschichtigkeit Raum zu geben, Ambivalenzen zwischen Diskurs und Praxis nachzugehen, performative und narrative Widersprüche herauszuarbeiten, (Selbst-)Deutungen der Akteur:innen ernst zu nehmen, und damit einen empirisch-qualitativen Beitrag zu der wissenschaftlich weiterhin naturwissenschaftlich geprägten Diskussion zu Alkoholkonsum zu leisten, kann und soll Aufgabe empirisch-kulturwissenschaftlicher Erforschung von Alkoholkonsum – inklusive Nüchternheit – sein. Hierzu will dieser Beitrag wie folgt einen neuen Vorstoß machen: Zunächst fällt der Blick auf den Stand der sozial- und kulturwissenschaftlichen Alkoholforschung, aus dem der Nicht-Konsum, die Abstinenz, insbesondere die lebensweltliche, also dezidiert empirisch-ethnographische Erforschung von alltäglich gelebter Nüchternheit¹⁵ als Forschungsdesiderat hervorgeht. Anschließendes Ziel des Beitrags ist es, empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven aufzumachen, aus denen Nüchternheit als Alltagspraxis und im Kontext aktueller Entwicklungen perspektiviert und verstanden werden kann. Die teils thesenhaften, teils programmatischen Schlüsse und Überlegungen werden durch alltagsweltli-

14 Der Beitrag orientiert sich mit dieser Bezeichnung an den jüngsten „Empfehlungen für stigmafreie Bezeichnungen im Bereich substanzbezogener und nicht-substanzbezogener Störungen“ der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen e. V. (DHS), https://www.dhs.de/fileadmin/user_upload/2023-09-26-Positionspapier_stigmafreie_Begriffe.pdf, Zugriff 28.03.2025.

15 Die Begriffe „Abstinenz“ und „Nüchternheit“ werden diskursiv meist synonym verwendet. Dieser Text orientiert sich an emischen Verständnissen der Konzepte, welche die Kulturwissenschaftlerin Paula Helm in ihrem Aufsatz *Sobriety vs Abstinence* (2019) herausgearbeitet hat: Hier und auch im vorliegenden Text ist mit Abstinenz eher der stoffliche Nicht-Konsum gemeint, mit Nüchternheit mehr eine über das Nicht-Trinken hinausreichende Lebensweise.

che und aktuelle empirische Beispiele veranschaulicht und verdeutlicht. Grundlage hierfür sind Vorarbeiten – Recherche, teilnehmende Beobachtungen in nüchternen Räumen (z. B. das Feierformat „rauschfreie eXtase“ in Freiburg¹⁶) und Selbsthilfeformaten, informelle Gespräche mit nüchtern lebenden, teils abhängigkeiterfahrenen Akteur:innen – für das DFG-Forschungsprojekt „Abstinente Alltage. Strategien und Techniken der Alltagsnavigation abhängigkeiterfahrener Akteur:innen“, das von Oktober 2025 an am Freiburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft durchgeführt wird.¹⁷

Sozial- und kulturwissenschaftliche Alkoholforschung: Alkoholkonsum als komplexe soziale Praxis

Wie der Konsum von Alkohol hat auch das sozial- und kulturwissenschaftliche Interesse daran eine lange Tradition (vgl. Bennett 1988; Hirschfelder 1994). Volkskundlich-anthropologische Studien nahmen diverse Trinkpraktiken (darunter Rituale, Lieder und Sprüche, Materialitäten, Trinkhandlungen und -muster, Trinkregeln und -spiele) in den Blick: Prominent hierfür stehen die Kneipenforschung (z. B. Dröge/Krämer-Badoni 1987; Gyr 2013; Schwibbe 1998) und auch (kultur-)vergleichende Studien, die eine Differenzierung von Trinkgewohnheiten und Trinknormen verfolgten und deren Kultur-, Gruppen- und Kontextspezifik empirisch herausgestellt haben (Bender et al. 1997; Bimmer/Becker 1987; Everett et al. 1976; MacAndrew/Edgerton 1969¹⁸; Mandelbaum 1965). Historisch-kulturwissenschaftliche Arbeiten nahmen das wechselhafte Verhältnis von Gesellschaften und Alkohol in den Blick, das von Problematisierungskonjunkturen und sich wandelnden Prozessen der Medikalisierung, Pathologisierung und Reglementierung geprägt ist, und zeichneten die Rolle von Alkohol im Zivilisationsprozess nach (z. B. Dunbar/Hockings 2020; Hirschfelder 2003; Jeggle 1978; Spode 1994). Kultur- und sozialwissenschaftliche Arbeiten perspektivierten den alkoholbedingten Rausch als Kulturtechnik und kulturelle Kompetenz (u. a. Hengartner 2013; Rolshoven 2000; Uhlig/Thiele 2002) und arbeiteten die sozialen – darunter die vergemeinschaftenden, (geschlechts-)identitätsstiftenden und distinktiven – Funktionen von Alkoholkonsum heraus (z. B. Douglas 1987; Koler 2014; Romo 2012; Schmelz 1988). Soziologische Arbeiten betrachteten den Konsum von Alkohol primär als ‚soziales Problem‘: Aus den Blickwinkeln von Stigma-

16 The Great Räng Teng Teng, <http://www.raengtengteng.com/300-rauschfreie-extase?date=2022-12-04-18-00>, Zugriff 01.04.2025.

17 Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt *Abstinente Alltage* (Projektnummer 556376662) läuft von Oktober 2025 bis September 2029 unter meiner Projektleitung am Institut für Empirische Kulturwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.

18 Das Buch wurde 2024 von dem Psychiater Jakob Hein aufgrund der Aktualität des Themas wiederentdeckt und übersetzt in *Betrunkenes Betragen. Eine ethnologische Weltreise*.

tisierung und Devianz beleuchteten sie insbesondere alkoholbezogene Probleme wie soziale (und strukturell bedingte) Ungleichheiten und (historisch gewachsene) Prozesse sozialer Disziplinierung, Kontrolle und Sanktionierung (z. B. Groenemeyer/Laging 2012; Klingemann/Gmel 2001; Legnaro 1973; Reinhardt 2005). Als fachübergreifender Konsens sind drei aneinander anschließende Perspektivierungen sozial- und kulturwissenschaftlicher Alkoholforschung auszumachen. Erstens, eine funktionale und praxisorientierte Perspektive: Die sozial- und kulturwissenschaftliche Alkoholforschung versteht Alkohol primär als „kulturelles Lebensmittel“ (Rolshoven 2000: 46) und „Element sozialer Beziehungen“ (Gyr 2013: 226). Sie interessiert sich für die praktisch-performativen Arten und Weisen des Konsums, die sozialen Funktionen, kulturellen Bedeutungen, Symboliken und weiteren Inszenierungen von Alkohol. Dem zugrunde liegt ein paradigmatisches Verständnis von „alcohol use as a complex social practice“ (Dunbar/Hockings 2020). Zweitens, eine konstruktivistische Perspektive auf und ein relatives Verständnis von Alkoholkonsum: Ergebnis der vergleichenden sozial- und kulturwissenschaftlichen Alkoholforschung ist, dass der Konsum, die Bedeutung und Bewertung (etwa De-/Pathologisierungskonjunkturen und soziale Vorstellungen oder Ideale ‚richtigen‘ Trinkens) von Alkohol zeit-, raum- und kulturspezifisch sind, also nur relativ und kontextspezifisch zu betrachten und zu verstehen sind (vgl. Groenemeyer/Laging 2012; Rolshoven 2000; Spode 2001). Und drittens, eine gesellschafts- und wissenschaftskritische Perspektive: Mit dem Verständnis von Alkoholkonsum als komplexe kulturelle Praxis grenzt sich die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung dezidiert von medizinisch-psychiatrischen, psychologischen und sozialpädagogischen Diskursen ab, innerhalb derer Alkoholkonsum „diskursbestimmend problematisiert und pathologisiert wird“ (Rolshoven 2000: 29). Sie positioniert sich als notwendiges Korrektiv mit der Aufgabe, normativen wissenschaftlichen sowie öffentlichen Diskursen eine weniger erklärende, sondern vielmehr verstehende Perspektive entgegenzusetzen (u. a. Heath 1993; Rolshoven 2000).

Geteiltes Ziel sozial- und kulturwissenschaftlicher Alkoholforschung ist es, die Pluralität von Trinkpraktiken und damit einhergehende Trinknormen herauszuarbeiten und eine kontextsensible Differenzierung kultureller Bedeutungen von Alkohol(-konsum) vorzunehmen. Der programmatische Anspruch der Ausdifferenzierung setzt sich im aktuellen Diskurs fort: International richtete sich die sozial- und kulturwissenschaftliche Aufmerksamkeit zuletzt stark auf das Trinkverhalten junger Erwachsener und Studierender (u. a. Caluzzi et al. 2020; Conroy/Measham 2019; Wolburg 2022). Der zuletzt erschienene interdisziplinäre Sammelband *Alcohol, Age, Generation and the Life Course* kritisierte die Unterrepräsentation anderer demographischer Gruppen und nahm generationenspezifisches Trinkverhalten mit der Frage in den Blick, inwiefern Alkoholkonsum lebensphasenspezifisch ist; wie unterschiedlich etwa soziale Erwartungen an das Trinkverhalten verschiedener Altersklassen

sind, wie eng biographische, kulturelle und sozioökonomische Veränderungen mit individuellem Trinkverhalten verknüpft sind und inwieweit Alkoholkonsum dabei Lebensphasen markiert und Lebensläufe mitstrukturiert (vgl. Thurnell-Read/Fenton 2022). Exemplarisch für aktuelle Forderungen in der neu aufgekommenen internationalen Diskussion um Alkoholkonsum formuliert der Band das Desiderat der „lived meanings of drinking practices“ (Thurnell-Read/Fenton 2022: 2) und macht dazu einen neuen Vorstoß. Im Deutschsprachigen beschäftigten sich zuletzt die interdisziplinäre Tagung und der gleichnamige Tagungsband *Gefährlicher Genuss? Getränke und Trinkpraktiken seit der Frühen Neuzeit* (Fabian et al. 2024) damit, wie soziale Ordnungen entlang von Konsumpraktiken – insbesondere von Alkohol als „omnipräsente Substanz“ – historisch nachzuvollziehen sind; wie etwa Mäßigungs-ideale und soziale Distinktion zueinanderstanden oder inwiefern Trinkpraktiken – die Frage danach, „[w]er wann mit wem trank“ – soziale Gruppen stabilisierten und bis heute konstituieren (Weber 2022). Erklärtes Ziel der Tagung war es, die aktuell anglophon geprägten *Drinking Studies* stärker im deutschsprachigen Raum zu verankern. Studien aus diesem Kontext forderten zuletzt explizit dazu auf, Trinkkultur nicht nur statistisch, sondern verstärkt auf lebensweltlicher und mikroperpektivischer Ebene zu erforschen (vgl. Nicholls 2021; Pennay/Room 2016; Romo et al. 2016) und dabei insbesondere „sober individuals’ lived experiences“ (Romo/Obiol 2021: 3) mitzuberücksichtigen. Das hierfür repräsentative interdisziplinäre *Drinking Studies Network* ruft im Rahmen des Forschungsschwerpunkts „Sobriety, Abstinence and Moderation“ dazu auf, „further research into the lived experiences, representations and challenges of drinking moderately or not at all“¹⁹ zu verfolgen. Alltäglich gelebte Abstinenz, so bestärkt es die Schwerpunktkoordinatorin und auf Alkoholkonsumpraktiken spezialisierte Soziologin Emily Nicholls, bleibt ein empirischer blinder Fleck; „the experiences of those who give up alcohol remain neglected in academic literature“ (Nicholls 2022: 251–252).

Die vernachlässigte sozial- und kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Nicht-Trinken, insbesondere alltäglich gelebter Nüchternheit, mag sowohl fachhistorisch und wissenschaftsperspektivisch als auch forschungspraktisch zu erklären sein. Beim Blick auf den Forschungsstand ist eine Tradition der wissenschaftlichen Gegenpositionierung der Empirischen Kulturwissenschaften in der medizinisch-psychologisch geprägten Diskussion von Alkoholkonsum nicht zu übersehen. Das Bestreben, sich dezidiert pathologisierenden Diskursen entgegenzustellen, ist mitunter (fach-)historisch zu erklären; mit der ausdrücklichen Abgrenzung kulturwissenschaftlicher Arbeiten von der „gewichtigen sozialhygienischen Alkoholismusfor-

19 Drinking Studies Network, <https://drinkingstudies.wordpress.com/research-clusters-2/sobriety-abstinence-and-moderation/>, Zugriff 15.03.2025.

schung“ (Rolshoven 2000: 29), wie sie im Kontext des Nationalsozialismus bezeichnet und betrieben wurde. „Vernachlässigt wird“, wie es die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven in ihrem diskursprägenden Aufsatz *Der Rausch* postulierte, „die Abweichung des Zuvieltrinkens, wie sie normativ und drohend über dem alltäglichen Konsumverhalten schwebt“ (Rolshoven 2000: 29). Im Zuge dieser programmatischen und ideellen Abgrenzung scheint auch die ‚Abweichung‘ Abstinenz aus dem Blick geraten zu sein. Denn: Wo Alkoholkonsum als pathologisch klassifiziert wird, gilt Abstinenz als Ziel und Form der Therapie. Abstinenz, der konsequente Nicht-Konsum als Reaktion auf einen ‚Überkonsum‘, wird dabei zum Ausdruck und zur Verlängerung eines ‚krankhaften‘ Alkoholkonsums; zu einer Phase chronischer Suchtkrankheit oder in der diskursprägenden Formulierung der Anonymen Alkoholiker zu einem „Leben in Genesung“ (vgl. Helm 2017).

Forschungspraktisch stellt sich die Herausforderung, das Nicht-Trinken als – vermeintliches – Nichtstun ethnographisch zu erforschen. Als empirischer Zugang dienten bislang primär Selbsthilfeforenate, in denen Abstinenz dominierend am Beispiel des Anonymous-Formats („AA“) erforscht wurde (u. a. Behrendt/Burke 2023; Denzin 1993; Hill/Leeming 2014; Humphreys 2000), im Deutschsprachigen zuletzt von der Kulturwissenschaftlerin Paula Helm: In ihrer Ethnographie *Suchtkultur und Gruppentherapie* untersuchte sie primär über teilnehmende Beobachtungen in Gruppensitzungen und qualitative Interviews mit Beteiligten die „Praktiken und Steuerungsmechanismen“ (Helm 2017: 12) des zwölfstättigen Selbsthilfeprogramms u. a. der Anonymen Alkoholiker. Ein Ergebnis der Studie ist die „mangelnde Alltags-tauglichkeit“ (Helm 2017: 234) der erlernten Praktiken; die Alltagsstrukturen der Akteur:innen stünden oft „im Widerspruch zu den Werten, Normen und Praktiken“ des Programms, sodass individuelle „Strategien“ und „Lösungswege“ zur Alltagsbewältigung gefunden werden müssten (Helm 2017: 234). „Ein Leben in Genesung“, so resümiert Helm, „bringt also oft einen erheblichen Wandel nicht nur im Selbstbezug, sondern auch im sozialen Alltag mit sich“ (Helm 2017: 236). Beispielhafte Hinweise, etwa „die Pflege von Freundschaften“ oder „die eigenen Grenzen deutlich machen“ (Helm 2017: 236), deuten Abstinenz als gelebte Alltagspraxis an. Hier lässt sich ethnographisch weiterfragen: Welche individuellen „Lösungswege“ finden die Akteur:innen, und wie manifestieren sich diese konkret in alltäglichen Situationen? Welche sind die „realen Alltagserfahrungen“ (Helm 2017: 233), die eine abstinenten Lebensführung herausfordern oder konstituieren? Welche (Dis-)Kontinuitäten und konkreten alltagspraktischen Veränderungen sind im „Wiedereinstieg“ (Helm 2017: 233) in alkoholauffine Alltagskultur zu verzeichnen? Welche (über-)individuellen „Genesungspraktiken“ (Helm 2017: 232) (er-)finden die Akteur:innen? Kurzum: Wie gestalten abstinent Lebende Alltag in lebensweltlichem Detail? Solche und anschließende Fragen können aus der folgenden Perspektive, Nüchternheit als gelebte Alltagspraxis zu verstehen, gestellt werden.

Nüchternheit als Alltagspraxis

Der Anspruch, Alkoholkonsum nicht zu pathologisieren, sondern empirisch sensibel zu erforschen, was rückblickend eher zum Ausblenden von Abstinenz geführt hat, kann und sollte im Kontext der interdisziplinären *Drinking Studies* (u. a. Savic et al. 2016; Thurnell-Read/Fenton 2022) und den sich aktuell neu etablierenden *Sobriety Studies* als Stärke und Chance empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung zu Alkoholkonsum – und nicht Nicht-Konsum – produktiv gemacht werden: Indem Abstinenz nicht als Phase chronischer Suchtkrankheit und Therapie dergleichen, sondern empirisch-kulturwissenschaftlich als individuell ausgestaltete Form der Alltags- und Lebensführung verstanden wird, die sich über diskursive und performative Alltagspraktiken konstituiert. Aus dieser Perspektive kann Nüchternheit in Form alltäglich gelebter Praxis ethnographisch zugänglich gemacht und über institutionalisierte Formate wie das viel beachtete Anonymous-Format hinaus erforscht werden. Zu diesem Zweck werden im Folgenden einige praxis- und alltagstheoretische Überlegungen angestellt, das Nicht-Trinken von Alkohol als Alltagshandeln und -denken zu verstehen und entsprechend zu perspektivieren. Im Sinne des induktiven Charakters der empirisch-kulturwissenschaftlichen Denk- und Forschungsweise wird die alltagspraktische Perspektive anschließend um gesellschafts- und gegenwartsdiagnostische Blickwinkel erweitert. Ziel ist es, mikro- und makroperspektivische Überlegungen zu Nüchternheit als Alltagspraxis und Gegenwartsphänomen im Kontext der (Be-)Deutungs- und Interpretationsgemengelage von Abstinenz/Nüchternheit als Therapieform, Lifestyle und soziale Bewegung im Kontext aktueller Entwicklungen zu skizzieren.

Nüchternheit als aktives Nicht-Tun

Nicht nur sozialer und ‚abusiver‘²⁰ Alkoholkonsum, sondern auch der Nicht-Konsum findet im Alltag statt. Soziales, hier verstanden als gemeinschaftliches, kommunikativ-interaktives Konsumieren von Alkohol – z. B. das Feierabendbier unter Kolleg:innen, die Kneipentour mit Freund:innen, der Wein zum Filmabend mit Partner:innen – ist sozial ratifiziert und für viele normativ alltäglich. Auch das Vieltrinken und damit einhergehende Routinen – z. B. das regelmäßige Einkaufen bestimmter Alkoholika, individuell ritualisierte Konsummuster oder das auf einen Wochentag festgelegte Entsorgen von Altglas – sind für einige Teil des Alltags. Für manche bestimmt und organisiert der Konsum den Tagesablauf, für andere strukturiert und für wieder andere begleitet er ihn regelmäßig oder punktuell. Entsprechend ist ein nüchternes Leben kein triviales ‚Weglassen‘ von Alkohol, das den Alltag unhinter-

20 Dieser und genauso folgenden Formulierungen liegt ein relationales Verständnis solcher Kategorisierungen zugrunde, das die kulturelle Bedingt- und Bestimmtheit von Krankheitsdefinitionen mitdenkt (vgl. u. a. Spode 2001).

fragt lässt, sondern ein zu etablierendes, soziokulturell zu verhandelndes Leben nach anderen Alltäglichkeiten. Die größere und langfristige Herausforderung des Nüchternseins – so der diskursive Konsens abstinent lebender Akteur:innen – ist nicht der stoffliche Entzug, sondern der kulturelle: Das Nicht- und Andersteilnehmen an einem gesellschaftlichen, sozialen Miteinander, das das „kulturell tief verankerte und allgegenwärtige“ Konsumieren von Alkohol (Heinz/Daedelow 2021: 650) als Selbstverständlichkeit und damit als Alltäglichkeit versteht und handhabt. Als „kulturelles Lebensmittel“ (Rolshoven 2000: 48) ist Alkohol ritualisierter und routinierter Bestandteil sozialer Praxis in sämtlichen Lebensbereichen: Im Kontext von sowohl Freude als auch Trauer, von Ekstase und Gemütlichkeit, von Alltäglichem sowie Außeralltäglichem, im Privaten sowie im öffentlichen Raum, im Rahmen von Familien- oder Firmenfeiern, religiösen Anlässen, Dating oder diversen Freizeitaktivitäten und Festivitäten – „alcohol is involved with both mundane daily routines and with special occasions“ (Thurnell-Read/Fenton 2022: 1). Der Konsum von Alkohol strukturiert und begleitet biographische Übergänge (z. B. Junggesell:innenabschiede), besiegelt zwischenmenschliche (z. B. Bruderschaftstrinken) sowie geschäftliche Beziehungen (z. B. Sektempfänge), rhythmisiert Tagesabläufe (z. B. das sogenannte Feierabendbier), begleitet Alltagshandeln (z. B. das sogenannte Wegbier) und tritt als identitäts- und gemeinschaftsstiftendes Kulturgut auf (z. B. regionale Weinfeste, lokale Brauereien, Oktoberfest). „[A]lcohol and its consumption“, so formulieren es die britischen Soziolog:innen Thurnell-Read und Fenton im jüngsten kultur- und sozialwissenschaftlichen Sammelband zu Alkoholkonsum, „are woven into the social and cultural fabric of everyday life“ (Thurnell-Read/Fenton 2022: 2). Entsprechend alltäglich wie der Konsum von Alkohol ist für zahlreiche Menschen – obgleich aus gesundheitlichen, religiösen, politischen oder anderen lebensstilistischen Gründen²¹ – das wiederholte und dabei gezielte Nicht-Trinken. Das ‚Weglassen‘ von Alkohol – so die hier verfolgte These – ist dabei nicht als passives Nichtstun, sondern vielmehr als aktives „spezifizierte[s] Nicht-Tun“ (Heimerdinger 2023: 9) zu verstehen. Am Beispiel von Akteur:innen, die sich einem minimalistischen Lebensstil zuschreiben, macht der Kulturwissenschaftler Timo Heimerdinger deutlich, dass das Weglassen und Unterlassen als eine „aktive kulturelle Praxis und Effekt eines gezielten Verhaltens“ (Heimerdinger 2023: 18) zu verstehen ist, in der sich teils unbewusste, oft un-

21 Der Beitrag unterscheidet bewusst nicht kategorisch zwischen Menschen mit Abhängigkeitserfahrung und anderen. Zum einen, weil der Übergang zwischen den (medizinischen) Kategorisierungen von Konsum (‚riskant‘, ‚problematisch‘, ‚missbräuchlich‘, ‚abusiv‘) als fließend bekannt ist. Zum anderen, um die stigmatisierende und normativierende Unterscheidung zwischen ‚abhängigen‘ und ‚normalen‘ Konsument:innen zu vermeiden. Stattdessen wird die Konsumerfahrung nüchterner Akteur:innen hier als Spektrum von Erfahrungen gedacht, vor dessen Hintergrund abstinent Lebende auch vergleichbaren Herausforderungen begegnen.

terhinterfragte, individuelle Gewohnheiten und Routinen zeigen. Mit Blick auf das Nicht-Trinken etwa das praktische, teils taktische Vermeiden, das spontan-situative Umgehen, das materielle Ersetzen, das kulturelle Umdeuten oder das kommunikative Ablehnen von Alkohol, das für manche eine seltene, für andere eine regelmäßig wiederkehrende oder alltägliche (Dauer-)Aufgabe ist.

Nüchternheit als Leben nach anderen Selbstverständlichkeiten

Ein nüchternes Leben im Kontext alkoholaaffiner Alltagskultur ist, thesenhaft formuliert, ein in vielen sozialen Kontexten anti-normatives Leben nach anderen Selbstverständlich- und Regelmäßigkeiten. Vergleichbar mit neuen Nichtraucher:innen, die „ein neues Universum täglicher Rhythmen, Rituale und geselliger Situationen“ (Ehn/Löfgren 2012: 111) schaffen (müssen), so metaphorisierten es die schwedischen Kulturanthropologen Billy Ehn und Orvar Löfgren, sind auch (neue) Nicht-trinker:innen dazu herausgefordert, eine (Alltags-)Welt nach einer veränderten inneren sowie äußeren „Ordnung mit Regeln, Gewohnheiten und Rhythmen“ (Ehn/Löfgren 2012: 112) zu etablieren. Was für viele selbstverständlich ist, kann für nüchtern Lebende an Alltäglichkeit und damit an Selbstverständlichkeit verlieren: Wie teilnehmen an alkoholreichen Festivitäten, Stammtischen oder Kochabenden? Wie Freundschaften gestalten, die sich hierüber konstituieren? Wo einkaufen, wenn Alkohol zu vermeiden ist?²² Was antworten, wenn der/die Datingpartner:in fragt, ob man zusammen was trinken gehen will? Was *machen*, während andere trinken? Unhinterfragte Alltäglichkeiten alkoholreichen Zusammenlebens können zu sozialen Verhandlungs- und Konfliktsituationen, für manche auch zu therapeutisch sogenannten ‚Risikosituationen‘ werden (z. B. das Blumengießen bei Nachbar:innen, die Alkoholika vorrätig haben, oder das spontane Vorbeischlendern an der ehemaligen Stammkneipe). Routinen und Rhythmen, individuelle Gewohnheiten und soziale Dynamiken, die Alltag konstituieren, werden zu – potenziell krisenhaften – sozio-kulturellen und dabei immer auch moralischen Aushandlungsprozessen. Alltag als das als „fraglos“ und „unproblematisch“ Erlebte (Greverus 1978: 99) wird in mal mehr und mal weniger vorhersehbaren Alltagsituationen infrage gestellt; er kann an unterschiedlichen Stellen der individuellen Lebensführung und im Kontext (inter-)subjektiver Lebenswelten zur Herausforderung und möglicherweise zum Problem werden.

22 Exemplarisch für die Alltagswirklichkeit dieser Herausforderung steht die Diskussion um die Schweizer Supermarktkette *Migros*, deren Einführung von Alkoholika 2022 per Volksentscheid mit dem Argument gestoppt wurde, dass die Filiale „für Menschen mit Alkoholproblemen ein sicherer Ort zum Einkaufen sei.“ <https://www.alkoholpolitik.de/aktuell/europa-und-eu/schweiz/563-migros-bleibt-alkoholfrei>, Zugriff 27. 03. 2025.

Nüchternheit als Alltagskompetenz

Das Nicht-Trinken „ins Alltagsdenken, -handeln und in Alltagslogiken“ (Hengartner 2013: o. S.) zu integrieren, ist nicht nur alltägliche oder situative Herausforderung, sondern auch Alltagskompetenz. Hengartner bewertete die „kulturelle Praxis ‚Sucht‘“ einst als „kulturelle Kompetenz“, die in „soziale und kulturelle Handlungs-, Verstehens- und Deutungszusammenhänge“ eingebettet ist (Hengartner 2013: o. S.). Genauso wie der Konsum ist auch Abstinenz, „also deren Einbau und Eingang in alltägliche Sinn-, Bedeutungs- und Handlungshorizonte wie -routinen“ (Hengartner 2013: o. S.) als kulturelle Praxis und Kompetenz zu verstehen. Die „Fähigkeit zum Verzicht“ (Heimerdinger 2023: 15), als welche längerfristige Nüchternheit gedeutet werden kann, impliziert immer auch Prozesse des „Umdenkens und Umlernens von Alltagsroutinen“ (Heimerdinger 2023: 17), die nach veränderten zeitlichen und räumlichen Abläufen (z. B. frühzeitiges Verlassen abendlicher Veranstaltungen, soziale Verabredungen zu anderen Tageszeiten in Cafés anstatt Bars) und entlang anderer Gewohnheiten (z. B. ‚Morgenroutine‘ statt ‚Katerfrühstück‘, Kartenspiel statt Trinkspiel) verlaufen. Hierbei bilden nüchterne Akteur:innen oft spezifische Kompetenzen (z. B. eine gesteigerte Sensibilität für normabweichendes Trinkverhalten) und alternatives Alltagswissen – Sonderwissen (Schütz 1972) – aus: z. B. wo alkoholfrei einzukaufen ist, welche Straßen frei von Kneipen sind, in welchen sozialen Kontexten und Situationen meist (nicht) getrunken wird, in welchen Lebensmitteln Alkohol verarbeitet ist. Die britische Soziologin und ausgewiesene Alkoholforscherin Emily Nicholls weist zudem darauf hin, dass sich Umstrukturierungen im Kontext von nüchternem Alltagsleben auch in Prozessen der Repriorisierung und Reorganisation von Zeit, Geld und anderen Ressourcen zeigt. Gemeint ist etwa das zielgerichtete Aufsparen von Geld, das nicht mehr in Alkoholika investiert, oder die Umwidmung von Zeit, die nicht mehr zum Trinken oder zur Erholung genutzt wird (vgl. Nicholls 2021: 78). Über solche individuellen Praktiken hinaus begegnen sich nüchterne Akteur:innen alkoholaffiner Alltagskultur auch gemeinschaftlich: Sie schaffen ‚alternative‘ Formen und Formate der Freizeitgestaltung (z. B. „Rauschfreie eXtase“ eines Freiburger Nachtclubs²³, „Coffee & Clarity“ oder „Sober Bar-Hopping“ einer Münchner Initiative²⁴), bilden (sozialmediale) Gemeinschaften (z. B. abstinente Stammtische, Online-Communities wie *SodaKlub*²⁵), teilen und produzieren Erfahrungen und Wissen (z. B. über Podcasts²⁶) und (re-)produzieren dabei abstinenzlegitimierende Narrative (z. B. Gesundheitsbewusstsein).

23 The Great Räng Teng Teng, <http://www.raengtengteng.com/300-rauschfreie-extase?date=2022-12-04-18-00>, Zugriff 14. 03. 2025.

24 High Sobriety Club Munich, <https://www.highsobriety.club/munich>, Zugriff 14. 03. 2025.

25 SodaKlub, <https://www.sodaklub.com/>, Zugriff 13. 03. 2025.

26 Mittlerweile ist eine Vielzahl an Podcasts, auch an deutschsprachigen, zu dem Thema zu finden, darunter „SodaKlub – Podcast für Unabhängigkeit“, „SUCHT und SÜCHTIG“ oder „Deep and Dry“.

Zu weiteren Bedeutungsebenen von Nüchternheit: Ideal – Lebensstil – soziale Bewegung

Das alltägliche Tun, so das geteilte Verständnis sozial- und kulturwissenschaftlicher Alltagsforschung, ist immer eingebettet in soziale und kulturelle Bedeutungsmuster und Logiken. Alltagspraktiken interagieren mal impliziter und mal expliziter mit gesellschaftlichen Diskursen und sind Ausdruck derselben. Konsequenterweise vollzieht sich auch Nüchternheit als Alltagspraxis im Kontext von gesellschaftlichen Normen und Idealen, daran anschließenden Wertesystemen und den stets dazugehörigen Aushandlungsprozessen. Im Folgenden wird der kulturanalytische Blick also nochmal von der alltagspraktischen Ebene gehoben, um ihn über die Makroebene schweifen zu lassen; um gesellschafts- und gegenwartsdiagnostische Perspektiven anzudeuten, die Nüchternheit als Alltagspraxis kontextualisieren.

Nüchternheit als sozialer Wert und gesellschaftliches Ideal?

Alltagsprachlich hat Nüchternheit bekanntermaßen verschiedene Bedeutungsebenen. Eine „nüchterne“ Person ist, wie es das führende deutsche Lexikon definiert, entweder „nicht betrunken“ oder – und erfahrungsgemäß miteinander einhergehend – „sachlich“ denkend und zu einer „nüchterne[n] Einschätzung der Lage“ befähigt. „Nüchtern“ bedeutet also substantiell „keinen Alkohol getrunken habend“, beschreibt aber gleichzeitig ein Sentiment, eine Haltung, einen Blick aufs Leben; nämlich „sich auf das sachlich Gegebene, Zweckmäßige beschränkend“. ²⁷ Eine nüchtern agierende Person, so legen es auch die veranschaulichenden Beispiele des digitalen Dudens nahe, kann eine Situation emotionsarm einschätzen und relativ unvoreingenommen beurteilen. Sie ist, in anschließender Interpretation, wenig emotions- und vielmehr informationsgesteuert, handelt rational und pragmatisch und wird dadurch tendenziell als verlässlich und auch vertrauenswürdig wahrgenommen. Assoziativ auf der Begriffsebene betrachtet, bedeutet und verfolgt Rausch eine Art Eskalation, Nüchternheit im Umkehrschluss die De-Eskalation. Nüchternheit ist – lose weiterinterpretiert – eine gute, nützliche Art der Kontrolle; sie beruhigt. Solche Assoziationen und damit eingehende Affizierungen schlagen sich, thesenhaft mit kursoischem Blick auf die mediale Berichterstattung formuliert, auch gesellschaftsdiskursiv und -politisch nieder: „Trocken, nüchtern, ziemlich deutsch“ ²⁸ übertitelte ein Bericht während des Wahlkampfes den heutigen Bundeskanzler Friedrich Merz. Die hier zur Charakterbeschreibung des Kanzlerkandidaten ²⁹ aufgegriffenen Adjektive

27 Duden, <https://www.duden.de/rechtschreibung/nuechtern#Bedeutung-1>, Zugriff 16.03.2025.

28 News, „Trocken, nüchtern, ziemlich deutsch: Kann Friedrich Merz Kanzler?“, <https://www.news.at/politik/friedrich-merz-kanzler>, Zugriff 16.03.2025.

29 Auch der ehemaligen Bundeskanzlerin Angela Merkel wurde häufig eine trockene Art und ein „nüchtern-pragmatische[r]“ Politikstil zugeschrieben (hier exemplarisch https://www.spiegel.de/thema/angela_merkel/, Zugriff 26.03.2025).

prägen auch den Abstinenzdiskurs. „Trocken“ zu sein, bezeichnet umgangssprachlich im Vokabular der Anonymen Alkoholiker ein alkoholabstinentes und langfristig „nüchternes“ Leben. Der stereotypisierende Zusatz „ziemlich deutsch“ verlockt zu der Frage: Ist Nüchternheit aktuell (wieder) ein gesellschaftliches und dabei gesellschaftsspezifisches Ideal? Sicher ist: Die soziale Bewertung von Konsumpraktiken wie dem Nicht-/Trinken von Alkohol orientiert sich an zeit- und gesellschaftsspezifischen Normen, Werten und Idealen. Diese überschneiden und spiegeln sich – wie im herangezogenen Beispiel – nicht nur semantisch, sondern auch ideell in gesellschaftlichen Diskursen zu diversen Lebensbereichen. Der Kulturosoziologe Frank Nolte geht aus kultur- und ideengeschichtlicher Perspektive auf die sozialen Konzepte „Sucht“ und „Nüchternheit“ so weit, folgende Gegenwartsdiagnose zu stellen: „Noch immer sind die westlichen Gesellschaften geprägt von einer Angst vor Irrationalität und mangelnder Affektkontrolle (vgl. dazu Elias 1989)³⁰ – und noch immer wird eine andere Idee als Ideal angesehen und angestrebt: die der rationalen Selbstbestimmung des Individuums“ (Nolte 2024: 165). Das Ideal der Selbstbestimmung zieht sich medial auch durch den aktuellen Nüchternheitsdiskurs, in dem es – in den exemplarischen Worten einer der prominentesten Akteur:innen der deutschen ‚Sober-Szene‘, Autorin und Unternehmerin Nathalie Stüben³¹ – darum geht, ein „nüchternes, zufriedenes und selbstbestimmtes Leben zu führen, in dem Alkohol bald keine Rolle mehr spielt“. ³² Selbstbestimmung wird hier als Gegenbegriff zur Abhängigkeit positioniert und gleichzeitig zur Bedingung für ein gutes Leben. Auch das Ideal der Rationalität zeigt sich in einem diskursiv wiederkehrenden Tropus: die „Klarheit“. Kim aus dem Einstiegsbeispiel versteht unter einem nüchternen Leben etwa „ein Leben voller Klarheit“³³, eine weitere Sober-Aktivistin und Podcasterin formuliert für ihre Zuhörer:innenschaft das Motto: „Bleib klar im Kopf“³⁴. An die Idee geistiger Klarheit sind Vorstellungen von Selbstbestimmung, Rationalität und auch Zurechnungsfähigkeit, Selbstverantwortung und Kompetenz geknüpft: Wer klar denkt, trifft sinnvolle(re), bessere Entscheidungen. Hier vermischen und verbinden sich die Bedeutungsebenen von „nüchtern“: Nüchternheit als alkoholfreies Leben, und dabei als reflektierte, bewusste, emotionsregulierte Art zu leben – als nüchterne Lebensweise im doppelten Sinne.

30 Nolte verweist hier auf Elias, Norbert. 1989. *Über den Prozess der Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

31 Nathalie Stüben hat zwei Bücher zum Thema veröffentlicht: *Ohne Alkohol – die beste Entscheidung meines Lebens* (2021) und zusammen mit dem Psychiater Prof. Dr. Falk Kiefer *Frauen und Alkohol. Wie sie trinken, warum sie trinken und was sie gewinnen, wenn sie damit aufhören* (2024).

32 OAMN, <https://oamn.jetzt/30-tage/>, Zugriff 26.03.2025.

33 LemonClub, <https://lemonclub.me/#retreats>, Zugriff 15.03.2025.

34 Kater.Sucht.Freiheit, <https://www.katersuchtfreiheit.de/>, Zugriff 25.03.2025.

Nüchternheit zwischen Pathologisierung und Lifestylisierung

Aus medizinischer Sicht ist Abstinenz eine Form der Therapie von Abhängigkeits-erkrankungen wie der Alkoholabhängigkeit sowie darauf zurückzuführenden Fol-geerkrankungen. In Deutschland trinken nach Angaben der *Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen* hochgerechnet neun Millionen Menschen „problematisch“; ihr Al-koholkonsum beeinträchtigt ihr physisches und psychische Wohlbefinden. Rund 1,6 Millionen Menschen werden als akut alkoholabhängig geschätzt (DHS 2023: 15–16). Die Trennlinien zwischen ‚riskantem‘, ‚problematischem‘, ‚missbräuchlichem‘ und ‚abusivem‘ Konsum sind empirisch und so auch diagnostisch-definitiv unscharf, die Übergänge gelten als fließend und bleiben aus konstruktivistischer Perspek-tive „kulturbestimmt“ (Spode 2001: 36). Als langfristig hilfreichste therapeutische Maßnahme gilt in allen Fällen, so die aktuelle wissenschaftliche Tendenz, die Ab-stinenz, was sich in Deutschland auch gesetzlich niederschlägt: Die institutionalisierte und durch die Deutsche Rentenversicherung finanzierte „Rehabilitation bei Abhängigkeitserkrankungen“ verfolgt und basiert auf dem sogenannten „Abstinenz-paradigma“³⁵ – auf Abstinenz als gleichzeitig Form und Ziel einer Therapie. Das Nicht-Trinken wird in diesem Kontext zur (Genesungs-)Phase, zum Gegenbegriff von Krankheit. Abstinente – mit oder ohne Diagnose – sind daher häufig mit dem „double stigma“ (Romo 2018: 293) konfrontiert, nicht mitzutrinken, und das (womöglich) aufgrund eines Alkoholproblems; also auf zwei Arten ‚falsch‘ zu konsumieren bzw. konsumiert zu haben. Auch um dem auszuweichen, tritt anstelle der stigmatisierten Abstinenz die optimistischere Nüchternheit: In ihrem Aufsatz *Sobriety Versus Absti-nence* differenzierte Paula Helm auf Basis von Informationsmaterial, teilnehmender Beobachtung und autobiographischen Texten im Kontext des Anonymous-Formats, wie die sogenannten 12-Stepper die Konzepte Nüchternheit und Abstinenz deuten, definieren und für sich nutzbar machen. Abstinenz, so schlussfolgert sie, definierten die meisten eindeutig als „abstaining from alcohol and drugs“ (Helm 2019: 33), also als konsequentes Nicht-zu-sich-Nehmen von u. a. Alkohol. Nüchternheit hingegen werde interpretationsoffener als „way of life“ (Helm 2019: 32) gedeutet; „sober“, also nüchtern sein, bedeute vielmehr eine Art „state of mind“ (Helm 2019: 33). Nüchternheit greift für die Akteur:innen weit über die ‚bloße‘ Abstinenz hinaus: Es ist eine Lebensart, die Verbesserungen in diversen Lebensbereichen anstrebt und mit sich zu bringen verspricht. Ein geradezu holistischer Ansatz, der nicht nur das stigma-behaftete Verständnis von Alkoholabhängigkeit als – mit Abstinenz – behandelbare, aber unheilbare lebenslange Krankheit infrage stellt, sondern suggeriert: „[S]obriety might even hold the potential of reaching a state of well-being beyond the average

35 Deutsche Rentenversicherung, „Rehabilitation bei Abhängigkeitserkrankungen“, https://www.deutsche-rentenversicherung.de/Bund/DE/Presse/Presseseminare/2019_11_14_13_wuerzburg/14_11_folien_gross.pdf?__blob=publicationFile&v=1, Zugriff 28.03.2025.

population“ (Helm 2019: 33). Abstinenz ist hier der ‚primäre‘ Schritt der Genesung („recovery“), Nüchternheit die langfristigere, ‚sekundäre‘ Phase und Form, die weit über die Abstinenz als das ‚bloße‘ Nicht-Konsumieren von Alkohol hinausreicht und einen (andauernden) Prozess der positiven Selbstentwicklung und Selbsttransformation beschreibt (vgl. Helm 2019: 35).³⁶ Diese Sichtweise positioniert Abstinenz als initialen, fundamentalen Anteil von Nüchternheit als sinn- und identitätsstiftendem Lebensstil.

Nüchternheit als soziale – und feministische? – Bewegung

„Die neue Nüchternheit“, wie sie die *Zeit Online* betitelte,³⁷ wird sowohl medial als auch von den Akteur:innen bereits als soziale Bewegung eingeordnet. Als „eine der Begründerinnen der deutschen ‚Nüchternheitsbewegung‘“³⁸ benannte etwa die ARD die Journalistin und Wissenschaftlerin Nathalie Stüben,³⁹ die auf ihrer Homepage, über die sie selbsterarbeitete Abstinenz-Programme anbietet, wiederum vergemeinschaftend über „unsere Nüchternheitsbewegung“ schreibt.⁴⁰ Als eine der prominentesten Vertreter:innen der deutschsprachigen ‚Sober-Szene‘ stellt Stüben auch politische Forderungen, spricht sich in reichweitenstarken Talkshow-Formaten⁴¹ für stärkere politische Verantwortungsübernahme und Reglementierung der Alkoholindustrie aus.⁴² Als öffentlichkeitswirksame Akteurin vereint sie drei Charakteristika, die sich gegenwärtig an Nüchternheit als sozialer Bewegung beobachten lassen: Sie ist politisch, (selbst-)unternehmerisch – und weiblich. Die neue Nüchternheitsbewegung, bislang primär im anglophonen Raum untersucht, wurde studienübergreifend als „women-led“ (Cobb 2024: 1) und „women-centered“ (Cobb 2024: 11) charakterisiert, was mit der demographisch weiblich geprägten Nutzung von sozialen Medien wie insbesondere Instagram als Plattform für die vor allem digital organi-

36 Hier erwähnt Helm auch das sogenannte „Better Than Well-Phänomenon“ und verweist dazu u. a. auf Hibbert und Best 2011.

37 Zeit Online, <https://www.zeit.de/gesellschaft/2022-02/alkoholkonsum-industrie-mindful-drinking-trend-kulturwandel>, Zugriff 27. 05.2025.

38 ARD, <https://www.ardmediathek.de/video/ndr-kultur-das-journal/verzicht-auf-alkohol-januar-trend-auf-dem-buchmarkt/ndr/Y3JpZDovL25kci5kZS85YTM0MzRhOS030TEwLTRiMjQyYmIwYy0yNdc3M2FiZjYwYmY>, Zugriff 27. 05. 2025.

39 Nathalie Stüben promoviert aktuell an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, betreut vom Psychiater und Alkoholismusforscher Prof. Dr. Michael Soyka, mit dem u. a. sie bereits einige wissenschaftliche Artikel auf Basis ihrer web-basierten Angebote veröffentlicht hat (zuletzt etwa Stüben et al. 2025).

40 Z. B. <https://oamn.jetzt/2025/01/schoene-nachrichten-fuer-2025/>, Zugriff 16. 03. 2025.

41 Z. B. bei „Markus Lanz“ am 12. März 2024 https://www.youtube.com/watch?v=oXjxK_X1U28, Zugriff 27. 03. 2025.

42 OAMN, „Das Geschäft mit der Sucht“, veröffentlicht am 23.09. 2024, <https://oamn.jetzt/2024/09/das-geschaef-mit-der-sucht/>, Zugriff 16. 03. 2025.

sierte Bewegung sowie mit patriarchalen Strukturen von Gesundheitssystemen und traditionellen Selbsthilfeangeboten erklärt wird (vgl. Davey 2022; Sanders 2019). Emily Nicholls bringt mit der aufsatztitelgebenden Formulierung *Sober Rebels or Good Consumer-Citizens?* die Frage auf den Punkt, inwiefern sich weibliche Akteur:innen gegenwärtig entgegen oder entlang neoliberaler und dabei patriarchaler Logiken – wie der Selbstoptimierung – positionieren. Dabei wird einerseits die kommerzielle, wellnessindustrielle Vermarktung von Nüchternheit als neuer ‚Self-Care-Trend‘ hinterfragt, andererseits wird Nüchternheit als Ermächtigungsstrategie und Praxis der Selbstfürsorge innerhalb kapitalistischer und patriarchaler Strukturen gesehen; das Nein zu Alkohol als performierte Selbstbestimmung, als politischer Akt der Re-Organisation von Care-Arbeit in Form von Selbstliebe und Selbstfürsorge (vgl. Davey 2023, 2022; Nicholls 2021). Im Rahmen einer sich etablierenden sozialen und gleichzeitig feministischen Bewegung, so fasst es die britische Soziologin Claire Davey in ihrer Analyse von weiblich dominierten Online-Gemeinschaften und über Interviews mit weiblichen Mitgliedern zusammen, zeigt sich Nüchternheit „as a life-changing practice for their physical, mental and menstrual health, whilst operating within, and sometimes engaging with, neoliberal wellness ideology“ (Davey 2022: 59). Für weitere kulturanalytische Betrachtungen von Nüchternheit heißt das: Nicht nur Trinkpraktiken und -normen sind gegendert (u. a. Nicholls 2022; Romo-Avilés et al. 2023; Schwibbe 1988), Nüchternheit als Praxis und soziale Bewegung ist es auch.⁴³

Zusammengefasst und weitergefragt

Der Beitrag plädiert dafür, dass sich die empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung im Kontext aktueller Abstinenzbestrebungen neu in die interdisziplinäre Alkoholkonsumforschung einmischt. Er schlägt vor, die traditionell kritisierende Perspektive auf insbesondere wissenschaftliche Bewertungen von Alkoholkonsum(-praktiken) nicht wie in der Vergangenheit abgrenzend, sondern als kritisch informierte Auseinandersetzung mit Konsum- und dabei eben auch Nüchternheitspraktiken gewinnbringend einzubringen. Ziel soll eine nachvollziehend-verstehende und empirisch sensibilisierte Perspektive sein, aus der Nüchternheit in einem spezifischen kulturellen Kontext und reflexiv aus diesem Kontext heraus diskutiert werden kann. Zu diesem Zweck wurde das Thema Nüchternheit folgendermaßen (neu) angedacht: Zunächst wurde der programmatische Vorschlag gemacht,

43 Im Deutschsprachigen forscht Anna Kraft im Rahmen eines Promotionsprojekts mit dem Arbeitstitel „Sober Bodies – Sober Spaces: Eine feministisch-rekonstruktive Geschlechteranalyse alkoholbezogener Nüchternheit“ an der Universität Basel im Bereich Gender Studies aktuell zur symbolisch-materiellen Bedeutung von alkoholbezogener Nüchternheit bei der (Re-)Produktion von Geschlechterordnungen und Machtverhältnissen. Siehe <https://genderstudies.philhist.unibas.ch/de/doktorat/dissertationen/sober-bodies-sober-spaces/>, Zugriff 27.03.2025.

Nüchternheit empirisch-kulturwissenschaftlich nicht als (Krankheits-)Zustand, sondern als kontinuierlich und aktiv (wieder-)herzustellende Alltagspraxis zu verstehen: als aktives Nicht-Tun, als Leben nach anderen Selbstverständlich- und Regelmäßigkeiten und dabei als Alltagskompetenz. Anschließend wurde Nüchternheit auch gesellschaftsanalytisch großwinkliger angedacht: als sozialer Wert und gesellschaftliches Ideal, als Therapie- und/oder sinnstiftende Lebensform, und schließlich als soziale und dabei auch feministische Bewegung. An die angestellten Überlegungen lässt sich auf verschiedenen Ebenen anknüpfen.

Auf begrifflicher und konzeptioneller Ebene steht es im Anschluss an Helm (2019) aus, eine emische Differenzierung von Abstinenz und Nüchternheit außerhalb des institutionalisierten Anonymous-Kontextes abzubilden und Abstinenz und Nüchternheit als soziale Konzepte zu schärfen, etwa auch die Übergänge zwischen Abstinenz, Nüchternheit und (wieder) unhinterfragtem Alltag empirisch zu identifizieren. Auf analytischer Ebene lohnt sich eine empirisch basierte Abgrenzung von Nüchternheitspraktiken zu Verzichtspraktiken (Heimerdinger/Kanz 2025) und Praktiken des Unterlassens (Heimerdinger 2022) oder auch der Substitution.⁴⁴ Wie steht Verzicht als „Reizvokabel“ (Heimerdinger 2020) Nüchternheit als diskursiv so gerahmtem Freiheitsbegriff, als Begriff der Hoffnung und des guten und gelingenden Lebens gegenüber? Wann und inwieweit sind Praktiken des Weglassens (immer) auch Ersatzpraktiken und -prozesse? Und wo kann der Unterschied zur medizinisch sogenannten Suchtsubstitution liegen? Gesellschaftsanalytisch und gegenwartsdiagnostisch ist die (Problematisierungs-)Konjunktur von ‚Sucht‘ und die damit einhergehende Ausweitung bzw. Aufweichung des Suchtbegriffs (vgl. Schmidt-Semisch 2024) in den zu Blick nehmen, gemeint sind etwa medial kursierende Pathologisierungen wie „Liebessucht“, „Beziehungssucht“ oder auch „Emotionssucht“, die z. B. von bekannten Dating-Portalen⁴⁵, diversen (insbesondere ‚Frauen‘-)Magazinen⁴⁶ und auch von Krankenkassen⁴⁷ diskursiviert werden. Bei solchen sogenannten Verhaltens-

44 Das Thema Substitution nahm jüngst die interdisziplinäre Tagung der Isa Lohmann-Siems-Stiftung *(un-)ersetzlich. Praktiken, Normen und ästhetische Rahmungen der Substitution* am 7. und 8. Februar 2025 in Hamburg in den Blick. Die Veranstaltung strebte ein empirisch basiertes Nachvollziehen von Logiken der Substitution und eine generelle Theoretisierung von Substitution an.

45 Z. B. ElitePartner, „Liebessucht – Wenn Liebe nicht mehr freiwillig ist“, geschrieben von Helena Papadakis, veröffentlicht am 15. Februar 2018, <https://www.elitepartner.de/magazin/meistern/liebessucht/>, Zugriff 01.04.2025.

46 Z. B. COSMOPOLITAN, „Liebe und Drogensucht: So ähnlich können sie sich sein“, veröffentlicht am 14.12.2022, <https://www.cosmopolitan.de/liebe-und-drogensucht-so-aehnlich-koennen-sie-sich-sein-127043.html>, Zugriff 01.04.2025.

47 Z. B. AOK, „Emotionale Abhängigkeit erkennen und lösen“, <https://www.aok.de/pk/magazin/koerper-psyche/psychologie/emotionale-abhaengigkeit-ursachen-symptome-und-auswege/>, Zugriff 01.04.2024.

süchten ist Abstinenz weit weniger eindeutig zu definieren als bei substanzgebundenen: Was bedeutet Nüchternheit im Kontext dieser ‚neuen‘ Süchte? Interessant ist hier auch die zu beobachtende Gleichzeitigkeit einer Ausweitung, provokant formuliert gar einer Popularisierung, von sowohl Sucht als auch Nüchternheit und deren Zusammenhänge kulturanalytisch nachzuvollziehen. Historisch betrachtet sind solche Problematisierungskonjunkturen in Form von Temperenz- und Abstinenzbewegungen wiederkehrend und historisch tradiert (z. B. Wassenberg/Schaller 2010), auch das gegenderte Verständnis von Abstinenz als Fürsorgepraxis und „Frauenarbeit“ (Höving 2024: 263) ist grundsätzlich nicht neu (s. a. Bartels 2024). Sind vergleichend Spezifika gegenwärtiger Bestrebungen auszumachen, wie etwa durch die sozialmediale Vergemeinschaftung und Organisation? Wie und durch wen, durch welche Institutionen und Akteur:innen wird (neues) Wissen zu Alkoholkonsum generiert, neu geordnet und bewertet? Zuletzt sorgte etwa die offizielle Neueinschätzung und Empfehlung der Weltgesundheitsorganisation, dass es keinen gesundheitlich unbedenklichen Alkoholkonsum gibt, medial für Aufmerksamkeit.⁴⁸ Als politisch anerkannte Institution spricht sich die WHO nicht nur für Krebs-Warnhinweise auf Alkoholprodukten aus⁴⁹, sondern appelliert auch an Politiker:innen europäischer Hochkonsumländer wie Deutschland, „die Rolle des Alkohols im täglichen Leben, bei Festen und Traditionen zu überdenken“⁵⁰. Hieran anschließend ist kulturvergleichend und -übergreifend zu fragen, inwieweit es sich bei den anglophon geprägten Sobriety-Formaten um kulturelle ‚Importe‘ handelt, die in den deutschen Kontext übersetzt und angeeignet werden? Gerade erst wurde etwa der Verein „Recovery Deutschland e. V.“⁵¹ gegründet, der im September 2025 „den ersten Recovery Walk Deutschlands“ organisiert und das anglophone Format damit „nach Deutschland holen“⁵² will. Welche kulturspezifischen Interpretationen solcher Formate, aber auch welche Reibungen und Friktionen mit lokalen Bräuchen, Ritualen oder kollektiven Identitäten entstehen dabei? Die politische und soziale Reichweite und kulturelle Wirksamkeit aktueller Nüchternheitsbestrebungen bleibt also zu beobachten.

48 WHO, „Beim Alkoholkonsum gibt es keine gesundheitlich unbedenkliche Menge“, <https://www.who.int/europe/de/news/item/28-12-2022-no-level-of-alcohol-consumption-is-safe-for-our-health>, Zugriff 16. 03. 2025.

49 WHO, „Alkohol-Etiketten sollten auf Krebsrisiko hinweisen, so ein neuer Bericht von WHO/Europa“, <https://www.who.int/europe/de/news/item/14-02-2025-alcohol-labels-should-warn-of-cancer-risk-says-new-who-europe-report>, Zugriff 16. 03. 2025.

50 WHO, „Neudefinition von Alkohol: WHO appelliert dringend an Länder der Europäischen Region, den Stellenwert von Alkohol in der Gesellschaft zu überdenken“, <https://www.who.int/europe/de/news/item/02-10-2024-redefine-alcohol-who-s-urgent-call-for-europe-to-rethink-alcohol-s-place-in-society>, Zugriff 16. 03. 2025.

51 Deutschland e. V., <https://www.recoverydeutschland.org/>, Zugriff 13. 05. 2025.

52 Recovery Deutschland e. V., <https://www.instagram.com/p/DJgPffHn9fX/>, Zugriff 13. 05. 2025.

Literatur

- Bartels, Mette. 2024. „Mit dem Kochlöffel gegen die ‚Trunksucht‘: Haushaltslehrerinnen und die „Alkoholfrage.“ In *Gefährlicher Genuss? Getränke und Trinkpraktiken seit der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Sina Fabian, Mareen Heying und Tobias Winnerling, 275–298. Frankfurt: Campus Verlag.
- Behrendt, Maia C. und Kelsy Burke. 2023. „Moral Narratives of Sobriety: A Qualitative Study of a Lived Religion Framework of Alcoholics Anonymous.“ *Sociological Spectrum* 43 (6): 196–215. <https://doi.org/10.1080/02732173.2023.2267709>.
- Bender, Gabriel, Johanna Rolshoven und Justin Winkler. 1997. *La Culture du Vin: Etude Comparative Sur le Context Culturel et Social de la Consommation de Vin en Suisse*. Bern.
- Bennett, Linda. 1988. „Alcohol in Context: Anthropological Perspectives.“ *Drugs & Society* 2: 89–131. https://doi.org/10.1300/J023v02n03_06.
- Bimmer, Andreas und Siegfried Becker, Hrsg. 1987. *Alkohol im Volksleben: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung*. Marburg: Jonas Verlag.
- Caluzzi, Gabriel et al. 2020. „Re-Configured Pleasures: How Young People Feel Good Through Abstaining or Moderating Their Drinking.“ *International Journal of Drug Policy* 77. <https://doi.org/10.1016/j.drugpo.2020.102709>.
- Cobb, Gemma. 2024. „„At First It Was About Me . . . Now It’s Not About Me At All’: Self-Care and Care For the Other in the Women-Led Online Sobriety Movement.“ *Journal of Gender Studies*: 1–14. <https://doi.org/10.1080/09589236.2024.2434661>.
- Conroy, Dominic und Fiona Measham. 2019. *Young Adult Drinking Styles: Current Perspectives on Research, Policy and Practice*. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-28607-1>.
- Davey, Claire. 2022. „Goodbye Mindless Drinking and Hello Mindful Living: A Feminist Analysis of Women’s Sobriety as a Practice of Self-Care.“ *Cultivate* 4: 58–77. <http://cultivate-feminism.com/issue-four-care-goodbye-mindless-drinking>. Zugriff 28.03.2025.
- Davey, Claire. 2023. *The Sober Self, Sisterhood, and Non-Drinking Practices: A Feminist Ethnography of Women’s Recovery Culture Within Online Sobriety Communities*. (PhD Thesis Canterbury Christ Church University School of Creative Arts & Industries). Online unter: <https://repository.canterbury.ac.uk/item/99056/the-sober-self-sisterhood-and-non-drinking-practices-a-feminist-ethnography-of-women-s-recovery-culture-within-online-sobriety-communities>. Zugriff 28.03.2025.
- Denzin, Norman K. 1993. *The Alcoholic Society: Addiction and Recovery of the Self*. London und New York: Routledge.
- Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e. V. (DHS). 2023. *DHS-Jahrbuch Sucht 2023*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Douglas, Mary. 1987. *Constructive Drinking: Perspectives on Drink from Anthropology*. Cambridge: University Press.
- Dröge, Franz und Thomas Krämer-Badoni. 1987. *Die Kneipe: Zur Soziologie einer Kulturform oder „Zwei Halbe auf mich!“*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Dunbar, Robin und Kimberley J. Hockings. 2020. „The Puzzle of Alcohol Consumption.“ In *Alcohol and Humans: A Long and Social Affair*, hrsg. von Robin Dunbar und Kimberley J. Hockings, 1–8. <https://doi.org/10.1093/oso/9780198842460.003.0001>.

- Everett, Michael W., Jack O. Waddell und Dwight B. Heath. 1976. *Cross-Cultural Approaches to the Study of Alcohol: An Interdisciplinary Perspective*. Berlin und New York: De Gruyter Mouton. <https://doi.org/10.1515/9783110818895>.
- Fabian, Sina, Mareen Heying und Tobias Winnerling, Hrsg. 2024. *Gefährlicher Genuss? Getränke und Trinkpraktiken seit der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Greverus, Ina-Maria. 1978. *Kultur und Alltagswelt*. München: Verlag C.H. Beck.
- Groenemeyer, Axel und Marion Laging. 2012. Alkohol, Alkoholkonsum und Alkoholprobleme. In *Handbuch soziale Probleme*, hrsg. von Günter Albrecht und Axel Groenemeyer, 219–278. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94160-8_4.
- Gyr, Ueli. 2013. „Kneipen als städtische Soziotope: Zur Bedeutung und Erforschung von Kneipenkulturen.“ In: *Schnittstelle Alltag: Studien zur lebensweltlichen Kulturforschung*, hrsg. von Ueli Gyr, 225–238. Münster: Waxmann Verlag.
- Heath, Dwight B. 1993. „Anthropology.“ In *Recent Developments in Alcoholism: Ten Years of Progress, Social and Cultural Perspectives Physiology and Biochemistry Clinical Pathology Trends in Treatment*, hrsg. von Marc Galanter, 29–43. New York: Springer. doi.org/10.1007/978-1-4899-1742-3.
- Heimerdinger, Timo. 2020. „Verzicht: Eine Reizvokabel im Diskursklima des Klimadiskurses.“ *Kuckuck: Notizen zur Alltagskultur* 35 (2): 74–77. doi.org/10.6094/UNIFR/175783.
- Heimerdinger, Timo. 2022. „Bescheidenheit, Genügsamkeit, Verzicht: Praktiken der Unterlassung in alltagskultureller Perspektive.“ *Praktische Theologie: Zeitschrift für Praxis in Kirche, Gesellschaft und Kultur* 57 (2): 76–81. <https://doi.org/10.14315/prth-2022-570205>.
- Heimerdinger, Timo. 2023. „Das Abwesende erforschen: Versuch über die Lücke und das Verschwinden.“ *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 119 (1): 5–25. <https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.02>.
- Heimerdinger, Timo und Hannah Kanz, Hrsg. 2025. *Verzicht: Umstrittene Kulturtechnik und ethisch-spirituelle Ressource*. Münster: Waxmann Verlag.
- Heinz, Andreas und Laura S. Daedelow. 2021. „Alkohol als Kulturgut: Eine historisch-anthropologische und therapeutische Perspektive auf Alkoholkonsum und seine soziale Rolle in westlichen Gesellschaften.“ *Bundesgesundheitsblatt Gesundheitsforschung Gesundheitsschutz* 64: 646–651. <https://doi.org/10.1007/s00103-021-03327-8>.
- Helm, Paula. 2017. *Suchtkultur und Gruppentherapie: Vom anonymen Ich zum anonymen Wir*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-14949-9>.
- Helm, Paula. 2019. „Sobriety Versus Abstinence: How 12-Stepper Negotiate Long-Term Recovery Across Groups.“ *Addiction Research & Theory* 27 (1): 29–36. <https://doi.org/10.1080/16066359.2018.1530348>.
- Hengartner, Thomas. 2013. „Abstinenz, Genuss und Abhängigkeit: Konsum als kulturelle Praxis.“ *SuchtAkademie 2013, Monte Verità*, doi: 10.5167/uzh-92135.
- Hibbert, Louise J. und David W. Best. 2011. „Assessing Recovery and Functioning in Former Problem Drinkers at Different Stages in Their Recovery Journeys.“ *Drugs & Alcohol Review* 30 (1): 12–20. <https://doi.org/10.1111/j.1465-3362.2010.00190.x>.
- Hill, Jodie V. und Dawn Leeming. 2014. „Reconstructing ‚the Alcoholic‘: Recovering From Alcohol Addiction and the Stigma This Entails.“ *International Journal of Mental Health and Addiction* 12 (6): 759–771. <https://doi.org/10.1007/s11469-014-9508-z>.

- Hirschfelder, Gunther. 1994. „Bemerkungen zu Stand und Aufgaben volkskundlich-historischer Alkoholforschung der Neuzeit.“ In *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 39: 87–127. Münster: Waxmann Verlag.
- Hirschfelder, Gunther. 2003. *Alkoholkonsum am Beginn des Industriezeitalters (1700–1850): Vergleichende Studien zum gesellschaftlichen und kulturellen Wandel*. Köln: Böhlau Verlag.
- Höving, Vanessa. 2024. „Animierdamen der Abstinenz: Geschlecht, Klasse, Konsum in Literatur und Trinkkultur um 1900.“ In *Gefährlicher Genuss? Getränke und Trinkpraktiken seit der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Sina Fabian, Mareen Heying und Tobias Winnerling, 259–274. Frankfurt: Campus Verlag.
- Humphreys, Keith. 2000. „Community Narratives and Personal Stories in Alcoholics Anonymous.“ *Journal of Community Psychology* 28 (5): 495–506. [https://doi.org/10.1002/1520-6629\(200009\)28:5<495::AID-JCOP3>3.0.CO;2-W](https://doi.org/10.1002/1520-6629(200009)28:5<495::AID-JCOP3>3.0.CO;2-W).
- Jeggle, Utz. 1978. „Alkohol und Industrialisierung.“ In *Rausch – Ekstase – Mystik*, hrsg. von Hubert Cancik, 78–94. Düsseldorf: Patmos Verlag.
- Klingemann, Harald und Gerhard Gmel, Hrsg. 2001. *Mapping the Social Consequences of Alcohol Consumption*. Dordrecht: Springer Science+Business Media. <https://doi.org/10.1007/978-94-015-9725-8>.
- Koler, Peter. 2014. *Rausch und Identität: Jugendliche in Alkoholszenen*. Bozen: Bozen-Bolzano University Press.
- Legnaro, Aldo. 1973. „Soziologische Aspekte des Alkoholismus.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 25 (2): 403–419. Köln: Springer.
- Lunnay, Belinda. 2022. „Sober Curiosity: A Qualitative Study Exploring Women’s Preparedness to Reduce Alcohol by Social Class.“ *International Journal of Environmental Research and Public Health* 19 (22): 14788. <https://doi.org/10.3390/ijerph192214788>.
- MacAndrew, Craig und Robert Edgerton. 1969. *Drunken Comportment: A Social Explanation*. Chicago: Eliot Werner Publications Inc.
- Mandelbaum, David. 1965. „Alcohol and Culture.“ *Current Anthropology* 6 (3): 281–293. <https://doi.org/10.1086/200597>.
- Nicholls, Emily. 2021. „Sober Rebels or Good Consumer-Citizens? Anti-Consumption and the ‚Enterprising Self‘ in Early Sobriety.“ *Sociology* 55 (4): 768–784. <https://doi.org/10.1177/0038038520981837>.
- Nicholls, Emily. 2022. „‘There’s Nothing Classy About a Drunk 40-year-old’: The Role of ‚Respectable‘ Femininity in the Drinking Biographies and Sobriety Stories of Midlife Women.“ In *Alcohol, Age, Generation and the Life Course*, hrsg. von Thomas Thurnell-Read und Laura Fenton, 151–176. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-031-04017-7>.
- Nolte, Frank. 2024. „‚Sucht‘ und ‚Nüchternheit‘: Zur Kultur- und Ideengeschichte der Moderne.“ In *Handbuch Drogen in sozial und kulturwissenschaftlicher Perspektive*, hrsg. von Robert Feustel, Henning Schmidt-Semisch und Ulrich Bröckling, 157–157. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-43431-1>.
- Pennay, Amy und Robin Room. 2016. „Drinking Cultures and Change: Local, National and Global.“ *Drugs: Education, Prevention and Policy* 23 (4): 267–269. <https://doi.org/10.1080/09687637.2016.1189877>.

- Reinhardt, Jan D. 2005. *Alkohol und soziale Kontrolle: Gedanken zu einer Soziologie des Alkoholismus*. Würzburg: Ergon-Verlag.
- Rolshoven, Johanna. 2000. „Der Rausch: Kulturwissenschaftliche Blicke auf die Normalität.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 96 (1): 29–49. Münster: Waxmann Verlag.
- Romo, Lynsey. 2012. „‘Above the Influence’: How College Students Communicate About the Healthy Deviance of Alcohol Abstinence.“ *Health Communication* 27 (7): 672–681. <https://doi.org/10.1080/10410236.2011.629409>.
- Romo, Lynsey K. 2018. „Coming Out as a Nondrinker at Work.“ *Management Communication Quarterly* 32 (2): 292–296. <https://doi.org/10.1177/0893318917740227>.
- Romo, Lynsey K. und Mary E. Obiol. 2021. „How People in Recovery Manage the Stigma of Being an Alcoholic.“ *Health Communication* 23 (5): 947–957. <https://doi.org/10.1080/10410236.2021.1983339>.
- Romo, Lynsey K., Dana R. Dinsmore und Teresa C. Watterson. 2016. „‘Coming Out’ as an Alcoholic: How Former Problem Drinkers Negotiate Disclosure of Their Nondrinking Identity.“ *Health Communication* 31 (3): 336–345. <https://doi.org/10.1080/10410236.2014.954090>.
- Romo-Avilés, Nuria, Laura Pavón-Benítez und Pilar Tarancón Gómez. 2023. „‘Keeping Your Composure’: A Digital Ethnography of Gendered Alcohol Norms on Instagram.“ *International Journal of Drug Policy* 112 (1): 103936. <https://doi.org/10.1016/j.drugpo.2022.103936>.
- Sanders, Jolene. 2019. „Resistance and Fitting In: A Qualitative Analysis of Young Women in Alcoholics Anonymous.“ *Alcoholism Treatment Quarterly* 37 (4): 442–461. <https://doi.org/10.1080/07347324.2019.1584019>.
- Savic, Michael, Robin Room, Janette Mugavin, Amy Pennay und Michael Livingston. 2016. „Defining ‘Drinking Culture’: A Critical Review of Its Meaning and Connotation in Social Research on Alcohol Problems.“ *Drugs: Education, Prevention and Policy* 23 (4): 270–282. <https://doi.org/10.3109/09687637.2016.1153602>.
- Schmelz, Gabriele. 1988. „Ich trinke, also bin ich: Über Alkohol und Männlichkeit.“ In *Kulturjahrbuch 7: Essen und Trinken* (Kulturjahrbuch, 7), hrsg. von Hubert C. Ehalt et al., 112–120. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Schmidt-Semisch, Henning. 2024. „Sucht‘: Zur Pathologisierung und Medikalisierung von Alltagsverhalten.“ In *Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive*, hrsg. von Robert Feustel, Henning Schmidt-Semisch und Ulrich Bröckling, 169–184. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-43431-1_13.
- Schütz, Alfred. 1972. „Der gut informierte Bürger.“ In *Gesammelte Aufsätze*, hrsg. von Alfred Schütz, Bd. 2: 85–101. Den Haag. https://doi.org/10.1007/978-94-010-2849-3_5.
- Schwibbe, Gudrun. 1998. *Kneipenkultur: Untersuchungen rund um die Theke*. Münster: Waxmann Verlag.
- Spode, Hasso. 1994. „Die Entstehung der Suchtgesellschaft.“ *traverse: Zeitschrift für Geschichte* 1 (1): 23–37.
- Spode, Hasso. 2001. „Alkoholische Getränke.“ In *Genussmittel: Eine Kulturgeschichte*, hrsg. von Thomas Hengartner und Christoph Maria Merki, 27–90. Frankfurt a. M. und Leipzig: Insel Verlag.

- Stüben, Nathalie. 2025. „Web-based Interventions for Treatment-seeking Individuals with Hazardous Alcohol Consumption: Analysis of Clinical Characteristics and Motives for Abstinence.“ *Alcohol Alcohol* 60 (3): agaf015. doi: 10.1093/alcalc/agaf015.
- Thurnell-Read, Thomas und Laura Fenton, Hrsg. 2022. *Alcohol, Age, Generation and the Life Course*. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-031-04017-7>.
- Uhlig, Stephan und Monika Thiele, Hrsg. 2002. *Rausch – Sucht – Lust: Kulturwissenschaftliche Studien an der Grenze von Kunst und Wissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Wassenberg, Karl und Sabine Schaller. 2010. *Der Geist der Deutschen Mäßigkeitsbewegung: Debatten um Alkohol und Trinken in Vergangenheit und Gegenwart*. Magdeburg: Mitteldeutscher Verlag.
- Weber, Lisa. 2022. Tagungsbericht: Gefährlicher Genuss? Getränke und Trinkpraktiken seit der Frühen Neuzeit. In *H-Soz-Kult*, 22. 12. 2022, www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-132533. Zugriff 28. 03. 2025.
- Wolburg, Joyce M. 2022. „Non-Drinking 101: How Non-Drinkers Navigate the Drinking Culture on a College Campus.“ *Journal of Consumer Affairs* 56 (4): 1475–1495. <https://doi.org/10.1111/joca.12466>.

Stefanie Mallon

Vieldimensional

Materialität als Erfahrungskontinuum im analogen und digitalen Raum am Beispiel Kleidung¹

Stefanie Mallon

Multidimensional – Materiality as a Continuum of Experience in Analogue and Digital Space using the Example of Clothing

Abstract: The term materiality is used to mean material things and their social effects in cultural practices. This article advocates a further differentiation of this term in order to sharpen it for analyses and ready it as a tool to explore the scope of experience in material culture research. To this end, an exemplary item of clothing is placed in analogue and digital contexts and systematically questioned as to how the experiences of its materiality are structured in the various contexts. The observations illustrate that objects can migrate through the contexts and that their matter, their meaning and their effects always intercept in experiences in distinct ways. The aim of this article is to create an overview of the range of experiences materiality provides and to serve as a resource for researchers who work with the term.

Keywords: Material Culture Research, Ethnography, Materiality, Clothing Research, Object Analysis

Aus autoethnografischer Perspektive befasse ich mich in diesem Beitrag mit Materialitäten von Dingen als Erfahrungskontinuum. Daran interessiert mich, wie sich die Struktur von Erfahrung einer jeweiligen Materialität je nach Kontext und Perspektive potenziell verschieben kann – und zwar sowohl in analogen als auch in digitalen Räumen. Solche Verschiebungen verfolge ich an einem Beispielkleid nach. Dieses ist, so wie ich es am Körper trage, ein immanentes materielles und sinnlich wahrnehmbares Objekt, das sich in drei Dimensionen im analogen Raum ausdehnt. Den Begriff ‚Dimension‘ baue ich in dieser Arbeit jedoch aus, um mit ihm die Plastizität und Kom-

1 Vielen Dank an Regina Bendix und Karen Ellwanger für konstruktives Feedback zu dieser Arbeit. Auch den Diskutant*innen auf einer Veranstaltung im Dezember 2024 in Dortmund danke ich für eine produktive Diskussion. Die hilfreichen Kommentare der beiden Peer Reviewer der ZEKW haben die Überarbeitung enorm gefördert, auch hierfür großen Dank.

plexität von Objekten² in ihrer Erfahrbarkeit erfassen zu können. Damit schließe ich beispielsweise an den Ethnologen Hans Peter Hahn an, der Bedeutung als eine Dimension von Dingen bezeichnet (Hahn 2005: 11). Auch die Materialitätssoziologen Herbert Kalthoff, Torsten Cress und Tobias Röhl sprechen in der Einleitung zu ihrem Band *Materialität* von der symbolischen und perzeptiven Dimension von Materialität (Kalthoff et al. 2016: 12) und die Entwicklungspsychologinnen Irene Guevara und Cintia Rodríguez beziehen sich in ihrer Forschung zu Kommunikationen mit Objekten auf deren soziale Dimension (Guevara/Rodríguez 2023: 2). Diese Lesarten übernehme und erweitere ich im Folgenden.

Die Verhandlung des Verhältnisses zwischen Objekten und ihren möglichen Bedeutungsdimensionen gehört zum Selbstverständnis der materiellen Kulturforschung. In der Einleitung zum Sammelband *Clothing as Material Culture* beginnt der Anthropologe Daniel Miller (2005a: 1) mit dem Verweis auf zwei Pole in der Kleidungsforschung. Am einen Pol konzentrierten sich Forscher*innen mit Stoff- und Textilanalysen an Kleidungsmaterialien. Die Kulturwissenschaftler*innen und Soziolog*innen am anderen Pol befassten sich hingegen mit dem sozialen Leben von Kleidung und entschlüsselten Codierungen und Bedeutungen in semiotischen Analysen. Berührungspunkte zwischen diesen Epistemologien gibt es laut Miller nicht. Vielmehr grenzten sie sich bewusst voneinander ab und kritisierten die Forschungsziele der jeweils anderen. Beide Ansätze würden der Komplexität des Phänomens ‚Kleidung‘ somit nicht gerecht.³

- 2 Hans Peter Hahn (2005) erläutert aus der Begriffsgeschichte, dass ‚Ding‘ eher ein ‚unabhängig vom Menschen Vorhandensein‘ und ‚Objekt‘ ein ‚dem Menschen Gegenüberstehen‘ bedeutet. Wie auch bei ihm wird in diesem Beitrag zwischen den Begriffen ‚Ding‘ und ‚Objekt‘, die gelegentlich für Kleidungsstück eingesetzt werden, aber nicht grundsätzlich unterschieden.
- 3 Dieser „uralte Antagonismus“ (Miller 2005a: 1) zeichnet nicht nur die Kleidungsforschung aus. In einem anderen Text aus dem gleichen Jahr zeichnet Miller nach, wie in der gesamten Geistesgeschichte, in der Philosophie, der Ökonomie, Religionen und anderen Bereichen des Lebens die konzeptionell nicht ganz ineinander aufgehen wollenden Elemente ‚Materie‘ und ‚Idee‘ dichotom voneinander getrennt und hierarchisiert werden. Der damit erzeugte Dualismus beschränkt sich nicht auf diese beiden Begriffe, sondern zeigt eine viel weitreichendere Lust an der dichotomen Vereindeutigung und den damit einhergehenden Essentialisierungen an. So stehen insbesondere in der Moderne neben der Konzeption von ‚Materie‘ auch andere als natürlich und unhintergebar angesehene Entitäten wie beispielsweise ‚Körper‘, ‚Natur‘ und ‚Objekt‘. Dem Pol, an dem ‚Idee‘ verortet wird, werden aus dem menschlichen Geist, seiner Vorstellungskraft und seinen Interaktionen hervorgehende Abstraktionen wie das ‚Symbolische‘, ‚Soziale‘, ‚Kulturelle‘ und ‚das Subjekt‘ zugeordnet. In diesen Spektren werden die Begriffe hier ebenfalls verwendet. Die epistemologische Verortung und das Weltverhältnis der jeweiligen Theoretiker- und auch Alltagsakteur*innen bestimmen, ob die eine oder die andere als ‚realer‘ für die Konstitution der Wirklichkeit verstanden wird (Miller 2005b).

Millers Anliegen ist es dabei aufzuzeigen, wie ethnografische Ansätze mit ihren *in situ*-Erkundungen von Praktiken und Lebensstilen diese dualistischen Konzeptionen überwinden und das Ganze eines gesellschaftlichen Phänomens in den Blick nehmen. Sie vermeiden sowohl positivistische als auch konstruktivistische Herangehensweisen und sind dazu geeignet, der Komplexität gesellschaftlicher Praktiken im Einzelnen gerecht zu werden. Diese Qualitäten zeichnen auch die in der von Miller eingeführten Anthologie zu Kleidung enthaltenen Studien aus. Ihre Gegenstände sind alltägliche vestimentäre und ökonomische Praktiken, in denen sich Erfahrungen von Kleidung im Zusammenspiel von Materialien und Codierungen auf vielfältige Weise gestalten. Allerdings werden die Fragen nach Materiellem und Sozialem nicht einfach wie Schuss und Kette zusammengewebt (Miller 2015a: 17), sondern sie beziehen mit ein, wie vestimentäre Praktiken und Kleidung von Akteur*innen erfahren werden. Es handelt sich um eine vorreflexive leibliche Erfahrung davon, was sich ‚richtig‘ – oder ‚falsch‘ – anfühlt im Zusammenspiel von Materialien und sozialen Kontexten. Dies ist ein Produkt der Wirkmacht der Dinge oder ihrer Materialien. Diese geht nicht einfach im klassischen Kontinuum zwischen Materie und Idee auf. In der ethnografischen Forschung stellt sie eine wichtige Ergänzung dar, um der empirischen Komplexität von Praktiken und Lebenswelten gerecht zu werden. So führt Sophie Woodward (2005) drei Fallbeispiele an, in denen Akteur*innen vor der Aufgabe stehen, aus ihren gut ausgestatteten Kleiderschränken ein Outfit für einen besonderen Anlass zu wählen. Sie zeigt, dass der Erfolg dieser Unterfangen nicht nur von der Verfügbarkeit von Kleidung und der subjektiven Entscheidungsfähigkeit der Akteur*innen bestimmt wird, sondern dass er der Wirkmacht der Kleidungsmaterialien im Zusammenspiel mit den gesellschaftlichen Erwartungen an angemessene Bekleidung unterworfen sein kann. Das Gefühl, angemessen oder unangemessen gekleidet zu sein und mit der wirkmächtigen Kleidung am eigenen Körper richtig oder fehl am Platz zu sein, kann die Qualität gesellschaftlicher Teilhabe bestimmen. Die damit verbundene Frage ist, wie Kleidung die Träger*innen in der Welt verortet. Dies zeigt, dass auch leibliches Erfahren, Affekt und die Sensibilität der Akteur*innen für die Effekte von Kleidung im Zusammenspiel mit sozialen Codierungen und Kontexten die Erfahrung von Akteur*innen berührt und dass dies analytisch bedeutsam ist.

Aufgrund der Assoziation von Kleidung mit dem individuellen Körper und ihrer starken Verknüpfung mit individuellem bzw. gruppenspezifischem Geschmack, sind vestimentäre Praktiken anschauliche Beispiele für die Signifikanz dieser Erfahrungsdimension. Einige Modeforscher*innen stellen die leibliche Erfahrung als Forschungsperspektive heraus, um die enge Verknüpfung von Kleidung mit dem Körper und dem subjektiven Erleben zu betonen (Entwistle 2000; Negrin 2016; Young 1994). Andere, wie die kulturhistorische Textilforscherin Heide Nixdorff (1999), verweisen auf kleidungsbezogene Textilien als den Ort, an dem die drei Dimensionen für das

Verständnis ihrer möglichen Wirkungen konstitutiv sind.⁴ Sie zeigt, wie das Textile den Körper praktisch, konstituierend und ontologisch hervorbringt. Als ontologische Grenze wird Kleidung zur Membran, durch die die „natürliche und soziale Umwelt“ (Nixdorff 1999: 22) erlebt und die leibliche Verfasstheit dynamisch erfahren wird. Sie dient den Träger*innen zur Erkundung der eigenen wesenhaften Verortung. Während Miller die Dimensionen ineinander aufgehen lässt, differenziert Nixdorff sie als drei Seiten einer Medaille. Im Anschluss an Nixdorff verwende ich für diese dritte Dimension die Bezeichnung ‚ontologisch‘. In der vorliegenden Arbeit spannen diese drei Dimensionen das Kontinuum auf, in dem Materialität von Kleidung – sowohl im analogen und als auch im digitalen Raum – in der Erfahrung von Akteur*innen *wirklich* wird.

Materialität wird als Begriff weitläufig dahingehend verwendet, die Sozialität von materiellen Dingen zu bezeichnen. Allerdings ist seine Reichweite nicht auf die Verknüpfung von materiellen Dingen mit gesellschaftlichen Wirkungen beschränkt. In dieser Arbeit verwende ich das Konzept der Materialität, um die Erfahrbarkeit von Objekten in den drei genannten Dimensionen zu erfassen. Erfahrung wird von den europäischen Ethnologinnen Martina Röthl und Barbara Sieferle als ein „relationales Konzept“ und eine „kulturelle Art der menschlichen Auseinandersetzung mit der Welt“ gefasst, was bedeutet, dass sie „historisch wandelbar und sozial kontingent ist“ (Röthl/Sieferle 2023: 8). Sie positionieren Erfahrung als eine wichtige Forschungsperspektive der empirischen Kulturwissenschaft. „Für das Verstehen kultureller und gesellschaftlicher Zusammenhänge erachten wir ‚Erfahrung‘ als den zentralen Schlüssel- und sodann auch Arbeitsbegriff: Wie sonst als über ‚Erfahrung‘ wäre eine Annäherung an soziokulturelle Wirklichkeiten möglich?“ (Röthl/Sieferle 2023: 10). In diesem Artikel wird der Begriff in Relation zu Materialität als einem Raum, in dem Erfahrungen hervorgebracht werden, gesetzt. Erfahrung entfaltet sich in einem Spektrum des Sinnlich-Körperlichen (Bendix 2023), wird reflexiv im Kontext sozio-kultureller Situiertheit eingeordnet (Jeggle 1999: 123) und in leibphänomenologische Erfahrung (Sieferle 2023) aufgegliedert. So wird auch der Begriff Materialität über den Verweis auf eine Sozialität von Objekten hinaus um die subjektive präreflexive Erfahrbarkeit von Objekten in ihrer Wirkkraft erweitert. Der Begriff fungiert folglich als Analysekategorie für die Erfassung der Beziehungen zwischen Dingen, Gesellschaft und Menschen und ihren dynamischen Verknüpfungen. Kalthoff et al. entgrenzen Materialität zudem durch die Einbeziehung von beispielsweise Licht, Klang, Wasser und Luft in die „materiellen Dimensionen des Sozialen“ (Kalthoff et al. 2016: 11–12). Auch immaterielle Entitäten verfügen also über Ma-

4 Das Anliegen der Volkskundlerin Heide Nixdorff (1999) ist es, Textilien in dem in den 1990er-Jahren an Bedeutung gewinnenden Diskurs um ‚Grenzen‘ in Position zu bringen.

terialität oder können eine soziale und ontologische Wirksamkeit entwickeln. Vestimentäre Praktiken vollziehen sich nicht allein im analogen Raum, sie konstituieren sich in Verschränkungen des Analogen mit dem Medialen/Digitalen und Textuellen, in denen dieselben Bedingungen für Erfahrung gelten. Die physische Immanenz von Materiellem kann in visuellen und textuellen kommunikativen Akten nur über Repräsentationen verhandelt werden. In solchen Repräsentationen werden die materialen Eigenschaften abstrahiert und auch imaginiert. Das in diesem Artikel als Text verhandelte Phänomen Kleidung stellt ein Beispiel dafür dar. Leonardi (2010) zufolge handelt es sich bei Abstraktionen und Imaginationen im digitalen Bereich um Phänomene, die weitere Dimensionen in die Erfahrung einbringen. Ich verwende Materialität also, um die Feinheiten der Möglichkeiten von Materie, Bedeutungen anzunehmen, Individuen in ihrem Weltbezug anzusprechen und in mediale Räume transferiert zu werden, aufzugliedern. Die Frage ist demnach: Wie wird ein Ding in den divergierenden, jedoch zusammenwirkenden Dimensionen wirklich? Dies ist für die Forschung als Systematik bedeutsam, um den Begriff Materialität, der oft als ein ‚One-size-fits-all‘ eingesetzt wird, differenziert verstehen zu können. Zudem ist die Differenzierung der Facetten der Praktiken für die Forschung von Relevanz: Sie entwickeln ihre persönliche und gesellschaftliche Bedeutung und Wirksamkeit sowohl analog als auch digital. Denn Objekte können in Abhängigkeit des Kontextes und der Disposition der Betrachter*innen an jedem Punkt innerhalb dieses Kontinuums verortbar werden. Kalthoff, Cress und Röhl schreiben:

„Was Objekte jeweils sind, was sie darstellen und was sie leisten können, ergibt sich aus ihren materiellen und immateriellen Rahmungen. Somit stehen Objekte im Spannungsfeld verschiedener Rahmungsdynamiken, die ihren Handlungssinn erzeugen und ihre praktische Wirkmacht mit hervorbringen.“ (Kalthoff/Cress/Röhl 2016: 14)

Es lässt sich konstatieren, dass jedes Objekt in der einen Begebenheit potenziell vornehmlich als funktional, in einer anderen stark mit symbolischer Bedeutung aufgeladen und in einer noch anderen als bei den Akteur*innen insbesondere eine vorreflexive Resonanz erzeugend verstanden werden kann. Im Falle einer Veränderung der Bedingungen können sie flexibel durch das Kontinuum wandern und so als ein und dasselbe Objekt situationsbedingt sehr unterschiedlich in ihrer Materialität erfahrbar sein. Auch die ‚bescheidenen Dinge‘, die unauffällig und unaufdringlich den Alltag bestimmen oder durch den Alltag leiten und damit im Fokus der ethnografischen Alltagsforschungen stehen (Poehls 2020: 297), können in bestimmten Kontexten extrem verdichtet bedeutungsvoll erfahren und sublimiert werden.

Die Systematik fokussiert sich nicht auf spezifische Bedeutungen, die Objekte annehmen können. Auch die Dispositionen und die Situiertheit der Betrachter*innen, die die Erfahrung in der individuellen Nutzung bestimmen, stehen nicht im Vordergrund. Stattdessen wird ausschließlich das Potenzial der Wanderung eines

Objekts durch das Erfahrungskontinuum *Materialität*, am Beispiel (m)eines Kleides, verdeutlicht. Die Beobachtungen erfolgen zunächst im analogen, dann im digitalen Raum. Der analytische Blick auf die Erfahrungsdimensionen aus der Perspektive von Materialität wird damit geschärft und öffnet sie für die Prozesse und Effekte in lokalen bis globalen Forschungen (wie hier etwa zum Modesystem). Damit lässt sich das Erkenntnispotenzial von Materialität als Analysekategorie differenziert ausschöpfen; Beobachtungen im Rahmen von Forschungen können analytisch verortet und die eigene Position als Forscher*in bestimmt werden.

Erfahrungen von Materialität im analogen Raum – Materielle Dimension

Das Kleid, das ich während des Schreibens trage und das ich für diesen Beitrag als Beispiel verwende, ist ein Alltagsobjekt. Mit dem Bezug auf die materiellen, die sozialen und die ontologischen Erfahrungsdimensionen entwerfe ich eine Perspektive auf die Arbeit, die das Kleid für mich analog und digital leisten kann. Die drei sind miteinander verwoben und bedingen einander, konstituieren sich jedoch aus analytisch differenten Wirkkräften.

Dieses Objekt habe ich aus zwei kreisförmig zugeschnittenen Stoffbahnen schwarzer maschinengestrickter Baumwolle gefertigt. Es zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Fallstruktur und den eigenwilligen Faltenwurf des Materials um den Oberkörper herum bis über die Oberschenkel aus. Seine Materialität kann ich als Trägerin mit allen Sinnen wahrnehmen und die physiologische Interaktion des Kleides mit meinem Körper erfahren. Aufgrund seiner Stofflichkeit kann es Bewegungen ermöglichen oder einschränken. Als Textilwissenschaftler*in interessiere ich mich u. a. für die Zusammensetzung und die Einzelheiten und Eigenheiten der Rohstoffe (Fasern/Filamenten), Fertigungstechniken für Garne und Stoffe, Flächengestaltung sowie die eingesetzten Ausrüstungen, die Hüllenkonstruktion/Passform/Silhouette, die Techniken und Technologien der Produktion. Sie tragen alle zur spezifischen Materialität der Kleidungsstücke und ihren Wirkungen bei und bestimmen die physischen und physiologischen Effekte des Kleidungsstücks. Aus dieser Perspektive ist auch zu betrachten, welche Technologien für die Produktion notwendig sind bzw. waren. Dies ermöglicht Forschenden Rückschlüsse auf den jeweiligen mindesten technologischen Stand der Gesellschaft zu dieser Zeit.

Eine große Bandbreite von ganz unterschiedlichen Rohstoffen mit jeweils eigenen Eigenschaften und Funktionalitäten kann bei der Produktion von textiler Kleidung zum Einsatz kommen. Rohstoffe werden nach wie vor aus Produkten der Flora und Fauna generiert. Doch auch Chemiefasern sind seit den 1930er-Jahren ein fester Bestandteil der Kleidungsproduktion. Der Materialwissenschaftler Mark Miodovnik befasst sich mit der Entwicklung von Materialien, die Menschen über Tausende von Jahren begleitet haben, und ihrer Erfüllung von immer hochtechnischeren Funktionen von sowohl Natur- als auch Chemiefasern (Miodovnik 2013: xxv–xvi).

Technische Textilien für Funktionskleidung, die beispielsweise für Schutzkleidung und zur Erbringung von Höchstleistungen unter besonderen Bedingungen dienen, werden wie auch andere Funktionsmaterialien auf molekularer Ebene maßgefertigt. Für die Produktion von Garnen und Filamenten werden Hochleistungspolymere eingesetzt (Kosłowski 2006). Miodovnik führt dazu aus: „A growing number of materials are being designed from scratch at this scale, and can perform seemingly impossible tasks“ (Miodovnik 2013: xvii). Diese technischen Maßanfertigungen bestimmen die physischen und physiologischen Effekte und das Verhalten sowie die Funktionalität eines Kleidungsstücks. Miodovnik fokussiert die materiellen und physiologischen Wirkungen, die sinnlichen Erfahrungsmöglichkeiten und die Produktion eines Objekts. Ihre Performance wird in dieser Dimension der Materialien auf der Grundlage ihrer sinnlichen Wahrnehmbarkeit und der Erfüllung ihrer vorgesehenen Funktionalität bewertet.

Von der Faser bis zum Stoff sind Kleidungsstücke mit Erfahrungspotenzial aufgeladen. Baumwollfasern produzieren gemeinsam mit dem sie tragenden Körper ein charakteristisches Mikroklima. Dieses wird bestimmt durch Bewegung, Wärme und Transpiration im Zusammenspiel mit der Fertigungstechnik des Stoffes und dem besonderen Aufbau der Baumwollfasern, die einen Hohlraum aufweisen und leicht Feuchtigkeit aufnehmen. Diese auf die Erfahrung wirkenden Eigenschaften sind charakteristisch für den Rohstoff. Ein weiterer Faktor sind chemische, mechanische oder thermische Ausrüstungen und die Konstruktionsart, mit der Produkte aus diesem Rohstoff an spezifische Konsumpraktiken angepasst werden können.

Kleidungsstücke fungieren als Speicher materiellen und technologischen Wissens, das in spezifischer Form in ihnen zusammenkommt. Dieses Wissen manifestiert sich sowohl in wissenschaftlichen Analysen als auch in Kleidungspraktiken sowie in anderen sozialen Praktiken wie Produktion und Design. Der Medienwissenschaftler César Hidalgo bezeichnet Dinge als Kristallisation von Informationen und Know-how (Hidalgo 2015). Sie stellen materielle Wissensspeicher dar, die das Wissen von Gesellschaften in manifester Form stabilisieren und somit die Möglichkeit bieten, dieses abzurufen. Die eingesetzten Produktionstechniken und die damit erzielten Leistungen sowie die produzierten Bedeutungen und ihre Wirkungen liegen relativ dauerhaft und nachvollziehbar vor. Es besteht die Möglichkeit, auf sie für Rekonstruktionen und Weiterentwicklungen zurückzugreifen. Allerdings sind Dinge nur *relativ* stabil, da sie im Laufe der Zeit Verschleiß unterliegen und anfällig für Defekte sind. Wie der Archäologe Ian Hodder (2011) feststellt, geht mit dem allmählichen Verschleiß von Objekten jedoch ein produktiver Effekt einher. Der Umstand, dass materielle Dinge erneuert oder ersetzt werden müssen, ermöglicht erst die fortwährende Optimierung und damit die Weiterentwicklung der Dingwelt. Dieser Effekt der Substitution tritt bei Kleidung potenziert auf, da sie nicht nur durch die funktionale, sondern auch durch fortwährende ästhetische Obsoleszenz dem Wechsel unterwor-

fen ist. Kleidung wird dadurch zu einem Bereich, der ständigen Transformationen unterliegt, nicht nur in der Ästhetik, sondern auch in Bezug auf Technologien und Funktionalitäten. Dies macht Mode zu einem wichtigen Ort von Materialinnovationen und ästhetischen Entwicklungen, der fortwährende Angebote zu Inbezugsetzung von Akteur*innen zu Materialität macht. Die Anthropologin Susanne Küchler macht allerdings darauf aufmerksam, dass das soziale Leben dieser Materialien immer Gegenstand der kulturwissenschaftlichen Forschung sein muss, da sie im Gebrauch oft hinter den Erwartungen zurückbleiben (Küchler 2015). Denn physische Kleidungsstücke brauchen sowohl in der Herstellung als auch in der Entsorgung Ressourcen. Sie können zudem auf ausbeuterischen Arbeitsbedingungen im globalen Süden basieren.

Ein Monitoring dieser Materialien kann beispielsweise unter Bezugnahme auf Materialität als Analysekategorie geschehen. In meinem Beispielkleid materialisiert sich also ein Mindeststand der verfügbaren Fertigungstechnologie: z. B. die Techniken des Spinnens, Strickens und ihrer maschinellen Umsetzung. Aufgrund seiner Funktionalität erfährt dieser Baumwolljersey seit Jahrzehnten eine Konjunktur als Kleidungsmaterial. Er ist weich, dehnbar und leicht zu pflegen. In seiner Immanenz und Funktionalität und der physiologischen Interaktion des Kleides mit dem Körper ist es sinnlich erfahrbar. Ich spüre den Stoff an bestimmten Stellen des Körpers schwer anliegen, höre seine Reibung bei Bewegungen und rieche die Färbemittel und anderen Chemikalien, mit denen er ausgerüstet ist. Der elastische Stoff und der weite Schnitt lassen Bewegungen zu. Seine Kürze auferlegt der Trägerin eine umsichtige Körperhaltung und korrektive Handgriffe, da es sich kontinuierlich verschiebt. Der ungewöhnliche Schnitt geht auf die Inspiration von dem ikonischen ‚Circle Packing Dress‘ der Designerin und Schneiderin Isabel Toledo zurück. Diese Konstruktion aus den Stoffen produziert am Körper eine eigenwillige Silhouette. Der Körper füllt das Kleid aus und formt diese Hülle spezifisch, aber das Kleid formt auch den Körper. Diese Erfahrungsdimension des Kleides ist also von den eingesetzten Materialien bestimmt, die aufgrund ihrer Konstruktionsformen eine physiologische Beziehung zu meinem Körper eingehen, den Körper einfassen und formen und geformt werden.

Die Erfahrungsdimensionen, wie schon hervorgehoben, sind nur analytisch voneinander trennbar. In der sozialen Dimension, in der den Objekten zugewiesene Bedeutungen wirksam werden, steht die sinnstiftende Arbeit, die das Kleid leistet, im Vordergrund. Die sinntragenden Entitäten sind konkret am Kleid und seiner Gestaltung festzumachen. Die Fragen sind: Wie repräsentiert es mich in einem spezifischen Kontext? Die Materielle Kulturforschung achtet besonders darauf, auch Materialien nicht als ‚actor without intent‘ zu behandeln (Fletcher 2006: 111.) Semantiken sind – wie in allen Bestandteilen von Kleidung – auch im Material verankert. Rohstoffe haben objektiv manifeste Eigenschaften. Diese werden sozial

wirksam, wenn sie in Bedeutungssysteme eingefügt werden. Susanne Breuss (1991) zeigt, dass Kleidungsmaterialien Distinktionsmittel darstellen. Dies ist nicht nur auf die Wertigkeit, z. B. die aussagekräftige Differenz zwischen Baumwolle und Seide, beschränkt. Textilien verfügen über ein sehr fein ausdifferenziertes Ausdrucksrepertoire. Ein interessantes Beispiel ist die Bedeutungsaufladung von Wolle in der Reformbewegung des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Der Kleidungsreformer Gustav Jäger preist Wolle in dieser Zeit als Material „der physischen und psychischen Reinigung und Stärkung“ an (Ellwanger 2000: 123). Jäger geht, so schreibt die europäische Ethnologin Karen Ellwanger, „davon aus, daß Wolle durch ihr Wärmevermögen schweißtreibend, zugleich jedoch ventilierend sei und dadurch von ‚Unlust‘ [...] befreie“ (Ellwanger 2000: 123). Beispielsweise ziehe Jäger bestimmte objektive Eigenschaften heran und interpretiere diese in einem distinktiven Bedeutungssystem. Wie „eine gewisse Oberflächenrauheit, die landläufig als ‚kratzig‘ galt, von Jäger aber als durchblutungsfördernd‘ oder ‚abhärtend‘ beschrieben wird“ (Ellwanger 2000: 123). Sobald das Signifikationspotenzial der Materialien in den Blick rückt, kann die prägnante Performanz der materiellen Beschaffenheit in der Erfahrung der Materialität mit einer durchschlagenden Narration (für entsprechend disponierte Akteur*innen) überschrieben werden. Ebenso evokativ ist Baumwolle in weiterführende Bedeutungssysteme eingebunden – als Naturfaser mit einer langen Geschichte der Ausbeutung von Ressourcen und Arbeitskraft und als Triebfeder industrieller Entwicklung (Beckert 2014). Aufgrund ihrer Funktionalität (sie ist hydrophil und unempfindlich gegenüber rigorosen Pflegeregimen auch bei hohen Temperaturen) wird sie auch mit Sport- und Freizeitmode assoziiert.

Während ich die Materialien des Kleides spüre, verortet es mich als Trägerin ‚in der Welt‘, verrät viel über meine Disposition und stellt einen Speicher von Codes zu meinem individuellen und gruppenspezifischen Geschmack dar. Auch mit dem forschenden Blick auf das Kleid – sei es in den Textilwissenschaften, der Objektanalyse oder der Ethnografie – ist es unumgänglich, ihm und seinen Materialien unmittelbar Bedeutung zuzuweisen. Sie heben ihre Untersuchungsgegenstände aus dem Alltagskontext heraus und machen sie bedeutungsvoll. Denn indem ich das Kleid als Beispielobjekt verwende, wird es zu einem Erkenntnisobjekt. Seine Funktionalität und materielle Beschaffenheit verlieren zugunsten seiner wissenschaftlichen Einordnung in ihrer Erfahrbarkeit an Gewicht. Seine Materialität wird verstärkt durch ihre Zeichenhaftigkeit bestimmt. Diese Verschiebung zugunsten von Bedeutsamkeit gilt ebenso für die materielle Kulturforschung in der Ethnografie. Sie untersucht zwar Alltagsgegenstände, sie erhebt diese aber mit ihrem analytischen Blick auf Verwendung und individuelle Aneignung in Praktiken oder Handlungen zu repräsentativen Objekten von eben diesen Praktiken, technischen Möglichkeiten und gespeichertem Wissen. Wenn Objekte Bedeutungen annehmen, können sie als Objektivierungen dieser Vorstellungen und Konzepte verstanden werden.

Neben Materialien konstituieren z. B. Silhouetten und Oberflächengestaltung sehr schnell lesbare gruppenspezifische, zeitliche und räumliche Verortungen. Durch in der Mode zyklisch wechselnde Gestaltungsprinzipien werden die Möglichkeiten der Verortung immer differenzierter. Konsument*innen, Produzent*innen und Industrie sind auf immer wechselnde Looks eingespielt. Kleidungsstücke werden nicht (nur) wegen ihrer Funktionalität konsumiert, sondern auch wegen der Signale, die sie auszusenden vermögen. Lioba Keller-Drescher schreibt dazu: „Kleidung ist die Oberfläche, über die verhandelt wird, was eigentlich verhandelt werden soll, nämlich gesellschaftliche Ordnungen“ (Keller-Drescher 2015: 179). Diese Ordnungen sind an Kontexte gebunden: Wegen der starken Wirkung der Signale kann ein Kleid in seiner spezifischen Materialität in bestimmten Kontexten nicht getragen werden, auch wenn es funktional einwandfrei ist.

Dies ist auch der Fall bei meinem Kleid, in dem sich vielfältige Codes vereinen. Seine verspielte Form verweist auf besondere Anlässe. Andere Faktoren, die Kleidung für besondere Anlässe oft auszeichnen, wie Glanz und fließender Fall des Materials, fehlen dem Baumwolljersey hingegen. Barthes schreibt in seiner Einführung in seine semiotischen ‚Mythen des Alltags‘ zur Symbolik eines Straußes Rosen: „Ich lasse ihn meine Leidenschaft bedeuten“ und verweist damit auf die Leere des bedeutenden Teils des Zeichens ‚Rosenstrauß‘ (Barthes 1964: 90). Ich lasse mein Kleid als ebenso leeres Zeichen ‚besonderer Anlass‘ bedeuten. Denn trotz der Verankerung der Bedeutungen in Materialien sind diese nur in zeitlich, räumlich und gruppenspezifisch variierbaren Sinnordnungen entschlüsselbar. Ich trage mein Kleid im Alltag und widersetze mich damit in gewisser Weise der gerade angeführten Verortung in einem Zeichensystem.

Besonders deutlich wird die Verschiebung der Erfahrungsdimensionen gegeneinander in der Regel beim Transfer eines Objekts in ein Museum, welches eines der vorrangigen Felder des Interesses der Materiellen Kulturforschung darstellt. Museen sammeln auch Alltagsdinge. Der Einzug in das Museum verändert sie allerdings. Vordergründig ist nun ihr Potenzial, für etwas zu stehen: ein spezifischer Trageanlass, eine Praktik, eine Designschule, eine modische Verortung, eine Ära, eine soziale Gruppe. Als institutioneller Ort formalisieren Museen diese Betonung der Objektivierungen. Die Erfahrbarkeit von Dingen in ihrer materiellen Verfasstheit und Funktionalität verschiebt sich auf die Bedeutungsebene, aus dem Nutzungskreislauf in eine ideelle Sphäre. Pointiert wird dieser Prozess durch das museale Berührungsverbot. Dieses Verbot hat konservatorische Gründe, aber es akzentuiert auch die Spannung, die aufgebaut wird in der Entfernung von Materialität, und legt den sinnlichen Fokus auf die Visualität. Die Dimension der Bedeutung der Objekte steht im Vordergrund der Erfahrung.

Dies hat auch Auswirkungen auf die Forschung. Die Modeforscherinnen Kerstin Kraft und Regina Lösel führen ihre Objektanalysen mit Materialanalysen und de-

ren Einordnung in Bedeutungssysteme oft an Museumsobjekten durch. Selbst im Rahmen eines Forschungsprojekts zu Kleidung in Bewegung kann die Performanz und Funktionalität nur in Tragesituation an Figurinen nachvollzogen oder sogar imaginiert werden, denn diese wertvolle Kleidung kann nicht in die Stresssituation des Tragens am Körper oder der Handhabung mit bloßen Händen gebracht werden (Kraft/Lösel 2024: 111). Die Erfahrung von physischer Interaktion beschränkt sich auf die Materialanalyse mit Handschuhen.

„[...] in direkten Kontakt mit den Kleidungsstücken: Farbe, Material, Verzierungen, Maße werden ersichtlich, können berührt werden und sind so sinnlich erfahrbar [...] Auf den Tischen ausgebreitet, von Seidenpapier oder Kleiderbügeln befreit, wird die Kleidung vermessen, von innen und außen betrachtet, gewogen. Unter dem Fadenzähler werden Fasern, Stoffbindungen oder Verzierungstechniken wie mit einer Lupe vergrößert. Beobachtungen werden sprachlich gefasst und notiert, gezeichnet und fotografiert. Eine maßgebliche Bewegung in dieser Arbeitsphase ist der Wechsel von Abstand und Nähe zum Kleidungsstück.“ (Kraft/Lösel 2024: 109)

Dies ist interessant, weil das Forschungsinteresse das Verhalten am Körper und die Berührung voraussetzen scheinen. Die Forscher*innen müssen aber wegen der Verrückung der Objekte aus der materiellen und funktionalen Erfahrungsdimension die Bewegungen imaginieren und in ihrer Vorstellung nachvollziehen.

Auch wenn sie idealisiert werden, sind die Einordnungen von Bedeutungen dieser Art an das „Zusammenspiel von Material, Funktion und Gestalt“ – also nahe an die Beschaffenheit des Objekts – gebunden. Die materielle Verfasstheit bestimmt, welche „bedeutungsgenerierende[n] Potentiale“ Dinge entfalten können (König 2014: 281). Mit einem passenden Sammlungskonzept oder Ausstellungsthema könnte das hier verwendete Beispielkleid auch als Alltagsgegenstand zu einem Museumsobjekt werden. Das ikonische ‚Circle Packing Dress‘ von Isabell Toledo, von dem die Inspiration für dieses Kleid stammt, ist hingegen ein typisches vestimentäres Museumsobjekt (Museum at FIT 2009). Es steht exemplarisch für Designpraktiken und Designgeschichte und Schneider*innenhandwerksgeschichte.⁵ Objektivationen sind also die Materialisierungen von Bedeutungen, Ideen und Konzepten – individuell oder gesellschaftlich – in Objekten, deren Erfahrung sich in der Rezeption über die Erfahrung des Objekts in seiner Funktionalität und auf Grundlage seiner Materialien schieben kann. Materialität wird an das materielle Objekt gebunden erfahrbar und ihre Entschlüsselung variiert, je nach Sinnstrukturen, in denen sie gelesen wird.

5 Das Spektrum zwischen der Ausstellungspraxis von kulturgeschichtlichen Sammlungen und designorientierten Sammlungen wird auch im Sammelband ‚Musealisierte Mode‘ thematisiert (König/Mentges 2019). Die eurozentrische Modeindustrie nutzt diese Mittel, um symbolische Bedeutung zu erhöhen. Museen fungieren zudem in diesen Phänomenen als Wertproduktionsmaschinen (Victoria & Albert Museum 2024–2025).

Dinge können aber nicht nur Bedeutungen annehmen, sondern auch als Bedeutungsträger produziert werden, um sozio-kulturellen Phänomenen eine materielle Form zu geben (Bendix 2015). Während das Circle Packing Dress zwar aus dem Nutzungskreislauf genommen wurde, ist es grundsätzlich tragbar, und daher spielt in der Wahrnehmung seine Funktionalität immer noch eine Rolle. Andere Designobjekte werden nicht in diesem Kontext verstanden oder konzipiert. So ist der Entwurf ‚Ensemble‘ der Modedesignerin Iris van Herpen, dessen Umsetzung direkt aus der Kollektion heraus von einem Museum erworben wird, unmittelbar als ikonisch erfahrbar. ‚Ensemble‘ ist nicht tragbar – verfügt also über keine Funktionsfähigkeit im Sinne von tragbarer Kleidung. Van Herpens Kollektion wurde 2012 in einer eigenen Ausstellung im Groninger Kunstmuseum gewürdigt (Minot 2024). Hier wird der Übergang zwischen Kleidung als tragbarem Objekt und nicht-tragbarem Kunstobjekt deutlich. Wichtig sind in van Herpens Kollektion die materiellen Dimensionen bei ihren Kleidungsstücken in erster Linie, um die technologischen Möglichkeiten darstellbar und um die Grenzen von dem, was als Kleidung verstanden werden kann, erkundbar zu machen. Karl-Heinz Kohl (2007) zeigt zu der Gelegenheit der Errichtung des Museums quai Branly in Paris, wie politisch die Verschiebung zwischen verschiedenen Museumstypen – und insbesondere die Wahl zwischen Ethnologie- und Kunstmuseum – ist (Biro/Étienne 2022: 7). Mit dem Verschieben von Kleidungsstücken in den Wirkbereich der bildenden Kunst, deren Objekte von Alltagsgegenständen in Bezug auf ihren mangelnden Gebrauchswert unterschieden werden, wird die materiell-funktionale Erfahrungsdimension minimiert. Auch hier gilt ein – noch strikteres – Berührungsverbot, welches die Sublimation akzentuiert. Teilweise wird dies durch besondere Räume angezeigt und eingeleitet, die die Entkontextualisierung der Werke betont, wie zum Beispiel im White Cube (O’Doherty 1996). Für künstlerische Werke gilt, dass es eine designierte „Sphäre [gibt] [...], in der besondere Artefakte als Kunst angesehen werden“ (Wagner 2014: 298.). Dies ist im 20. Jh. von vermehrter Wichtigkeit, denn ab dieser Zeit werden banale Materialien in der Verwendung für künstlerische Werke üblich. „Mitunter macht dies die Unterscheidung der Kunst von anderen Dingen schwierig, so dass in manchen Fällen nur der institutionelle Rahmen Gewähr für die Zugehörigkeit bietet“ (Wagner, S. 301). Auch die aus ihrer konkreten materiellen Beschaffenheit resultierende Sinnhaftigkeit steht nicht im Vordergrund. Denn sie werden als sich der Einordnung in gemeinschaftliche Sinnstrukturen, herkömmliche Codes und Ordnungen jenseits der ästhetischen Rezeption widerstrebend konzipiert. Sie fordern damit die Rezipierenden heraus und können sie in der Reflexion auf sich selbst zurückwerfen.

Diese Wirkmacht von Objekten und ihren Materialien ist nicht inhärent mit der Beschaffenheit der Objekte oder ihren Materialien verknüpft. Denn Objekte können auch als Träger von Ideen fungieren, mit denen sie ausgerüstet und durchdrungen werden – ohne ein „klar umrissenes Skript“ (Kalthoff et al. 2016: 18). Dies

eröffnet ästhetische, intellektuelle oder transzendente Erfahrungen, die mit den Wahrnehmenden resonieren. Das Vermögen, über Kunstrezeption eine ästhetische Erfahrung/Resonanz zu produzieren, wird als Distinktionsmechanismus zu Recht kritisch eingeordnet. Wer welche Werke wie rezipiert und überhaupt vermag, sie als ästhetische Erfahrung zu rezipieren, ist abhängig von Disposition, Wissen und Deutungsfertigkeiten. Wolfgang Ullrich spricht in seiner kritischen Einordnung bei der Rezeption von moderner Kunst als einer Herausforderung, die es zu ‚meistern‘ gilt (Ullrich 2003: 8). Die Möglichkeit der Resonanz Erfahrung ist allerdings nicht auf den säkularen Bereich der Kunst beschränkt, der intellektuell voraussetzungs voll ist. Die Erfahrung über zugeschriebene ideelle Eigenschaften ist auch im religiösen Kontext mit kultischen Gegenständen, Reliquien oder auch Versehtextilien, die in Ritualen verwendet werden, zu finden (Gohl-Völker 2020). Die Religionswissenschaftlerin Inken Prohl schreibt: „Eine Besonderheit von Religion besteht für die Vertreter der Material Religion gerade darin, dass sich ein von den religiösen Akteuren angenommenes Unzugängliches dennoch kontinuierlich ‚materialisiert‘, indem es anhand von medialen Vermittlungen in religiöser Praxis und im Ritual zugänglich gemacht wird“ (Prohl 2014: 334). In diesen Praktiken werden Objekte in ihrem Potenzial, Resonanz zu erzeugen und das Weltverhältnis von Akteur*innen zu adressieren, erfahren.

Auch der Soziologe Hartmut Rosa betont das Potenzial von Alltagsdingen, Stimmungen zu erzeugen, und die gesellschaftskonstituierende Macht dieser Prozesse. Er verwendet den Begriff der ‚Resonanz‘. In seiner Arbeit plädiert er für eine Erweiterung der Forschung zu sozialen Phänomenen, die in erster Linie von den Variablen ‚materiell‘ (Ressourcen) und ‚sozial‘ (Optionen) bestimmt werden, um die Komponente des subjektiven Erlebens von Beziehungen. Rosa befasst sich mit dem Umstand, „dass auch moderne Menschen in ihren Weltbeziehungen in Resonanz zur dinglichen Umgeben stehen oder treten können“ (Rosa 2016: 385).⁶ Der Begriff der Resonanz fängt die ‚Vibrancy‘, Dynamik und Prozesshaftigkeit des Erlebens ein und ist offen für eine Vielzahl von Effekten wie Emotionen, transzendente und ästhetische Erfahrungen, die diese Dimension ausfüllen und in denen sich Individuen in ihrem Selbstverständnis hinterfragen und ihr Weltverhältnis austarieren (können). Es könnte auch mein Kleid sein, wenn ich es z. B. in der Zukunft mit der Erinnerung an einen Anlass oder Begegnungen trage und besonders aufbewahre. Zudem ist das Potenzial von Objekten, einen Resonanzraum zu eröffnen, schon im Kleinen gegeben. In der Erkundung der *ontologischen Dimension* kann ich mich also fragen,

6 Rosa unterscheidet zwischen horizontalen Resonanz Erfahrungen, die in den Beziehungen zwischen Menschen entstehen, diagonalen Resonanz Erfahrungen zwischen Menschen und der „materiellen Dingwelt“ (Rosa 2016: 74) und vertikalen Resonanz Erfahrungen aus Beziehungen zwischen Menschen und dem Leben als Ganzem.

welche emotionale Resonanz mein Kleid erzeugt. Welche Beziehung stellt die eigenhändige Herstellung meines Kleides her? Wie verortet es mich in der Welt?

Erfahrungen von Materialität im medialen/digitalen Raum

Die hier beschriebene mögliche Sublimierung von Objekten, die dazu führt, dass sie weitgehend jenseits ihrer materiellen Beschaffenheit erfahren werden, ist signifikant. Doch im medialen Raum wird die materielle Grundlage von Objekten auf eine weitgehende Abstraktion reduziert. Das Kleid, das in diesem Beitrag als Beispiel fungiert, ist zu keinem Zeitpunkt in der Rezeption beim Lesen materiell erfahrbar. Seine Materialität basiert im Text vollständig auf seiner Repräsentation durch Sprache, durch die sie darstellbar und vorstellbar wird. Es ist nicht ungewöhnlich, textuelle und visuelle Repräsentationen als Stellvertreterinnen für Objekte dienen zu lassen. Sie verfügen nicht über die immanente materielle und funktionale Erfahrbarkeit, denn es handelt sich um Abstraktionen. Sie erlauben aber die Vermittlung der Inhalte und Erkenntnisse, die ich über das Kleid produziere, ohne dass das Kleid physisch anwesend sein muss. Tatsächlich kann ihre gesellschaftliche Wirkung sogar stärker sein als die des Objekts, das sie repräsentieren. In dieser Form sind sie nicht an Bedingungen seiner analogen Materialität gebunden; die Vorstellungskraft spielt eine Rolle in der Erfahrung (Mallon 2024a). Auch Objektanalysen werden bisweilen über visuelle Repräsentationen durchgeführt. Dabei müssen aber Digitalisate – und andere visuelle Repräsentationen – die Transformationsaspekte und die Korrespondenz der materiellen und digitalen Objekte berücksichtigt werden (de Günther/Zitzelsperger 2018: 2). Bestimmte Forschungen können nur über Repräsentationen durchgeführt werden. Auch vor der technischen Reproduzierbarkeit haben medialisierte Kleidungsstücke eine wichtige Rolle im Feld der Mode gespielt, z. B. in der Repräsentation von Status und Dokumentation von Stilen in Porträts. Die historische Modeforschung nutzt zum Teil diese Porträts, denn bis etwa zum 17. Jh. wurden nur wenige materielle Kleidungsstücke überliefert. Dabei wurde nur ein kleiner Prozentsatz der Bevölkerung porträtiert, was zu einer Verengung des Modespektrums in der Forschung führt (vgl. Böth 2001; Mentges 2011). Auch historische Archivforschungen wie die des Kunsthistorikers James Laver (1996) arbeiten mit Repräsentationen, die wieder andere Herausforderungen der Übersetzung mit sich bringen.

Die herausragende Bedeutung von Repräsentationen für die Erfahrung von Materialität von Objekten möchte ich am folgenden Beispiel herausstellen: Ein einfaches Digitalisat meines Kleides kann in Form einer Fotografie als visuelle Repräsentation mit dem Smartphone erstellt und z. B. in den sozialen Medien geteilt werden. Über Materialität und soziale Wirklichkeit verfügt Kleidung auch in der medialisierten Form (Giannone/Threuter 2024: 13 ff.). Die visuellen Repräsentationen materieller Objekte stellen nur ausgewählte Eigenschaften ihrer Signifikate dar. Mit der

Transformation in ihre medialisierte Form gehen also Verkürzungen und Essentialisierungen einher. Dies kann als Verlust in der Erfahrbarkeit gewertet werden, da die Komplexität des Ausgangsobjekts, seine sinnliche Erfahrbarkeit und Plastizität, abstrahiert werden. Die Medialisierung erhöht allerdings die Verfügbarkeit, die Multiplizierbarkeit und Manipulierbarkeit des Objekts in dieser Form (gegenüber seinem materiellen Signifikanten). Dies ist insbesondere wichtig bei digitalen Reproduktionen und kontrastiert mit der oben angesprochenen Einmaligkeit und Immanenz eines analogen materiellen Objekts. Sie sind editierbar, interaktiv und lassen sich multiplizieren und über verschiedene Kanäle verbreiten (Kallinikos et al. 2010). Digitale Objekte unterscheiden sich also von analogen Objekten, weil sie an mehr als einer Stelle gleichzeitig sein können und unabhängig voneinander bearbeitbar und interaktiv sind. Die Materielle Kulturforscherin Stefanie Samida bezeichnet die Digitalisierung als Entmaterialisierung. „Diese *Dinge* sind somit an mehreren Orten gleichzeitig vorfind- und erfahrbar, flexibel form- als auch handhabbar“ (Samida 2024: 79). Sie sind „unabhängig von Zeit und Raum“ (Samida 2024: 80).

Diese sublimierte Erfahrungsform, in der die Eigenschaften der analogen Materie in ein alternatives Format überführt und reduziert werden, erlaubt es, bedeutungsvoll über materielle Entitäten zu sprechen, sie darzustellen, sie als ‚real‘ zu erfahren, auch wenn die materiellen Eigenschaften des Referenzobjekts lediglich auf Grundlage einer Übersetzungsleistung in der Erfahrung erfahrbar sind. Sie gestalten in dieser Form effizient viele der gesellschaftlichen Prozesse, in die sie eingeschrieben sind. Denn in dieser unvollständigen Form kann die immanente Einzigartigkeit von materiellen Dingen und die Energie, die für ihre Mobilisierung und Bereitstellung benötigt werden würde, umgangen werden. Digitalisate ergänzen das analoge Objekt, auf das sie referieren. In den sozialen Medien vermag die digitale Zirkulation Entitäten potenziell global verfügbar und an vielen Stellen gleichzeitig und über verschiedene Medien rezipierbar zu machen.

Auch im Museum werden Digitalisate – visuelle Digitalisate, Metadatensätze und Beschreibungen – zunehmend wichtig. Das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg macht z. B. seine Mode- und Textilsammlung vermehrt über seine Webseite zugänglich. Dies vereinfacht den Zugang zu den schon erfassten Objekten und schont die empfindliche analoge Sammlung. Welchen Bestandteil diese abstrahierten Dimensionen der Objekte an ihrer Materialität haben, erläutert die Museumsethnologin Katja Müller. Sie schreibt, während „eine Referenzialität der digitalisierten Objekte zu den ‚Originalobjekten‘ nicht vollkommen verschwindet, erlangen digitalisierte Objekte hier doch eine eigenständige Bedeutung als neue Objekte“ (Müller 2018: 59). Sie gelten als Ergänzung, aber „Vergrößerungsmöglichkeiten oder Volltextsuchen lassen einen detaillierten oder effizienten Umgang mit Bild- oder Textmaterial zu. Je nach Fragestellung und Interessenlage kann das digitalisierte Objekt – besonders die aus dem Archiv, dem Bildarchiv oder dem Tonarchiv – die Ma-

terialität des ‚Originals‘ in den Hintergrund treten lassen“ (Müller 2018: 53). Müller beschreibt es als schwierig zu definieren, wo exakte Grenzen zwischen digitalem und analogem Objekt verlaufen. Auch für Museumsobjekte gilt:

„Medien und technische Reproduktionen werden seit Längerem nicht mehr als eine automatische Bedrohung und Destabilisierung der Aura oder Originalität eines Objekts verstanden. Vielmehr hat sich mehr und mehr ein Verständnis dafür durchgesetzt, dass auch Museumsobjekte in ihrer Wertung als authentische Originale gelebten Konventionen statt einer essentiellen Charakteristik unterliegen.“ (Müller 2018: 62)

Das gesamte Objekt wird mit seiner Erweiterung in den digitalen Dimensionen als Einheit wahrgenommen. Es wird also komplexer, auf vielfache Weise zugänglich und neu beforschbar gemacht. Der Transfer oder die Abstraktion von Kleidung und Museumsobjekten in den digitalen Raum und in die sozialen Medien unterwirft sie eigenen rechtlichen Bestimmungen und Zuordnungen und privatwirtschaftlichen Interessen der Zirkulation und ihrer Formate (soziale Medien, Suchmaschinen, Softwareanbieter etc.). Darauf machen auch Balbi, Delfanti und Magaudda aufmerksam. Sie schreiben:

„Focusing on digital circulation and the social life of digital things has several further implications. One of them is that the politics of digital circulation is shaped by power struggles in the digital realm, as regulation of digital objects’ trajectories takes place in the institutional and political spheres.“ (Balbi et al. 2015: 8–9)

Der Eindruck einer Entmaterialisierung wird mit dem Angebot rein digitaler Kleidungsstücke noch verstärkt. Sie werden unter dem Titel *Digital Fashion* als Konsumprodukte produziert und zum Verkauf bereitgestellt, sodass bei den Objekten Materialität allein idealisiert besteht. Das bedeutet, es gibt kein analoges Referenzobjekt, sondern sie stellen ein rein digitales Konsumprodukt dar. Erworben werden sie beispielsweise als in eingesendete digitale Ganzkörperporträtfotografien oder -videos eincollagierte Produkte. Adressiert sind sie spezifisch an *Digital Natives*, deren soziale Interaktionen und Kleidungspraktiken zu einem Teil in den sozialen Medien stattfinden (vgl. Rüß 2023). Digital Fashion als Konsumprodukt ist nun hauptsächlich im Gaming wichtig, um Avatare mit virtuellen Outfits (*skins*) einzukleiden. Materialität von Digital Fashion eröffnet dem Design neue Möglichkeiten: In diesen Dimensionen gibt es künstlerische Freiheit – Freiraum für Ideen, die Gesellschaft weiterzudenken. Technologie, Potenzialität werden erkundet. Designs sind zum Teil überbordend und verspielt: Reibung, Erdanziehungskraft, geeignete Rohstoffe etc. spielen in den Überlegungen zu Entwürfen keine Rolle. Aufgrund der mangelnden analogen Materialität werden diese Objekte als nachhaltig vermarktet. Denn – wie oben beschrieben – gerade die Materialien, von denen sich die Erfahrung von Objekten in dieser Systematik immer weiter zu entfernen scheint, sind in der Kleidungsindustrie ein großes Problem.

Auch in der digitalen Sphäre existiert ein Kleid mit Kreiselement, welches vom Anbieter DressX käuflich erwerblich ist: ein blaues Kleid von der Designer*in Sun Woo (DressX 2025). Der Erwerb verläuft über eine Suche im Browser, das Einsenden einer Fotografie, die Bezahloption ist lediglich Paypal. Nach kurzer Bearbeitungszeit wird die Kollage per Email gesendet und kann gespeichert oder geteilt werden. Die Erfahrungsdimensionen habe ich an einem anderen digitalen Kleidungsstück schon einmal durchgespielt, um zu erkunden, inwiefern digitale Kleidung dem Anspruch gerecht wird, analoge Kleidung als nachhaltigere Variante ersetzen zu können (Mallon 2024b). Dies ist nicht der Fall, denn während die soziale Dimension von digitaler Kleidung von Akteur*innen als durchaus bedeutsam erfahren wird, werden die sinnlich-körperliche und ontologische Erfahrung in einer Weise bedient, die sie für vestimentäre Praktiken als unbefriedigend bezeichnen. Bei diesem Objekt wird das Material als ‚digital cotton and PVD‘ betitelt, was weder distinktiv visuell noch auf andere Weise wahrnehmbar ist. Während ich die leibliche Erfahrung in der genannten Studie in erster Linie auf die Strukturierung durch die Hardware angesetzt habe, ist an dieser Ausgabe interessant, dass das Kleidungsstück trotz der Angabe ‚digital clothes fit all sizes‘ ‚schlecht sitzt‘ und ich mich beim Ansehen der Kollage – als Äquivalent zum leiblichen Erfahren analoger Kleidung – unangemessen angezogen fühle.

Konsum von Kleidung im digitalen Raum ist ein alltäglicher Teil vestimentärer Praktiken geworden und scheint ephemer über die materielle Dimension von Erfahrung erhaben zu sein. Die digitalen Produkte sind für Nutzer*innen im globalen Norden meist über Wifi erreichbar und die materielle Infrastruktur kaum wahrnehmbar. Sie verheißt eine saubere und der materiellen Welt enthobene Zukunft. Die Fokussierung auf den Bildschirm und die Konsumtion über visuelle Darstellungen – genannt „screen essentialism“ (Montfort 2004) – kreiert die Illusion einer entmaterialisierten Digitalität und suggeriert die Möglichkeit eines Lebens jenseits der materiellen Gebundenheit. Digitalität wird durch Technologie, aber auch durch materielle Infrastruktur ermöglicht. Hardware und Software bedingen die leibliche Erfahrung digitaler Praktiken (Geismar/Knox 2001: 7). Katja Müller konstatiert, dass es schwierig ist zu bestimmen, „wo Objekte beginnen und wo sie enden. Auf der einen Seite kann man auch die zur Erzeugung notwendige Software und Hardware als Teil digitaler Objekte begreifen. Die Infrastruktur der Kabel, Festplatten, Bildschirme und Speichergeräte sind insofern Teil eines digitalen Objekts, als dass ohne sie das Erzeugen und Wahrnehmen dieser nicht möglich wäre“ (Müller 2018: 56). Die Kommunikationsnetzwerke, Elektrizität und die Extraktion von Rohstoffen sind die materielle Basis. 99 % der Internetdaten fließen durch physische Kabelnetzwerke durch die Ozeane.

Auch in dieser Dimension ist es wichtig, die Materialien zu verstehen. Die Bedeutung dieser textilen Netzwerke aus Glasfasern (Starosielski 2015) wird in den

kommenden Jahrzehnten zunehmen, schreiben Balbi et al. (2016). Glasfasern stellen die materielle Grundlage dar, auf der die scheinbar entmaterialisierten und ephemeren Praktiken im digitalen Raum möglich gemacht werden. Sie gehören in erster Linie privaten Unternehmen. Die großen Internetunternehmen wie Google und Meta lassen sich ebenfalls Kabel legen. Dies führt dazu, dass die Grundlagen für die Erfahrung von digitalen Kleidungsstücken in privater Hand sind.

„Increasing bandwidth requirements have transformed content providers from customers to cable owners. As a result, tech giants like Google and Facebook are taking a more active role in the expansion of the global fiber optic network. Google alone has at least five cable projects set for completion in 2019.“ (Routley 2021)

Der materielle Effekt ist immens. Der britische Journalist Ed Conway legt in seinem Buch *Material World* dar, wie essenziell bestimmte Rohstoffe für die hochgradig entwickelten Technologien sind. Zudem verfolgt er, welche ökonomischen und bergbaulichen Aktivitäten sich um sie – besonders um die Glasfasern und Silikonchips – entwickeln. Er prognostiziert, dass der Kampf um diese Rohstoffe unsere geopolitische Zukunft bestimmen wird (Conway 2024).

Auch das herkömmliche Modesystem basiert auf globalen Infrastrukturen, die für Konsument*innen im globalen Norden weitgehend unsichtbar bleiben. Doch die digitale Infrastruktur als Teil des Modesystems erweitert das geopolitische Wirkungsnetz der Konsumprodukte.

„With digitization, space and geography acquire a second life. Towers for the collection and distribution of rainwater have become ideal sites for mobile phone antennas. Remote regions in Finland have been transformed from places of paper processing into ideal areas to locate Google servers – enjoying low temperatures and geographically strategic regions for efficient data distribution. Natural paradises in Hawaii continue to be hubs for the flow of data, from the first telephone cables laid in the Pacific Ocean in the 1950s and 60s to the optical fibre for Internet traffic in the 21st century.“ (Balbi et al. 2016: 10)

Das Kollektiv ‚Foundational Economy‘ argumentiert, dass viel mehr Augenmerk auf die materiellen Strukturen als öffentliche Güter gewendet werden muss, um ihren Wert für die Gesellschaft herauszustellen. Sie stärken die Einsicht, dass „das Wohlergehen [...] weniger von [...] ihrem individuellen Konsum als vielmehr vom sozialen Konsum grundlegender Güter und Dienstleistungen abhängt, die von der Fundamentalökonomie bereitgestellt werden. [...] der soziale Konsum [ist] an gesellschaftliche Infrastrukturen und Netzwerke geknüpft“ (Foundational Economy 2019). Es ist wichtig, diese Infrastrukturen und Netzwerke mit unserer Arbeit als materielle Kulturforscher*innen sichtbar zu machen, um sie als Hintergrund in der Materialitäts-erfahrung greifbar zu halten.

Schluss und Ausblick

Miller zeigt, dass Forscher*innen der Komplexität von sozialen Praktiken nur unter Berücksichtigung sowohl ihrer materiellen als auch sozialen und ontologischen Ausprägungen gerecht werden können. Auch das Erleben der Wirkmacht ist ein konstituierender Faktor der Praktiken und bestimmt über die Qualität gesellschaftlicher Teilhabe. Ich habe in diesem Beitrag den Begriff ‚Materialität‘ dafür in Stellung gebracht, die Differenziertheit, Plastizität und Komplexität von Erfahrungen von Objekten als Kontinuum zu eruieren. Vieldimensional bedeutet dabei, dass Objekte über ihre Dreidimensionalität hinaus erkundet werden und dabei die Struktur ihrer Erfahrbarkeit herausgestellt wird. Der dem Begriff ‚Materialität‘ bereits inhärente Verweis auf die soziale Wirkung als Erfahrungsdimension materieller Dinge wird dabei nicht nur um den Einbezug einer ontologischen Dimension erweitert. Des Weiteren werden das in digitalen Räumen abrufbare Erfahrungspotenzial und die Wirkkraft und Wirklichkeit von Objekten in Praktiken betrachtet. Dies wurde durch eine experimentelle Erkundung vestimentärer Praktiken beispielhaft an einem Kleid nachverfolgt. Dabei bleibt deutlich, dass alle Dimensionen – materiell, sozial und ontologisch – immer gleichzeitig in Erfahrungen konstituierend sind. Allerdings können sie ganz unterschiedlich gewichtet sein. In materialorientierten Kontexten wie etwa der textilwissenschaftlichen Forschung sowie der Erkundung der körperlich-sinnlichen Erfahrungsdimension treten Sinnhaftigkeit und individuell erlebter Bezug zur Welt in den Erfahrungen in den Hintergrund. Schon die Beforschung von Objektivationen (also Verdinglichungen von immateriellen Entitäten in Objekten), die in der materiellen Kulturforschung so prominent sind, bedingt eine Reduktion der materiellen Erfahrungsdimension. Dies lässt sich ebenso bei Verschiebungen von Objekten ins Museum und vornehmlich sinnhaften vestimentären Praktiken, wie denen vom Modesystem geleiteten Kleidungspraktiken, beobachten. Die materielle Beschaffenheit der Objekte verliert in diesen Kontexten in der Erfahrung an Bedeutung. In der Erkundung der leiblichen Resonanz auf Objekte werden soziale Kontexte und materielle Beschaffenheit hingegen von dem subjektiven Empfinden überlagert. Auch die ‚bescheidenen‘ Alltagsdinge können sich in bestimmten Situationen und Kontexten in ihrer Erfahrbarkeit sublimieren. Sie sind trotzdem – oder aus der Materialitätsperspektive gerade deshalb – für die ethnografische Forschung interessant.

In der digitalen Sphäre scheint die materielle Beschaffenheit von vestimentären Praktiken in virtuellen und ephemeren Repräsentationen obsolet zu sein. Allerdings dominieren die visuellen Repräsentationen von digitalisierten Objekten in der Rezeption über die Erfahrung von materiellen Entitäten wie Hardware und digitalen Infrastrukturen. Digitale vestimentäre Praktiken sind daher nicht entmaterialisiert, sondern werden als in einem verschobenen Verhältnis der Erfahrungsdimensionen zu verstehender Materialität erfahrbar. Allerdings verschiebt sich die Erfahrung in das darin aufgespannte Kontinuum. Dennoch handelt es sich um vestimentäre Prak-

tiken, bei denen soziale Sinnproduktion und auch leibliche Erfahrbarkeit des Nicht-angemessen-gekleidet-Seins prominent erfahrbar sind. Das Beispielkleid wird (hypothetisch) in verschiedenen Kontexten konzipiert, in denen Materialität in dem Kontinuum der Erfahrungsdimensionen jeweils unterschiedlich erfahren wird. Lediglich bei der als ‚Fiktion‘ konzipierten *Digital Fashion* wurde ein weiteres Objekt zur Thematisierung der Wirkung in dieser Sphäre eingesetzt. Es wird in verschiedenen Materialitäten wirklich, in denen entweder die funktionale/materielle Erfahrungsdimension, die soziale und bedeutende Erfahrungsdimension oder die Agency im Vordergrund stehen. Die Fragen in vestimentären Praktiken sind also im analogen sowie im digitalen Raum: Was leistet das vestimentäre Objekt für ein Individuum? Wie repräsentiert es den persönlichen Geschmack und welche Signale sendet es in welchen gesellschaftlichen Kontexten aus? Wie verortet es Akteur*innen leiblich in der Welt? Die differenzierte Betrachtung von Materialität als Analysebegriff eröffnet damit Zugriff auf soziale Praktiken mit Fragen auf die Verfasstheit der Gruppe oder Gesellschaft, auf Konstruktionen sozialer Wirklichkeit und individuelle Weltverhältnisse.

Mit dem engeren Blick auf Objekte in Objektanalysen, spezifische Praktiken in kleineren Gruppen und Phänomene/Hybride in Netzwerkzusammenhängen, ist es möglich, komplexe Zusammenhänge zu erarbeiten und Essentialisierungen bzw. Idealisierungen zu vermeiden. Mein Plädoyer ist es hier jedoch, die Facetten zusammenzubringen und nicht aufzulösen, um die reichhaltigen Informationen miteinander zu verknüpfen. Die Kulturanthropologie ist die zentrale Verknüpfungsdisziplin, um nah an den Akteur*innen transdisziplinäre Expertisen, übergreifende Fragen und Sinnzusammenhänge zu erarbeiten.

Wieso ist Kleidung für eine solche Systematik besonders geeignet? Wie kein anderes Objektgenre führt sie alle Fragen der materiellen Kulturforschung am analogen, repräsentierten oder imaginierten Körper von individuellen Akteur*innen zusammen und ermöglicht daher, sehr spezifische Erfahrungen und Dispositionen in sozio-kulturellen Studien zu verankern. Die Sozialanthropologin Kaori O'Connor schreibt: „The very ubiquity, intimacy, and materiality of cloth and clothing mean that by studying them we can obtain nuanced insights into the dynamism of society on many levels not easily arrived at by other means, if at all“ (2005: 41). Kleidung bietet sich als Analyseobjekte auch an, weil sie wie Enzyklopädien textiler Techniken und Verfahren sehr leicht lesbar und in ihrer Materialität entschlüsselbar ist. Objekte können auch in digitaler Form soziale Wirkung annehmen und in medialisierter oder idealisierter Materialität wahrgenommen werden. Im digitalen Raum wird ihre materielle Erfahrbarkeit diffuser. Materielle Verfasstheiten können ganz in den Hintergrund treten und gar ‚unsichtbar‘ werden. Das gesamte Modesystem ist in diese materiellen und virtuellen globalen Netzwerke eingefasst. Der analytische Blick auf die Materialität der in die vielen Dimensionen entgrenzten Objekte ist aufschluss-

reich. Der Begriff Materialität macht es möglich, systematisch das breite Spektrum an Erfahrungsdimensionen von Objekterfahrungen in ihrer Struktur zwischen den eingangs aufgeführten Polen Materie und Geist aufzugliedern, um ihn für weitere – auch transdisziplinäre – Forschungen zu öffnen. Insbesondere für die Forschung zu Mode und Nachhaltigkeit, in der materielle Ressourcen und soziale Teilhabe im Zentrum stehen, müssen diese Prozesse der Transformation nachvollziehbar gemacht werden.

Literatur

- Balbi, Gabriele, Alessandro Delfanti und Paolo Magaudo. 2016. „Digital Circulation: Media, Materiality, Infrastructures: An Introduction.“ *TECNOSCIENZA: Italian Journal of Science & Technology Studies* 7 (1): 7–15.
- Barthes, Roland. 1964. *Mythen des Alltags*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Beckert, Sven. 2014. *King Cotton: Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*. München: C.H. Beck Verlag. <https://doi.org/10.17104/9783406659225>.
- Bendix, Regina F. 2015. „Zwischen Wollen und Müssen: Zur Verdinglichung des Ephemereren.“ In *Materialisierung von Kultur: Diskurse Dinge Praktiken*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich und Angela Treiber, 43–55. Verlag Königshausen & Neumann: Würzburg.
- Bendix, Regina F. 2023. „Zur Verinnerlichung von Erfahrung und dem Aufbau von Könnerschaft.“ In *Erfahrung: Kulturanalytische Relationierungen*, hrsg. von Martina Röthl und Barbara Sieferle, 137–158. Münster und New York: Waxmann Verlag.
- Benjamin, Walter. 1963. *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. 6. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Biro, Yaëlle und Noémie Étienne. 2022. „Introduction.“ In *Rhapsodic Objects: Art, Agency, and Materiality (1700–2000)*, hrsg. von Yaëlle Biro und Noémie Étienne, 7–15. Berlin und Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110757668-001>.
- Böth, Gitta. 2001. „Kleidungsforschung.“ In *Grundriß der Volkskunde: Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Rolf W. Brednich, 221–238. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Breuss, Susanne. 1991. „Der Stoff, aus dem die Kleider sind: Aspekte der Kleidermaterialien.“ In *Kleider und Leute: Katalog zur Voralberger Ausstellung*, hrsg. von Markus Barnay, Wolfgang Brückner und Christine Spiegel, 67–88. Bregenz: Amt der Vorarlberger Landesregierung.
- Conway, Ed. 2024. *Material World: A Substantial Story of our Past and Future*. Random House.
- de Günther, Sabine und Philipp Zitzelsperger. 2018. *Signs and Symbols: Dress at the Intersection Between Image and Realia*. Berlin und Boston: De Gruyter.
- DressX. 2025. *Sun Woo Shirt*. <https://store.dressx.com/collections/sun-woo/products/blue-shirt>. Zugriff: 07.04.2025.
- Ellwanger, Karen. 2000. „Wolle macht Männern Mut': Einige Aspekte der Verwendung und Bedeutungszuschreibung von Wollstoffen in der Bekleidung“. In *Im Zeichen des Schafs. Katalog*, hrsg. von den Museen der Stadt Delmenhorst, Redaktion Gerhard Kaldewei, 123–128, Oldenburg.

- Entwistle, Joanne. 2000. *The Fashioned Body: Theorizing Fashion and Dress in Modern Society*. Cambridge: Polity.
- Fletcher, Roland. 2006. „Materiality, Space, Time, and Outcome.“ In *A Companion to Archaeology*, hrsg. von John Bintliff, 110–140. Oxford et al.: Blackwell Publishing. <https://doi.org/10.1002/9780470998618.ch7>.
- Foundational Economy Collective. 2019. *Die Ökonomie des Alltagslebens: Für eine neue Infrastrukturpolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Geismar, Haidy und Hannah Knox. 2021. „Introduction 2.0.“ In *Digital Anthropology*, hrsg. von Haidy Geismar und Hannah Knox, 1–18. 2. Aufl. London und New York: Bloomsbury. <https://doi.org/10.4324/9781003087885-1>.
- Giannone, Antonella und Christina Threuter. 2024. *Protestkleider: Kleidung und die ästhetische Politik der Straße*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839471715>.
- Gohl-Völker, Ulla. 2020. „Textile Hoffnungsträger am Ende des Lebens: Versehtexilien.“ In *Der Tod und das Ding: Textile Materialitäten im Kontext von Vergänglichkeit*, hrsg. von Melanie Haller, Traute Helmers und Stefanie Mallon, 331–353. Münster und New York: Waxmann Verlag.
- Guevara, Irene und Cintia Rodríguez. 2023. „Developing Communication Through Objects: Ostensive Gestures as the First Gestures in Children’s Development.“ *Developmental Review* 68 (101076). <https://doi.org/10.1016/j.dr.2023.101076>. Zugriff 16. 06. 2025.
- Hahn, Hans Peter. 2005. *Materielle Kultur: Eine Einführung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Hidalgo, César. 2015. *Why Information Grows: The Evolution of Order, from Atoms to Economies*. New York: Basic Books.
- Hodder, Ian. 2011. „Wheels of Time: Some Aspects of Entanglement Theory and the Secondary Products Revolution.“ *Journal of World Prehistory* 24: 175–187. <https://doi.org/10.1007/s10963-011-9050-x>.
- Jannelli, Angela. 2012. *Wilde Museen: Zur Museologie des Amateurmuseums*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839419854>.
- Jeggle, Utz. 1999. „Alltag.“ In *Grundzüge der Volkskunde*, hrsg. von Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff und Martin Scharfe, 81–126. Darmstadt.
- Kallinikos, Jannis, Aleksi Aaltonen und Attila Marton. 2010. „A Theory of Digital Objects.“ *First Monday* 15 (6–7) (Juni). <https://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/3033/2564>.
- Kalthoff, Herbert, Torsten Cress und Tobias Röhl. 2016. „Einleitung: Materialität in Kultur und Gesellschaft.“ In *Materialität: Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, hrsg. von Herbert Kalthoff, Torsten Cress und Tobias Röhl, 11–44. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. https://doi.org/10.30965/9783846757048_003.
- Keller-Drescher, Lioba. 2015. „„Tracht“ als Denkstil: Zum Wissensmodus volkskundlicher Kleidungsforschung.“ In *Die Wissenschaften der Mode*, hrsg. von Gudrun M. König, Gabriele Mentges und Michael R. Müller, 169–184. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839422007-009>.

- Kohl, Karl-Heinz. 2007. „Entrückte Dinge: Über Ethnologie, Aneignung und Kunst“. In *Fremde Dinge*, hrsg. von Michael C. Frank, Bettina Gockel, Thomas Hauschild, Dorothee Kimmich und Kirsten Mahlke, 17–24. Bielefeld: transcript Verlag.
- Köller, Ingrid. 1997. „Textildidaktik als Didaktik textiler Sachkultur.“ *Textilarbeit + Unterricht* 2: 87–92.
- König, Gudrun M. 2014. „Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft“. In *Handbuch Materielle Kultur: Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, hrsg. von Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert und Hans Peter Hahn, 279–287. Stuttgart und Weimar: J.B.Metzler Verlag.
- König, Gudrun M. und Gabriele Mentges, Hrsg. 2019. *Musealisierte Mode: Positionen, Thesen, Perspektiven*. Münster und New York: Waxmann Verlag.
- Korff, Gottfried. 1995. „Bemerkungen zur Dingbedeutsamkeit des Besens.“ In *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums*: 33–44.
- Koslowski, Hans-Hoachim. 2006. „Fasern und Garne für Technische Textilien“. In *Technische Textilien*, hrsg. von Petra Knecht, 57–66. Frankfurt am Main: Deutscher Fachverlag.
- Kraft, Kerstin und Regina Lösel. 2024. „Forscherinnen und Kleidung in Bewegung: Über das Forschen im Textildepot.“ In *Besser ausstellen: Innovative Wege der Konzeption und Evaluation von Ausstellungen*, hrsg. von DASA Arbeitswelt Ausstellung, Professur für Museologie der Universität Würzburg, Institut für Museumsforschung, 103–120. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839466834-009>.
- Kramer, Karl S. 1962. „Zum Verhältnis von Mensch und Ding: Probleme der volkskundlichen Terminologie.“ In *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 58: 91–101.
- Küchler, Susanne. 2015. „Materials: The Story of Use.“ In *The Social Life of Materials: Studies in Material and Society*, hrsg. von Adam Drazin and Susanne Küchler, 267–282. London et al.: Bloomsbury. <https://doi.org/10.4324/9781003087175-21>.
- Laver, James. 1996 [1969]. *Costumes & Fashion*. Überarb., erweiter. u. aktual. Aufl. London: Thames & Hudson.
- Leonardi, P.M. 2010. „Digital materiality? How artefacts without matter, matter.“ *First Monday* 15: 6–7. <http://www.uic.edu/htbin/cgiwrap/bin/ojs/index.php/fm/article/view/3036/2567>; <https://doi.org/10.5210/fm.v15i6.3036>.
- Maase, Kaspar. 2022. *Schönes alltäglich erleben: Über die Ästhetisierung der Kultur*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839461174>.
- Mallon, Stefanie. 2024a. „Materialities of ‚Mushroom-Leather‘: A Critical Appraisal of the Material Dimensions and Sustainability of Fungus-Based Alternatives to Leather for Use in Fashion and Textiles.“ *Ethnologia Fennica* 51 (1): 81–110. <https://doi.org/10.23991/ef.v51i1.141682>.
- Mallon, Stefanie. 2024b. „Digital Clothes and the ‚Future of Fashion‘.“ In *Technology, Sustainability and the Fashion Industry: Can Fashion Save the World?*, hrsg. von Annick Schramme und Nathalie Verboven, 1–15. London et al.: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781032658506-1>.
- Mallon, Stefanie und Traute Helmers. 2020. „Einleitung.“ In *Der Tod und das Ding: Textile Materialitäten im Kontext von Vergänglichkeit*, hrsg. von Melanie Haller, Traute Helmers und Stefanie Mallon, 7–17. Münster und New York: Waxmann Verlag.

- Mentges, Gabriele. 2011. „Europäische Kleidermode (1450–1950).“ *Europäische Geschichte Online*. <https://d-nb.info/103143450X/34>.
- Miller, Daniel. 2005a. „Introduction.“ In *Clothing as Material Culture*, hrsg. von Susanne Küchler und Daniel Miller: 1–19. Oxford und New York: Berg Publishers.
- Miller, Daniel. 2005b. „Materiality: An Introduction.“ In *Materiality*, hrsg. von Daniel Miller, 1–50. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822386711-001>.
- Minot, Lacey. 2024. „Iris van Herpen: Sculpting the Senses.“ *Fashion Theory* 28 (7): 1085–1093. <https://doi.org/10.1080/1362704X.2024.2377909>.
- Miodovnik, Mark. 2013. *Stuff Matters: Exploring the Marvelous Materials that Shape our Man-Made World*. Boston und New York: Mariner Books. Houghton Mifflin Harcourt.
- Montfort, Nick. 2004. „The Early Materiality and Workings of Electronic Literature.“ O. O. https://nickm.com/writing/essays/continuous_paper_mla.html. Zugriff: 26.01.2025.
- Müller, Katja. 2018. „Digitale Objekte – subjektive Materie: Zur Materialität digitalisierter Objekte in Museum und Archiv.“ In *Dinge als Herausforderung: Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten*, hrsg. von Hans Peter Hahn und Friedemann Neumann, 49–67. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839445136-004>.
- Museum at FIT. 2009. „Isabel Toledo: Fashion from the Inside Out.“ präsentiert von The Museum at the Fashion Institute of Technology vom 17. Juni bis 26. September.
- Negrin, Llewellyn. 2016. „Maurice Merleau-Ponty: The Corporeal Experience of Fashion.“ In *Thinking through Fashion: A Guide to Key Theorists*, hrsg. von Agnès Rocamora und Anneke Smelik, 115–131. London und New York: I.B. Tauris Publishers. <https://doi.org/10.5040/9780755694785.ch-007>.
- Nixdorff, Heide. 1999. „Einführung in die Thematik.“ In *Das textile Medium als Phänomen der Grenze – Begrenzung – Entgrenzung*, hrsg. von Heide Nixdorf, 13–34. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Oberhänsli-Widmer, Gabriele. 2020. „Bilder vom jüdischen Jenseits oder: Wie kleiden sich die Toten? In *Der Tod und das Ding: Textile Materialitäten im Kontext von Vergänglichkeit*, hrsg. von Melanie Haller, Traute Helmers und Stefanie Mallon, 331–352. Münster und New York: Waxmann Verlag.
- O’Connor, Kaori. 2005. „The Other Half: The Material Culture of New Fibres.“ In *Clothing as Material Culture*, hrsg. von Susanne Küchler und Daniel Miller, 41–59. London: Berg Publishers. <https://doi.org/10.2752/9780857854056/CLMATCULT0006>.
- O’Doherty, Brian. 1996. *In der weißen Zelle: Inside the White Cube*, hrsg. von Wolfgang Kemp. Berlin: Merve Verlag.
- Pallestrang, Kathrin. 2018. „Bericht über die 10. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil e.V. mit Rahmenprogramm, 10. bis 13. Mai 2018, Krefeld.“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LX X II / 121, Heft 2: 309–315.
- Poehls, Kerstin. 2020. „Materialität.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren: Ein Arbeitsbuch*, hrsg. von Timo Heimerdinger und Markus Tauschek, 294–322. Stuttgart: utb (Waxmann Verlag).
- Rosa, Hartmut. 2016. *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

- Röthl, Martina und Barbara Sieferle. 2023. „Erfahrungsverständnisse ‚einkreisen‘ und präzisieren.“ In *Erfahrung: Kulturanalytische Relationierungen*, hrsg. von Martina Röthl und Barbara Sieferle, 7–26. Münster und New York: Waxmann Verlag.
- Routley, Nick. 2021. „The Global Fiber Optic Network.“ *The Geopolity*. 4th May. <https://the-geopolity.com/2021/05/04/the-global-fiber-optic-network>.
- Ruß, Catharina. 2023. „Balenciaga: Nach der Grenzüberschreitung.“ *POP. Kultur und Kritik*, 12 (2): 46–56. <https://doi.org/10.14361/pop-2023-120208>.
- Samida, Stefanie. 2024. „Das Materielle im Digitalen, das Digitale im Materiellen.“ *Kulturen: Zeitschrift für Kulturwissenschaften*: 77–85.
- Shep, Sydney J. 2015. „Digital Materiality.“ In *A New Companion to Digital Humanities*, hrsg. von Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth., 322–330. Chichester, West Sussex: John Wiley & Sons. <https://doi.org/10.1002/9781118680605.ch22>.
- Sieferle, Barbara. 2023. „Erfahrung als leibliches Zur-Welt-Sein: Ein körpertheoretischer Blick auf Erfahrung.“ In *Erfahrung: Kulturanalytische Relationierungen*, hrsg. von Martina Röthl und Barbara Sieferle, 159–178. Münster und New York: Waxmann Verlag.
- Starosielski, Nicole. 2015. *The Undersea Network*. Durham und London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822376224>.
- Ullrich, Wolfgang. 2003. *Tiefer hängen: Über den Umgang mit der Kunst*. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.
- Victoria & Albert Museum: NAOMI In Fashion. London 22. Juni 2024 bis 6. April 2025.
- Wagner, Monika. 2014. „Kunstgeschichte.“ In *Handbuch Materielle Kultur*, hrsg. von Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert und Hans Peter Hahn, 298–304. Stuttgart und Weimar: J.B. Metzler Verlag.
- Woodward, Sophie. 2005. „Looking Good: Feeling Right – Aesthetics of the Self.“ In *Clothing as Material Culture*, hrsg. von Susanne Küchler und Daniel Miller, 21–39. Oxford und New York: Berg Publishers. <https://doi.org/10.2752/9780857854056/CLMATCULT0005>.
- Young, Iris Marion. 1994. „Women Recovering our Clothes.“ In *On Fashion*, hrsg. von Shari Benstock und Suzanne Ferris, 197–210. New Brunswick, NJ.: Rutgers University Press.

Anna Weichselbraun

Die epistemischen Affordanzen von Papier

Beobachtungen zur Digitalisierung eines Handbuchs

Anna Weichselbraun

The Epistemic Affordances of Paper. On the Digitisation of a Handbook

Abstract: This article deals with the question of how the expertise of nuclear safeguards inspectors of the International Atomic Energy Agency (IAEA) materialises in an artefact, the abolished Safeguards Manual. The paper-based collection of all processes and procedures relevant to safeguards inspectors, stored in two folders, was transferred to a digital database (the Document Manager). Using a semiotic analysis of the different affordances of the manual and the Document Manager, I explain why some inspectors lament the disappearance of the manual and blame it for a supposed loss of knowledge among inspectors. I argue that unease about this media transformation reflects unease about concurrent changes in safeguards knowledge practices.

Keywords: Bureaucracy, Forms of Knowledge, Materialisation, Digitalisation, IAEA

Das Jahr 2014 markierte das Ende einer mehr als zwanzigjährigen Umgestaltung der *Safeguards*-Praktiken der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO), die durch die Entdeckung geheimer Atomwaffenprogramme im Irak und in Nordkorea Anfang der 1990er-Jahre ausgelöst worden war (Weichselbraun 2020). Diese neuen, an Detektivarbeit erinnernden Praktiken erfuhren unter anderem auch durch die damaligen multilateralen Verhandlungen über das iranische Atomprogramm eine Bewährungsprobe. Die umstrittene Erweiterung dieser Praktiken von einer bisher fast ausschließlich quantitativen nuklearen „Buchführung“ um einen qualitativen evaluierenden Analyseprozess verlangte auch die Überarbeitung der bürokratischen Praktiken der Abteilung. Während die neuen *Safeguards*-Praktiken die Neutralität des Fachwissens der Organisation und damit ihre Legitimität infrage stellten, löste die Veränderung der bürokratischen Formen der Inspektor:innen Ängste hinsichtlich der „Robustheit“ ihres Wissens aus. Insbesondere die Digitalisierung des *Inspector Handbook* in der Form einer Datenbank wurde von Mitarbeiter:innen beklagt. Das Handbuch wurde jahrzehntelang von *Nuclear-Safeguards*-Inspektor:innen der IAEO verwendet, um im Auftrag der Staatengemeinschaft durch Inspektionen zu überprüfen, ob die Verpflichtungen aus den *Safeguards*-Abkommen, die im Rahmen des

Atomwaffensperrvertrags geschlossen worden waren, eingehalten wurden.¹ Mitarbeiter:innen machten die Digitalisierung für einen fühlbaren Wissensverlust unter Inspektor:innen verantwortlich. Das alte Handbuch sei zwar umfangreich und komplex, jedoch klarer strukturiert gewesen, meinten sie. Die digitale Datenbank hingegen sei wie ein „schwarzes Loch“, in dem ihr Wissen verloren gehe. In dem durch die Transformation bürokratischer Wissensmedien ausgelösten Unbehagen spiegelt sich das Unbehagen über die neuen qualitativ-evaluierenden „detektivischen“ *Safeguards*-Wissenspraktiken wider, welche die Begutachtung und Analyse des „*state as a whole*“ in den Mittelpunkt gerückt hatte. Die Befürchtung des Verlusts der vertrauten bürokratischen Formen ist beispielhaft für eine grundsätzliche Besorgnis über die Veränderungen in den Methoden der *Safeguards*-Inspektionen und weist gleichzeitig auf eine epistemische Unvereinbarkeit zwischen hierarchischer bürokratischer Rationalität und relationalen Datenbanklogiken hin.

Dieser Artikel untersucht die Frage, warum sich die Digitalisierung des Handbuchs für manche Inspektor:innen der IAEA wie ein Wissensverlust anfühlt. Die zentrale These lautet, dass dieses Unbehagen nicht nur technische Ursachen hat, sondern tieferliegende Veränderungen in den Wissenspraktiken der Organisation widerspiegelt: Der Übergang von einem hierarchisch strukturierten Papierhandbuch zu einer relationalen Datenbank markiert den Wandel von einer quantitativen zu einer qualitativen Inspektionspraxis. Dazu skizziere ich zunächst meinen Zugang, mit dem ich das Handbuch und die Datenbank als unterschiedliche Materialisierungen von *Safeguards*-Wissen verstehe. Meine semiotische Analyse der Affordanzen dieser zwei Wissensartefakte zeigt, dass die Medientransformation durch semiotische Ideologien strukturiert wird, die (a) den Inhalt des Handbuchs hierarchisch über dessen materielle Form stellen und (b) das *Portable Document Format* (PDF) als äquivalent zu analogen Papierformaten konzeptualisieren. Als Begriff aus der linguistischen Anthropologie beschreibt „semiotische Ideologie“ grundlegende Annahmen darüber, wie Zeichen (seien es Texte, Objekte oder Praktiken) Bedeutung vermitteln und wie sie interpretiert werden sollten (Keane 2003, 2018a). Diese Annahmen sind kulturell geprägt und bestimmen, welche Aspekte eines Zeichens als bedeutungstragend wahrgenommen werden und welche nicht.

1 Aufgabe der *Nuclear Safeguards*-Inspektor:innen der IAEA ist es, die Einhaltung der Verpflichtung eines Staates, keine Kernwaffen zu entwickeln, zu überprüfen. Zu diesem Zweck besuchen Inspektor:innen regelmäßig kerntechnische Anlagen weltweit, um schriftliche Angaben des Staates und der Betreiber:innen am Ort zu überprüfen. Inspektor:innen agieren als Buchhalter:innen des spaltbaren Materials (ob in Brennstäben oder als Rohstoff etc.): Sie nehmen Messungen am Kernmaterial vor, zählen Bestände, überprüfen Aufnahmen der Überwachungskameras und bringen Siegel an. Mit ausgefüllten Formularen kehren sie in die Zentrale zurück und schreiben Berichte.

Auf Basis dieser Untersuchungen entwickle ich einen theoretischen Zugang zum Medienwandel, indem ich das Konzept der „epistemischen Affordanzen“ einführe. Dieser Ansatz erweitert etablierte kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Medientransformationen (Faßler 2018; Koch 2017) und zeigt, dass Medien nicht nur Informationen übertragen, sondern auch bestimmte Formen des Wissens und des Wissenserwerbs ermöglichen oder verhindern. Am Beispiel des Handbuchs wird deutlich, wie materielle Eigenschaften zur Orientierung und zum Verständnis komplexer Wissenszusammenhänge beitragen – eine Perspektive, die an Becks „Analyse der materiell-diskursiven Umgebungen von Wissenspraxis“ (2012: 33–34) anschließt. Diese Perspektive erweitert die materielle Kulturanalyse (König 2003) von Technik im Alltag (Hengartner 2012) und die kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit neuen Technologien (Moser/Vepřek 2024) um eine wissensanthropologische Dimension (Koch/Warneken 2012; Kuhn 2020) und macht sie für die Untersuchung digitaler Transformationsprozesse fruchtbar. Der Artikel zeigt damit, dass die kulturwissenschaftliche Medienforschung über eine reine Dokumentation von Medienpraktiken hinausgehen und grundlegende Fragen der Wissensorganisation in den Blick nehmen kann.

Materialisierungen bürokratischen Wissens

Für Max Weber erreicht Bürokratie „Herrschaft kraft Wissen“ (1980: 129), und bürokratische Praxis „beruht auf Schriftstücken (Akten)“ (Weber 1980: 552), die das Wissen der Bürokratie beinhalten. Sozial- und Geisteswissenschaftler:innen haben die von Bürokratien auf der ganzen Welt produzierten Akten erforscht (Harper 1998; Vismann 2000). Bruno Latour (2010) untersuchte, wie der französische *Conseil d'État* eine Akte „reif für den Gebrauch“ macht, und Matthew Hull (2012) analysierte die Akten der pakistanischen Entwicklungsbehörde als grafische Artefakte. Beide betonen die Bedeutung der Materialität der Akten für bürokratisches Handeln. Stefan Beck argumentiert allgemeiner, dass „materielle Umgebungen der Wissenspraxis“ Aspekte der Wissensarbeit („epistemische Operationen“) strukturieren (2012: 36).

In diesem Artikel analysiere ich ein Handbuch aus Papier und einen digitalen *Document Manager* als unterschiedliche Materialisierungen bürokratischen Wissens (Nakassis 2013). Dies ermöglicht es mir, die Digitalisierung des Handbuchs mit Blick auf Unterschiede zwischen Text und Materialisierung zu verfolgen und gleichzeitig ihre wechselseitige Verflechtung (Leonardi 2013) sowie Erwartungen zu untersuchen, die sich aus den von den Nutzer:innen wahrgenommenen Affordanzen der zwei Artefakte ergeben. Ich verstehe die Beziehung zwischen sozialen und technologischen Akteur:innen, zwischen Inspektor:innen und Handbuch, als semiotisch vermittelt und vertrete einen Ansatz der semiotischen Analyse aus der linguistischen Anthropologie (Gal/Irvine 2019; Silverstein 2003), in dem die reflexive Interpretation von Zeichen durch Nutzer:innen als ideologisch strukturiert

betrachtet wird. Diese „semiotischen Ideologien“ nach Keane (2018a) – kulturell konventionalisierte Annahmen darüber, wie Zeichen (in diesem Fall Dokumente, Handbücher oder PDFs) Bedeutung vermitteln – bestimmen auch, welche Affordanzen eines Mediums wahrgenommen werden. Die Affordanzen eines Mediums sind nicht einfach da, sondern werden durch die ideologisch strukturierte Wahrnehmung eines Nutzers „materialisiert“ (Leonardi 2010). Dieser Zugang beschreibt, wie die Nutzer:innen das Papierhandbuch und die digitale Datenbank des *Document Manager* als unterschiedliche und unterscheidbare Arten der Materialisierung des Dokuments wahrnehmen, die unterschiedliche Möglichkeiten für bürokratisches Wissen hervorbringen.

Mein Interesse an dieser analytischen Unterscheidung ergibt sich aus meinem empirischen Material, das belegt, dass Akteur:innen an der IAE0 verschieden auf den Prozess der Digitalisierung ihres Arbeitsplatzes reagierten. Forschungen der *Human-Computer-Interaction* um Lucy Suchman (1987, 2007) und dem Bereich *Computer-Supported Cooperative Work* (CSCW) (vgl. Leonardi et al. 2012; Nardi/O’Day 2000) zeigen, dass Affordanzen und Logiken der Papierendokumente weiterhin erhalten bleiben, obwohl heutige Büros weitgehend „digitalisiert“ sind. Dieses Erbe zeigt sich zum Beispiel in Textverarbeitungssoftware und digitalen Dateien, welche die Papierseite symbolisch nachbilden (Kirschenbaum 2016; Mak 2012). Artefakte und Medien des „papierlosen“ Büros weisen also Elemente auf, die von der Arbeit mit Papier beeinflusst sind.

Unsere Vertrautheit mit Papierendokumenten führt zu zwei Paralogismen, d. h. Fehlschlüssen, über die funktionale und epistemische Gleichwertigkeit von Handbuch und Datenbank aufgrund „gleicher“ Inhalte, die jedoch die semiotisch-materielle Struktur der Medien ignoriert: Erstens halten wir die physische Form des Papiers für ein wesentliches Merkmal von Dokumenten an sich. „The ways that paper works have become part of what documents are for,“ schreibt die Medienhistorikerin Lisa Gitelman (2014: 3). Zweitens setzen wir die konkrete materielle Erscheinungsform mit der Dokumentenart (Genre) gleich – also der konventionellen Form, in der bestimmte Informationen organisiert und präsentiert werden (wie etwa Handbücher, Formulare oder Berichte). Diese Paralogismen zeigen sich darin, wie wir mit PDFs umgehen: Wir erwarten von ihnen die gleichen Affordanzen wie von Papierendokumenten. Zum Beispiel blättern wir in PDF-Dokumenten seitenweise vor und zurück, markieren wichtige Stellen und machen uns Notizen am Rand – genau wie bei einem physischen Dokument. So werden PDFs im *Document Manager* als direktes digitales Äquivalent zu den Papierendokumenten im Handbuch wahrgenommen, obwohl sie tatsächlich andere technische Möglichkeiten und Einschränkungen mit sich bringen.

Der Begriff Affordanzen stammt aus der ökologischen Psychologie (Gibson 1986) und dem Design (Norman 1990) und beschreibt die Nutzungsmöglichkeiten, die ein Objekt oder Medium seinen Nutzer:innen anbietet. Meine Verwendung

von Affordanzen nach Keane (2003) versucht, die von Nutzer:innen wahrgenommenen Verwendungsmöglichkeiten eines Artefakts hervorzuheben und zu betonen, dass die Wahrnehmung hervorstechender Affordanzen auf konventionellen Auffassungen, d. h. auf semiotischen Ideologien beruht. Die konventionellen Erwartungen der Nutzer:innen ergeben sich aus Annahmen über die Funktionsweise bestimmter semiotischer Medien, wobei ein Mediengenre mit einer bestimmten semiotischen Materialisierung in unhinterfragte Verbindung gebracht wird. Das Semiotische umfasst die konventionell strukturierten Arten der Bedeutungsvermittlung durch Zeichen, wobei „Zeichen“ sowohl Texte als auch materielle Eigenschaften und Praktiken einschließt. Jede Materialisierung eines Mediums birgt Affordanzen, d. h. materielle Eigenschaften (ob physisch oder digital), die üblicherweise von Nutzer:innen nicht bewusst wahrgenommen werden. Jedoch können diese Eigenschaften auf unbewusste Weise ebenfalls zur Erfahrung des Mediums beitragen. Diese unbewusst wahrgenommenen Eigenschaften nenne ich *stille Affordanzen*.

Im Prozess der Digitalisierung führen stille Affordanzen zu unerwarteten oder unbeabsichtigten Formen der Interaktion mit dem semiotischen Artefakt, weil materielle Objektzeichen (aber auch Verhaltensweisen, Erfahrungen und Phänomene) immer mehr materielle Qualitäten enthalten, als erfasst werden.

„An affordance comes into view through the process of picking out certain features or properties from the world and ignoring the rest with which they are bundled, and of which in principle there is an undecidable and indefinite number.“ (Keane 2018b: 32)

Das Vorhandensein dieser anderen ignorierten Qualitäten bedeutet, dass materielle Objektzeichen für alternative pragmatische Anerkennungen offen sind.

„Material representational forms composed of ‚bundled‘ material qualities [...] are always in excess of the conventional meaning that has been assigned to it (in a particular indexical order).“ (Keane 2018b: 201)

Neue Verwendungskontexte können bis dahin stille Affordanzen hervorheben.

Die auffälligen Affordanzen eines semiotischen Artefakts prägen dauerhaft die Erwartungen des Benutzers an die Interaktion mit dem Medium. In diesem Artikel untersuche ich die wahrgenommenen und stillen Affordanzen zweier semiotischer Artefakte – des Papierhandbuchs und der digitalen Dokumentendatenbank –, um zu zeigen, wie diese Artefakte das Dokument als Medium bürokratischen Handelns materialisieren und welche Folgen diese unterschiedlichen Materialisierungen für das Selbstverständnis der Inspektor:innen für ihr Wissen haben.

Das Handbuch

Im hinteren Teil des beengten Klassenzimmers, in dem die neuen Inspektor:innen seit einigen Wochen den Einführungskurs in *Nuclear Safeguards* der IAEA absolvieren, saß ich, Laptop auf den Knien, und bemühte mich, einem weiteren Power-

Point-Marathon zu folgen. John, der Dozent, ein Mann mittleren Alters mit Brille und kurzem, schütterem Haar, hielt den fragwürdigen Rekord, mit 116 Folien den längsten Foliensatz aller Kursleiter:innen zu haben. Er sprach über Forschungsreaktoren. Diese Anlagen stellten eine besonders schwierige Überprüfungsaufgabe dar, und John genoss die volle Aufmerksamkeit seines Publikums. Bedauernd, dass er nicht alle Details in seiner ohnehin schon dichten Präsentation unterbringen konnte, verwies John die neuen Inspektor:innen auf das Online-Dokumentenportal der Organisation, über das er schimpfte: „Document mismanager is more like it. You can never find anything on there [...] We used to have the safeguards manual. Now we can't find anything! The computer is a black hole.“ Ich merkte auf. Wiederholt wurde während des gesamten Kurses auf dieses verlorene Handbuch hingewiesen, als wäre es der vermisste Familienschmuck. Die Vortragenden sagten: „You used to be able to look this stuff up in the manual“, gefolgt von einem bedauernden: „but they got rid of it“ oder: „it doesn't exist anymore“.

Ein paar E-Mails später saß ich in Johns Büro. Die Metallwände seines Büros waren mit verschiedenen Dokumenten bedeckt und mit Magneten in einem ordentlichen Raster gehalten. Ich kommentierte sein Bemühen, Informationen visuell zu ordnen, und er antwortete mir, dass er einmal ein Büro mit einer einzigen unmagnetischen Betonwand hatte. Sein ernüchternder Blick, als er mir das erzählte, schien zu sagen, was für eine Katastrophe das gewesen war. John entpuppte sich damit sofort als Meister im Erkennen materieller Affordanzen seiner Umwelt.

John zeigte auf zwei große Ordner, die auf einem Tisch neben seinem Schreibtisch standen. Beide zehn Zentimeter dick und blau, unterschieden sie sich durch die Farbe der Blätter in der vorderen Folientasche. John erwähnte, dass es auch ein Taschenformat des Handbuchs gab, das für den Gebrauch im Feld gedacht war. Es war kleiner und kompakter und enthielt wichtige Informationen für die Arbeit vor Ort. John erklärte, dass er das Handbuch hauptsächlich dazu benutzt hatte, um sich über oft durchgeführte Inspektionsverfahren zu informieren. Er nahm nicht mehr an Inspektionen teil, nachdem er Probleme mit seinem Rücken hatte. Er schlug die Mappe auf und blätterte in Seiten, die er häufig nutzte. Die Seiten, auf die er am meisten zurückgegriffen hatte, waren leicht geknickt, ihre Ränder durch den Gebrauch grau geworden. Ein paar Blätter fielen heraus, weil ihre Löcher durchgebrochen waren. Er deutete auf ein Paket mit Lochverstärkungsaufklebern auf seinem Schreibtisch und sagte: „Das muss ich später reparieren.“ John war dem Papier verpflichtet.

Zu seinem Computer schwenkend erklärte John, dass der Inhalt des Handbuchs in ein Portal namens *Document Manager* übertragen wurde. Die Querverweistabelle, in der die Dokumente des Handbuchs mit den neuen Dokumenten in der Datenbank verglichen wurden, konnte er nicht mehr finden. Er hackte auf seiner Tastatur herum, klickte nach einem Browser, um den *Document Manager* zu öffnen, und versuchte, die Querverweistabelle im Intranet zu finden. Ob ich wisse, fragte er, dass ein Aus-



Abb. 1: Das Handbuch für Nuclear Safeguards
(Foto: Weichselbraun)

bilder in Schwierigkeiten geraten war, weil er in einer Schulung auf das Handbuch verwiesen hatte? Die Dozent:innen sollten dessen Existenz nicht mehr erwähnen. Resigniert erklärte er, dass er den Eindruck habe, dass die Inspektor:innen jetzt weniger über die Inspektionsverfahren wüssten. Das alte Handbuch aber habe alle auf einem gemeinsamen Wissensstand gehalten. Er ließ mich die beiden Ordner ausleihen und sagte mir, ich könne sie so lange behalten, wie ich wolle; er brauche sie nicht dringend.

Das *Handbook of Technical Writing* (Alred et al. 2003) beschreibt Handbücher, „ob gedruckt oder elektronisch“ als Hilfen, um „Kunden und technischen Spezialisten bei der Verwendung und Wartung von Produkten“ zu unterstützen (Alred et al. 2003: 332, hier und im Folgenden Übersetzung AW). Zu den verschiedenen Arten von Handbüchern gehören Benutzerhandbücher, Schulungshandbücher, Bedienungshandbücher, Servicehandbücher und sogar Handbücher für spezielle Zwecke mit „sehr spezialisierter und begrenzter Verwendung“ (Alred et al. 2003: 332–333). Beim Verfassen eines Handbuchs sollte man u. a. „einen Überblick bieten“, „Hauptabschnitte erstellen“ und „die Ziele der Handlungen angeben“. Bei der Erstellung eines Handbuchs müsse man das richtige „Medium“ wählen, d. h. „Web, online Dokument, CD-ROM, Spiralbindung, Loseblattbindung usw.“ (Alred et al. 2003: 335). Insbesondere sollte man „aufgrund der Komplexität der Produkte und Systeme, für die Handbücher geschrieben werden, auf *Organisation* und *Gliederung* achten“ (Alred et al. 2003: 335, Hervorhebung im Original).

Das Handbuch für *Nuclear Safeguards* war ein solches spezialisiertes Handbuch, das den Mitarbeiter:innen der Abteilung als Nachschlagewerk für alle Fragen zu ihrer Tätigkeit diente. Ich hörte, wie Inspektor:innen es scherzend als „Bibel“ bezeichneten, wobei sie sich am Vergleich von bürokratischen Dokumenten und heiliger Schrift erfreuten. Das Handbuch enthielt die Unterlagen der Abteilung, darunter die sogenannten Richtlinien (ein von der Leitung strukturierender Handlungsrahmen), Prozessbeschreibungen (eine Sammlung der Geschäftsprozesse der Organisation), Verfahren und Anweisungen (die konkrete Einzelheiten der Inspektionstätigkeiten, die Verwendung der Ausrüstung usw. genau beschrieben) sowie von den Mitarbeiter:innen auszufüllende Formulare zur Erfassung von Inspektionstätigkeiten. Diese wurden in der Organisation grafisch in Form einer Pyramide dargestellt. Die Richtlinien standen an der Spitze, unter der die anderen Dokumententypen folgten. Die Pyramide stand auf einem Sockel aus „Aufzeichnungen“ zu den Dokumentationen aus den Inspektionstätigkeiten.

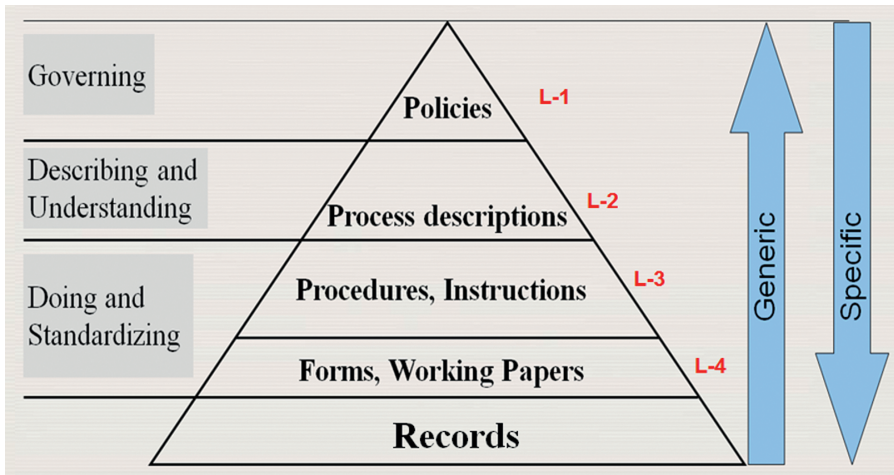


Abb. 2: Dokumentenpyramide (Quelle: IAEA)

Als ich später in meinem Büro das Handbuch durchblätterte, fiel mir auf, dass das Inhaltsverzeichnis einen Überblick über die Gliederung des Handbuchs gab, indem es eine sequenzielle Hierarchie der Dokumente darstellte (siehe Abb. 3 als schematische Darstellung). Die hierarchische Ordnung wird normalerweise durch typografische Merkmale wie Fett- und Kursivdruck, Großschreibung und Dezimalnummierung von Abschnitten mit aufsteigenden Unterebenen angezeigt. Diese Konventionen ermöglichen es der/dem Leser:in, die Struktur eines Dokuments visuell zu beurteilen und sich darin zu orientieren, wie es auf den Seiten 253 und 254 des *Handbook of Technical Writing* empfohlen wird.

Das Inhaltsverzeichnis des Handbuchs war streng hierarchisch aufgebaut. Nach den einführenden Teilen (Vorwort, Verzeichnisse, Einführung) folgten fünf Hauptabschnitte: Durchführung (SMI), Entwicklung (SMS), Management (SMM), Referenzmaterial (SMR) und Kriterien (SMC). Die Gliederung verwendete typografische Mittel zur Kennzeichnung der Hierarchieebenen: Hauptteile erschienen in Großbuchstaben und Fettdruck, Unterabschnitte waren eingerückt und durch ein dezimales System (1.1, 1.1.1) geordnet. Anhänge mit Formularen und Leitfäden wurden durch Kursivschrift markiert. Diese visuelle Struktur gruppierte verwandte Tätigkeitsbereiche und machte ihre Beziehungen zueinander sichtbar. Kopfzeilen auf jeder Seite ermöglichten eine schnelle Orientierung durch Angabe von Kapitel und Seitenzahl.

SAFEGUARDS MANUAL

Page 1

Part: SG Manual Content

Chapter:

Issued: 2007-08-02

FOREWORD

MASTER LIST OF REFERENCES

SUBJECT INDEX

LIST OF ABBREVIATIONS

INTRODUCTION TO THE SAFEGUARDS MANUAL

PART SMI - IMPLEMENTATION

SMI 1 Legal Instruments

SMI 1.1	THE STATUTE OF THE INTERNATIONAL ATOMIC ENERGY AGENCY
SMI 1.2	TREATIES AND SUPPLY AGREEMENTS RELEVANT TO IAEA SAFEGUARDS
SMI 1.2.1	Treaties Relevant to IAEA Safeguards
SMI 1.2.1.1	Xyz
<i>Annex 1</i>	<i>List of...</i>

Abb. 3: Schematische Darstellung des Inhaltsverzeichnisses des Handbuchs für Sicherheitsmaßnahmen (Abbildung: Weichselbraun)

Die visuelle Anordnung der Informationen auf der Seite dient pragmatischen Zwecken. Sie stellt die Gesamtheit aller amtlichen Informationen als logische Struktur dar, die für die Erfüllung des Auftrags der Abteilung erforderlich sind. Sie stellt auch eine Karte des Wissens und der Aktivitäten der Bürokratie dar und ermöglicht es dem/der Nutzer:in, relevante Dokumente anhand ihrer Position in einer größeren Struktur zu identifizieren. Im weiteren Sinne ermöglicht sie den Nutzer:innen, den eigenen Standort im größeren Kontext bürokratischer Wissenspraktiken zu identifizieren. Mit anderen Worten: Das Inhaltsverzeichnis bietet einen Überblick über das „große Ganze“.

Das Inhaltsverzeichnis des Handbuchs stellt die tatsächliche Gliederung des Handbuchs dar, während es zugleich die bürokratische Organisation der Abteilung

für *Nuclear Safeguards* abbildet, die von einigen als Spiegelbild der Struktur des Inspektionsfachwissens verstanden wird. Das Inhaltsverzeichnis und damit auch das Handbuch liefern Metawissen über die bürokratische Struktur der Organisation, aber auch darüber, wie bürokratische Objektivität (in der Gliederung selbst) durch eine hierarchisch geordnete Sequenz von Regeln und Verfahren zu funktionieren scheint. Schließlich konstituiert die buchstäbliche Bündelung von Seiten in einer bestimmten Reihenfolge die Praktiken der Bürokratie und das Inspektionsfachwissen als ein endliches, kohärentes und begrenztes Objekt, das ordentlich auf ihrem Schreibtisch liegt.

Das Handbuch bietet Nutzer:innen ein Inhaltsverzeichnis, in dem das Inspektionswissen *grafisch dargestellt* wird. Die Reihenfolge der Elemente auf der Seite ist auch insofern sinnvoll, als sie die Beziehung der verschiedenen Dokumente zueinander und innerhalb der einzelnen Rubriken darstellt. Um zu finden, was gebraucht wird, muss die Logik des Ordnungsschemas erlernt werden. Als semiotisches Artefakt erleichtert das Handbuch den Nutzer:innen die Aneignung und Einarbeitung in die Struktur des Inspektor:innenwissens. Das im Inhaltsverzeichnis dargestellte Organisationsschema ist ein Meta-Rahmen, der umso besser nutzbar ist, je vertrauter man mit seinen Ordnungen und Konzepten wird. Wenn ich meine Kenntnisse über das Anbringen eines Siegels auffrischen möchte, muss ich wissen, dass das Anbringen von Siegeln zu den Einschließungs- und Überwachungstätigkeiten bei Sicherheitsinspektionen gehört und diesen Abschnitt des Inhaltsverzeichnisses des Handbuchs konsultieren, um das Dokument über das Anbringen von Siegeln zu finden.²

Kehren wir in diesem Zusammenhang zu Johns Besorgnis zurück, dass neue Inspektor:innen, die das Handbuch nicht mehr kennen, mutmaßlich weniger über den Inspektionsprozess wussten. Ob diese Aussage der objektiven Wirklichkeit entsprach, ist aus meiner Perspektive schwer zu beurteilen. Die Trainer:innen der Abteilung, in der ich mein Praktikum absolvierte, beschwerten sich nicht übermäßig über das mangelnde Wissen der neuen Inspektor:innen. Ein Beitrag eines alteingesessenen Inspektors in der Mitarbeiter:innenzeitschrift beklagte, dass Initiativen der Personalabteilung, Geschlechterparität sowie nationale Diversität unter den Mitarbeiter:innen zu fördern, zu einer Verschlechterung der Kompetenzen des Inspektorats geführt hätten. Während dieser Beitrag von Ängsten über schwindende Privilegien der „alten weißen Männer“ zeugt, sehe ich in Johns Befürchtung ein intuitives (wenn auch nicht von ihm artikulierbares) Verständnis dafür, wie der Medienwechsel mit einem Verlust von Metawissen einhergeht.

2 Alternativ dazu bietet das Sachregister des Handbuchs einen stichwortbasierten Einstiegspunkt, bei dem ich wissen müsste, dass es sich um die gesuchten Siegel handelt.

Für „analoge“ Bürokrat:innen wie John fühlt sich die Abschaffung des Handbuchs an wie ein Verlust an Wissen und Erfahrung. Sie haben das Gefühl, dass das neue Nachschlagewerk das alte Metawissen des Handbuchs, das durch die formale, serielle und hierarchische Anordnung der Dokumente vermittelt wird, nicht ausreichend wiedergibt. Ein langjähriger Inspektor sagte, dass der *Document Manager* es den Mitarbeiter:innen nicht erlaube, schnell die spezifischen Ressourcen zu finden, die sie benötigen. Im Gegensatz dazu, so argumentierte er, wisse man beim Handbuch, wo die Informationen zu finden seien, und es bestehe keine Unsicherheit darüber, welches Dokument relevant sei. Die Erfahrung dieses Inspektors mit dem Handbuch stützt meine Analyse, dass das Handbuch eine strukturierte und umfassende Vertrautheit mit dem Wissensfundus bietet, mit der man sich in einer komplexen Reihe von Richtlinien und Tätigkeiten zurechtfinden kann.

Betrachten wir die materiell begrenzte Endlichkeit des Handbuchs in Form von zwei Ordnern: Die Seiten sind seriell angeordnet, das Inhaltsverzeichnis bildet den Inhalt ab, jede Seite weist eine standardisierte grafische Anordnung von Informationen auf, und der individuelle Gebrauch des Ordners durch den/die Inspektor:in wird durch gewisse Merkmale (Abnutzung, Ergrauung, Papierzustand, abgebrochene Lochung) materialisiert. Diese Affordanzen des Handbuchs als semiotisches Artefakt ermöglichen dem/der Nutzer:in eine präzise und individuelle, kohärente und begrenzte Erfahrung mit der Materialisierung seines/ihrer bürokratischen Wissens. Die Desktop-Moderne vermittelt das Gefühl, einen Bereich zu beherrschen: Hier in diesen beiden Ordnern ist alles, was man wissen muss. Das Handbuch verkörpert die epistemische Logik der bürokratischen Moderne.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass Inspektor:innen, die dem Handbuch zusetzen, befürchten, dass der „Tod“ des Handbuchs auch das Aussterben des/der sachkundigen Inspektors/Inspektorin bedeutet. Für analoge Bürokrat:innen diente das Handbuch als Prüfstein für Inspektor:innen, an dem sie die Vollständigkeit ihres Wissens messen und orientieren konnten. Johns Klage könnte die typische Kritik der älteren Generationen an allem Neuen sein. Gleichzeitig fragte ich mich, ob die Abschaffung des Papierhandbuchs und seine Ersetzung durch eine digitale Datenbank tatsächlich zu einem Wissensverlust führte, wie die ältere Generation behauptete, selbst wenn es sich „nur“ um eine Art Metawissen handelt, welches die Grenzen des Bewusstseins des/der Nutzers/Nutzerin überschreitet? Um die Bedeutung dieses Wandels, die semiotisch-ideologischen Dimensionen der Datenbank und die epistemischen Auswirkungen, die sich aus der Übernahme einer neuen Medienplattform und -schnittstelle ergeben, besser zu verstehen, entschied ich mich für einen Schulungskurs zur Nutzung des *Document Manager*.

Der Document Manager

Im Computerraum waren die meisten Teilnehmer:innen etwa 50 Jahre alt. Da ich als Praktikantin nur eingeschränkten Zugang zum Intranet der IAE0 hatte, setzte ich mich neben einen anderen Teilnehmer an einen Computer. Er war ein Mann in seinen letzten Berufsjahren vor der Pensionierung, mit grauem Haar und verschmitzten Augen. Er grinste und sagte: „I don't type very fast“, während ich ihm über die Schulter schaute. Der Trainer, Juan, ein stämmiger Mann mittleren Alters, der sich pflichtbewusst für den *Document Manager* und das Qualitätsmanagementsystem einsetzte, begann mit einem Überblick über die Entstehung des *Document Manager*.

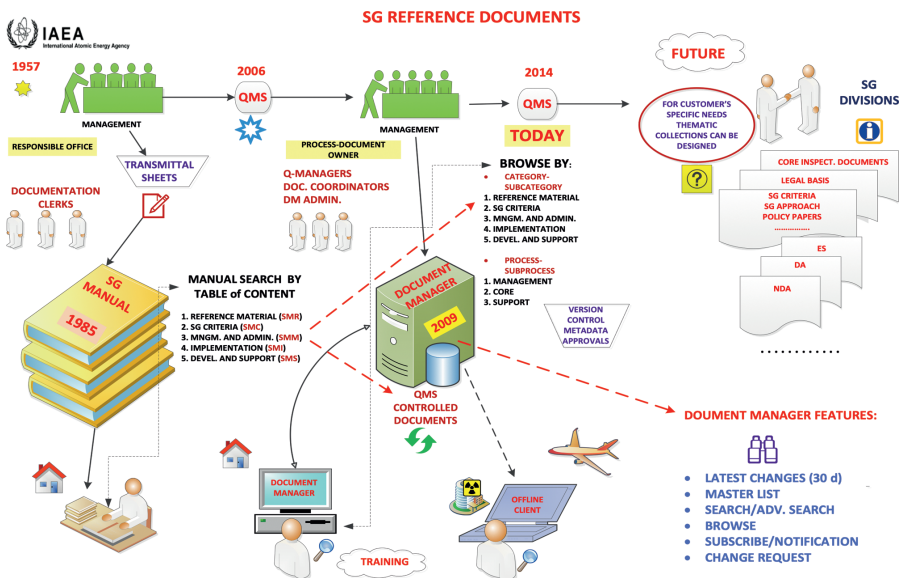


Abb. 4: Folie zur Veranschaulichung des Wandels bürokratischer Safeguards-Prozesse (Quelle: IAE0)

Während er diese Folie zeigte, erklärte Juan, dass der *Document Manager* eine Komponente des 2006 eingeführten Qualitätsmanagementsystems (QMS) sei. Softwareingenieur:innen der IAE0 begannen mit der Entwicklung eines Portals zur Kontrolle und Verwaltung der zahlreichen Dokumente der Abteilung. Die Qualitätskontrolle der Dokumente sollte sicherstellen, dass die Dokumente auf dem neuesten Stand sind und regelmäßig überprüft werden. So wurden 700 Dokumente aus dem Handbuch und anderen Quellen in die Datenbank des *Document Manager* „übertragen“. ³ Die Softwareingenieur:innen entwickelten eine Funktion, mit der Dokumente zur

3 Eine semiotische Analyse der epistemischen Affordanzen relationaler und nicht-relationaler Datenbanken mit Bezug auf Bürokratie findet sich in Castelle 2013.

Überprüfung gekennzeichnet und Personen mit der Überprüfung bestimmter Dokumente beauftragt wurden. Von 2009 an sollte der *Document Manager* das Handbuch ersetzen. Im Wesentlichen handelte es sich beim *Document Manager* um eine Datenbank mit PDF-Dateien, die maschinenlesbar und mit Metadaten angereichert waren. Für viele Nutzer:innen war die Datenbank – gefüllt mit den PDFs des Handbuchs – im Grunde „dasselbe“ wie das Papierhandbuch.

Das größte Problem, das mit dem Dokumentenkontrollsystem gelöst werden sollte, war die Verwendung veralteter Verfahren durch das Personal. In einer Zeit, in der sich *Nuclear Safeguards* aufgrund von politischem Druck änderten, war dies eine besondere Sorge für die Leiter:innen der Behörde und die Vorgesetzten der Inspektor:innen. Diese Manager:innen wurden von den Mitgliedstaaten zur Rechenschaft gezogen, wenn die neuesten Protokolle und Prozeduren nicht befolgt wurden. Zu Zeiten des Papierhandbuchs wurden Kopien der überarbeiteten Dokumente mit einem Memo verteilt. Die Mitarbeiter:innen sollten das veraltete Dokument mit dem neuen in ihrem eigenen Handbuch ersetzen. Jedoch waren nicht alle gleich sorgfältig bei der Pflege ihres Handbuchs. Manche beachteten diese Memos nicht und hielten sich daher immer noch an veraltete Verfahren und Richtlinien. Doch das Design des *Document Manager* sowie dessen Verwendung von den Nutzer:innen löste das Problem der Verwendung veralteter Verfahren nicht, sondern verstärkte es sogar.

Der *Document Manager* hatte auch die Funktion der bürokratischen Überwachung und Kontrolle. Wie der Name schon sagt, wurden die Dokumente nun zentral durch ein digitales System der bürokratischen Kontrolle „verwaltet“. Um die Plattform nutzen zu können, musste man sich anmelden. Der *Document Manager* wies die Zuständigkeit für die Pflege der Dokumente bestimmten Abteilungen und Nutzer:innen zu. Das Programm konnte auch verschiedene Dokumente nur gewissen Benutzer:innenklassen zugänglich machen. Die Plattform des *Document Manager* zeichnete auch die Handlungen der einzelnen Benutzer:innen auf. Während der Chef früher nicht wusste, wie Mitarbeiter:innen ihre Akten anordneten oder verwendeten, wurden nun diese Akten in ihrer Verwendung überwacht. Auf diese Weise materialisierte der *Document Manager* die Logik der Prüfung und Überwachung in der Bürokratie (Strathern 2000). Papierlosigkeit bedeutete hier auch mehr Kontrolle durch die Vorgesetzten. Doch etliche Nutzer:innen umgingen diese Überwachungsmechanismen unbewusst durch ihre Nutzung der Software, indem sie die PDFs auf Ihren PCs speicherten und von dort konsultierten anstatt sie, wie von der Software vorgesehen, im *Document Manager* abzurufen.

Die Schulung sollte eine praktische Einführung in den *Document Manager* bieten und die Benutzer:innen in die Logik des Qualitätsmanagementsystems und seine Ziele einführen. Nachdem wir uns über eine Reihe redundanter Anmeldeseiten angemeldet hatten, gelangten wir zur Oberfläche des *Document Managers*. Die obere Kopfzeile war links in dem für die IAEA typischen hellen Blau gehalten, das rechts in

ein dunkleres Blau übergang, mit dem Logo der IAE0 und dem Wort „*Safeguards*“ in weißer Schrift auf der linken Seite. In der Mitte befand sich hinter dem Schriftzug „*Document Manager*“ in weißer Schrift ein Bild von *Safeguards*-Inspektor:innen bei einer Schulung (vier Personen mit gelben Schutzhelmen und weißen Laborkitteln unter den fluoreszierenden Lampen einer kerntechnischen Anlage). Auf der rechten Seite stand der Name des aktuell angemeldeten Benutzers, seine Rolle sowie das aktuelle Datum und die Uhrzeit.

Die Homepage des *Document Manager* enthielt mehrere Reiter im oberen Bereich, die jeweils verschiedene Möglichkeiten zur Nutzung der Datenbank anzeigten. Diese Reiter hießen: „Letzte Änderungen“, „Stammliste“, „Suche“, „Durchsuchen“, „Meine Abonnements“, „Änderungsanträge“, „Kurzanleitung“ und „Offline-Client“. Die Standardeinstellung war die Masterliste. Wenn man auf diesen Reiter klickte, wurde eine Tabelle mit einer Liste der ersten etwa 50 Dokumente in der Datenbank angezeigt, die eine Reihe von Spalten mit kategorischen Metadaten enthält (Dokument-ID, Dokumenttitel, Datum der nächsten Überprüfung, Eigentümer, Status, Versionsdatum, Sicherheitseinstufung, Versionsnummer, Abteilung). Am oberen Rand jeder Spalte in der Tabelle, direkt unter dem Namen der Kategorie, befanden sich Suchfelder, in die man Begriffe eingeben konnte, die für die Kategorie der Spalte relevant waren, woraufhin die Tabelle die Ergebnisse filterte. Wenn man also die Kennung eines Dokuments kannte, konnte man sie eingeben, und das Dokument wurde angezeigt.

Zusätzlich zu diesen Suchfeldern gab es einen speziellen Suchreiter, der eine Volltextsuche ermöglichte. Ohne Anwendung zusätzlicher Filter war die Volltextsuche schlecht kalibriert und lieferte meist irrelevante Ergebnisse, bei der das gesuchte Dokument auf der dritten Seite der Ergebnisse vergraben war. Die Erfahrung der Nutzer:innen bei der Suche nach Dateien in der Datenbank des *Document Manager* unterschied sich somit stark von der nach Dateien auf dem eigenen Computer und auch von der nach einem Dokument im Handbuch. Gitelman beschreibt den Unterschied zwischen der Suche nach einem PDF im Dateimanager des Computers, der der Struktur eines Aktenschranks ähnelt, und der Suche nach PDFs in einer Datenbank wie folgt:

„Using a file manager application to look on your own hard drive for a PDF is something like rooting through a filing cabinet, if you could ever root through files paying attention only to file names and locations, and not to things like thickness and signs of wear [...] Searching computationally for PDFs is different, though, both because searching can rely on data and metadata that go beyond file names.“ (Gitelman 2014: 133)

Papier liefert zusätzliche Informationen durch materielle Eigenschaften wie „thickness and signs of wear“ (Gitelman 2014: 133): wie die ergrauten und gewellten Seiten, die John in seinem Handbuch am häufigsten konsultierte. Hinzu kommen

Ordnung, Farbe, Größe, verschiedene Markierungen und Beschriftungen, kurzum eine Vielzahl von nicht-diskursiven grafischen Merkmalen oder materiellen Metadaten (vgl. Hull 2012: 17), die kontextuelle Informationen zum Suchen und Finden von Papierdokumenten beitragen. Solche materialisierte Kontextinformation fehlt bei PDFs gänzlich, und unser Bewusstsein dafür, wie sehr wir uns auf die materiellen Metadaten von Papierdokumenten verlassen, um uns in unseren Akten zu orientieren, ist eher schwach ausgeprägt. Das Äquivalent zur Metastruktur des Handbuchs im *Document Manager* sind Datei-Metadaten, die jedoch bewusst beachtet werden müssen. Dies erfordert eine neue (und ungewohnte) Orientierung gegenüber den in der Datenbank enthaltenen Dokumenten.

Neben der Suche gab es eine weitere Möglichkeit, die Datenbank über den Reiter „Durchsuchen“ zu betreten, die es dem/der Nutzer:in ermöglichte, ein Dokument anhand seiner Stellung in den bürokratischen Verfahren zu suchen. Die „Benutzerdefinierte Klassifizierung“ (siehe Abb. 5) innerhalb des Reiters „Durchsuchen“ war ein einfaches Kästchen mit einer Liste anklickbarer Überschriften und wurde angeblich eingeführt, um die analogen Bürokrat:innen zu besänftigen, die an ihren Papierhandbüchern festhielten. Dieser Reiter war auch der Einstiegspunkt, den John zu finden versuchte, als er mir den *Document Manager* in seinem Büro zeigte. Jedoch versagte dieses Textfeld in der intendierten Funktion, die Meta-Ordnung des Handbuchs wiederzugeben, weil die gegebenen Überschriften wenig Ähnlichkeit mit dem Inhaltsverzeichnis des alten Handbuchs aufwiesen. Es war z. B. nicht klar, unter welcher Überschrift der/die Nutzer:in die Rechtsgrundlage für die Durchführung der Sicherungsmaßnahmen finden könne. Ferner war das Referenzmaterial (wie die Anhänge des Papierhandbuchs) strukturell von dem Abschnitt über Inspektionsgeräte und -instrumente getrennt, neben dem es im Papierhandbuch einsehbar gewesen wäre. Angesichts dieser eingeschränkten Umsetzung konnte ich Johns Frust nachvollziehen.



Custom Classification
Inspection Equipment and Instrumentation
Reference Material
Safeguards Criteria
Management and Administration
Implementation
Development and Support

Abb. 5: Screenshot der benutzerdefinierten Klassifizierung, die sich der Logik des früheren Handbuchs annähert (Quelle: IAE0)

Der letzte Einstiegspunkt in die Datenbank war der Reiter „Meine Abonnements“, der schnellen Zugriff auf die neuesten Versionen der häufig konsultierten Dokumente ermöglichte. Mit dieser Funktion sollte das Problem der Verwendung veralteter Dokumente beseitigt werden. Die Nutzer:innen konnten häufig benutzte Dokumente „abonnieren“. Leider war die Funktion des „Abonnierens“ eines Dokuments nur über die Hauptliste zugänglich. Das heißt, wenn das Dokument über die „Suche“-Funktion eingegeben und gefunden wurde – die primäre Art und Weise, wie analoge Bürokrat:innen auf die digitale Datenbank zugriffen – musste der Titel oder die Kennung erneut in die Hauptliste oder den Reiter „Suche“ eingegeben werden, um es dort zu finden und es „abonnieren“ zu können, damit es in der Liste der häufig konsultierten Dokumente erscheint.

In Anbetracht der großen Zahl der im Portal enthaltenen Dokumente und der Beschränkungen der Suchfunktion war die Suchfunktion für die Nutzer:innen nach wie vor die beste Möglichkeit, Dokumente zu finden. Die größte semiotische Veränderung im Vergleich zum Papierhandbuch bestand darin, dass dieses Portal bereits die Vertrautheit des Benutzers mit den Inhalten und ihren Zusammenhängen voraussetzte, ohne eine strukturierte Hilfe zu bieten. Die Dateien waren in der Datenbank abgelegt, aber die Tabellen, nach denen die Datenbank diese Dateien klassifizierte, waren für den durchschnittlichen Benutzer unsichtbar. Nutzer:innen konnten einen Suchbegriff eingeben, und die schlecht kalibrierte Suchfunktion lieferte eine beträchtliche Zahl ähnlicher Dokumente ohne Hinweis auf ihre Position in einer Hierarchie von Dokumenten. Waren im alten Handbuch die Dokumente seriell-logisch angeordnet, zeigte der *Document Manager* eine schwer überschaubare Liste ungeordneter Dateien. Zwar waren die Dokumente jeweils noch durch eindeutige Nummern gekennzeichnet, die ihren Platz in einer Reihe anzeigten. Aber der/die Nutzer:in musste genug über die Identität des Dokuments wissen, die in den Metadaten der Datei zum Ausdruck kommt, um es aus einer Reihe ähnlicher Dokumente herauszufinden. Metadaten geben zwar Aufschluss darüber, um welche Art von Dokumenten es sich handelt, aber sie zeigen nicht mehr die Beziehungen zwischen diesen Dokumenten an. Als semiotisches Artefakt setzt die Datenbank des *Document Manager* eine computergestützte epistemische Logik voraus, bei der die Anordnung der Dateien – essenziell für die epistemische Logik des Handbuchs aus Papier – in der Datenbank irrelevant ist. Im *Document Manager* werden Dateien anhand von thematischen Schlagworten oder Metadaten abgerufen – eine Erfahrung, die mit dem Aufkommen webbasierter Suchmaschinen allgegenwärtig geworden ist.

Trotz der Versuche, den Wechsel zwischen den Medien zu erleichtern, gelang es nicht, die Nutzer:innen vollständig in diesen Wandel einzubeziehen. Digitale Bürokrat:innen wie Juan befürchteten, dass eine alte Generation von Inspektor:innen wie John, die sich stark auf das Handbuch verließ, die Verwendung des *Document Manager* aufgeben und sich weiterhin auf die früheren Verfahren verlassen würde. Andere

würden sogar das Alte mit dem Neuen vermischen, indem sie aktuelle Versionen von Dokumenten ausdruckten und in ihre Handbücher einfügten, in einem hybriden Stil à la McLuhan (1996). Im Vergleich zu kommerziellen Datenbanken und Suchmaschinen war der *Document Manager* nicht überzeugend. Diese Erfahrung frustrierte viele Mitarbeiter:innen. Ein Inspektor bemerkte: „It contains information that would be useful to me, [but] it's so difficult to use... that I get most of my documents through people.“

Die Benutzeroberfläche des *Document Manager* ist ein Lehrstück dafür, was es bedeutet, wenn man die stillen Affordanzen ignoriert. Zwei seiner wichtigsten Funktionen – die Verhinderung der Verwendung veralteter Verfahren und die Überwachung der einzelnen Benutzer:innen – waren nur bedingt erfolgreich. Das Problem der Verwendung veralteter Verfahren spiegelte sich darin wider, wie die Nutzer:innen mit dem Programm umgingen: Anstatt die Abonnementfunktion zu nutzen, um einen schnellen Zugriff auf häufig verwendete Dokumente zu ermöglichen, speicherten die Nutzer:innen die Dokumente auf ihren PCs. In ihrem lokalen Dateisystem konnten sie häufig benötigte Dokumente konsultieren, ohne einen Browser zu öffnen, sich im *Document Manager* anzumelden und auf den Reiter „Meine Abonnements“ zu klicken. Aber natürlich bedeutete dies auch, dass sie weder über Aktualisierungen dieser Dateien informiert wurden, noch davon wussten. Dies wiederholte das „alte“ Papierproblem, bei dem die Mitarbeiter:innen die verteilten Memos zur Aktualisierung des Handbuchs ignorierten. Dieses System war ineffizienter als das alte Memo-System, bei dem alle über Änderungen informiert wurden, auch wenn sie nicht alle umgesetzt wurden. Diese „Papier“-Orientierung der Datenbank scheint auf den Wunsch des Benutzers nach einer „persönlichen Kopie“ des Dokuments hinzuweisen, die an einem Ort seiner Wahl gespeichert wird. Die Datenbank ignoriert diese Vorliebe und schafft damit eine Bedingung, unter der sie eine andere ihrer beabsichtigten Funktionen untergräbt: die der Überwachung. Nutzer:innen verwenden den *Document Manager* lediglich zum Auffinden und Herunterladen häufig verwendeter Dateien, welche sie auf ihrem Computer speichern und von dort konsultieren. Auf diese Weise unterlaufen die hartnäckigen Gewohnheiten der Papierbenutzer das Überwachungsziel des *Document Manager*.

Nach der Schulung hatte ich Mitgefühl mit den Inspektor:innen, die an ihren Papierhandbüchern festhielten. Ich konnte nachvollziehen, dass das Papierhandbuch „clear“ sei und „certainty“ darüber biete, welches Dokument zu verwenden sei. Außerdem bewunderte ich die informatorische Eleganz der Struktur eines gut gestalteten, technischen Handbuchs. Die digitalen Bürokrat:innen wiesen jedoch die Nostalgie über das gedruckte Handbuch zurück und argumentierten, dass der *Document Manager* im Wesentlichen eine elektronische Kopie des gedruckten Handbuchs sei. Dies ist ein Beispiel dafür, wie Medien dazu neigen, die Auswirkungen ihrer Vermittlung zu verflachen (Eisenlohr 2011), was auf die konventionellen Orien-

tierungen der Nutzer:innen an Medien zurückzuführen ist. Analoge Bürokrat:innen mit einer Papierorientierung ließen sich nicht so leicht auf die digitale Seite ziehen. Ihre Papiergewohnheiten, lokale Kopien von Dateien zu speichern, prägten, wie sie digitale Medien nutzten.

Der *Document Manager* (mit seinen Abonnement- und Überwachungsfunktionen) sollte den Inspektor als individuellen Fehlerpunkt im bürokratischen Prozess ausschalten. Das Design hat die angestrebten Ziele nicht erreicht. Vielmehr wurden die wahrgenommenen Mängel des papiergestützten Systems fortgeschrieben.

Fazit: Die Digitalisierung spiegelt Veränderungen der *Nuclear Safeguards*

Die Veränderungen der *Nuclear Safeguards*-Inspektionen von einer Praxis der routinierten und regelgebundenen Buchführung über nukleares Material zu einer methodisch erweiterten Detektivarbeit über die technologischen Infrastrukturen der Mitgliedstaaten verliefen parallel zu den epistemischen Veränderungen von hierarchisch serieller Handbuch-Struktur zum relational-dynamischen *Document Manager*, die der Übergang von einem Papierhandbuch zu einer digitalen Datenbank mit sich brachte. Die vermeintliche „precision“ und „certainty“ des im Papierhandbuch gelieferten Wissens entsprach der Klarheit, die die traditionellen, rein auf die buchstabengetreue Buchführung basierenden *Safeguards*-Maßnahmen suggerierten – ein Eindruck, der sich etwa in Johns routiniertem Umgang mit den abgegriffenen, von Lochverstärkern gesicherten Seiten seines Handbuchs materialisierte. Diese Ideologie des Papiers band die Kenntnisse und das Inspektionsfachwissen an die spezifische materielle Form der im alten Handbuch enthaltenen Richtlinien und Verfahren. Wie das Handbuch mit seiner überschaubaren Form und logischen Struktur, wirkte die buchhalterische *Nuclear Safeguards*-Praxis als begrenzte, konsistente und erlernbare Aufgabe, die unmittelbar von Inspektor:innen angeeignet werden konnte. Durch die Verschiebung der bürokratischen Formulare von den Schreibtischen der Inspektor:innen in das von John als „black hole“ des Computers bezeichnete System, in dem selbst erfahrene Inspektor:innen wie er bestimmte Querverweise nicht mehr auffinden konnten, schien die enge Vertrautheit der Inspektor:innen mit den *Nuclear Safeguards*-Inspektionsverfahren nicht mehr gewährleistet. Wie der *Document Manager*, der Wissen auf dynamische und relationale Weise organisierte, pochte auch die neue *Nuclear Safeguards*-Inspektionspraxis auf offene, dynamische Formen der Wissensproduktion, mit der das prozedural Formalisierte der alten Praxis bewusst abgelehnt wurde. Während der *Document Manager* die neue Inspektions- und Wissenspraxis medieninfrastrukturell materialisierte, generierte er zugleich die durch die neuen *Safeguards*-Wissenspraktiken eingeführten epistemischen Unsicherheiten.

In einer Organisation, in der sowohl *Safeguards*-Wissen als auch der politische Kontext hochgradig instabil waren, sind die Folgen eines epistemischen und politischen Versagens erheblich. Sowohl analoge als auch digitale Bürokrat:innen reagier-

ten auf die Bedrohung der behördlichen Legitimität, indem sie sich immer stärker an den regelgebundenen Prozeduralismus hielten (Weichselbraun 2020). Die unterschiedlichen Strategien müssen zum Teil durch die Sicht der Beziehungen zwischen konkurrierenden epistemischen und semiotischen Ideologien – zwischen den als Papierhandbuch materialisierten formalisiert-vertrauten Wissenspraktiken der nuklearen Buchhaltung und den relational-dynamischen epistemischen Logiken der neuen *Safeguards*-Methoden und des *Document Manager* – unter den Mitarbeiter:innen und den Beschränkungen der technischen Expertise der IAEO betrachtet werden.

Das Dokument als Medium bürokratischen Wissens materialisiert sich in verschiedenen semiotischen Artefakten mit unterschiedlichen Affordanzen, die verschiedene Arten von administrativer Logik hervorheben und verschiedene Orte der Autorität bieten. Das Handbuch vermittelte dem Einzelnen ein Gefühl der Beherrschung und Kontrolle. Der *Document Manager* verlagerte diese Kontrolle auf eine Gruppe von Verwalter:innen, um die Überwachung als stille Errungenschaft einzuführen. Das Handbuch wurde buchstäblich in seine Bestandteile – einzelne Dokumente – zerlegt und in eine Datenbank eingespeist. Man kann das Handbuch nur dann in eine Datenbank verwandeln, wenn man glaubt, dass es nur auf die Stabilität jedes einzelnen Dokuments und der darin enthaltenen Wörter ankommt. Die Gestaltung der Datenbank als dynamischer Container für einzelne Dateien vernachlässigt, dass die räumliche Anordnung der einzelnen Dokumente in einer bestimmten Reihenfolge ein Metawissen und einen konzeptionellen Zugang zu den Dokumenten ermöglicht.

Die Materialität semiotischer Artefakte bietet etablierte Möglichkeiten, die durch epistemisch-semiotische Ideologien reguliert werden, aber auch unerwartete und unerkannte Affordanzen, die sich durch Nutzung und Transformation ergeben. Gleichzeitig prägen materielle Eigenschaften der semiotischen Artefakte, wie Nutzer:innen ihre Affordanzen wahrnehmen. Der *Document Manager* versprach eine Verbesserung der Aufgaben der Administrator:innen, jedoch traten unerwartete Folgen auf, die sich aus den gebündelten Eigenschaften des materiellen Gegenstands ergaben: Einige Inspektor:innen berichteten, dass sie Dokumente lieber ausdruckten und eigenständig abhefteten, statt sich durch das Interface des *Document Managers* zu navigieren – ein hybrider Umgang, der das System unterlief und zugleich die epistemische Logik des Handbuchs unbewusst fortführte. Im Fall des Handbuchs bot die Bündelung von Papierdokumenten in einem Ordner stille, aber wesentliche Vorteile wie das entscheidende Metawissen über die logische und rechtliche Strukturiertheit der Inspektionspraktiken, das verloren ging, als die Dokumente aus dem Handbuch herausgelöst und in eine Datenbank eingegeben wurden. Letztlich zeigen diese Beobachtungen, dass der Medienwechsel nicht nur technische, sondern tiefgreifend epistemische Konsequenzen hatte. Die beobachteten hybriden Praktiken – wie das Ausdrucken und Abheften einzelner PDFs – verweisen auf die stillen Affordanzen

der materiellen Ordnung – und darauf, wie tief semiotische Ideologien in den Alltag bürokratischen Wissens eingebettet sind.

Literatur

- Alred, Gerald J., Charles T. Brusaw und Walter E. Oliu. 2003. *Handbook of Technical Writing*. 7. Aufl. New York: St. Martin's Press.
- Beck, Stefan. 2012. „Anmerkungen zu materiell-diskursiven Umwelten der Wissensarbeit.“ In *Wissensarbeit und Arbeitswissen: Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus*, hrsg. von Bernd Jürgen Warneken und Gertraud Koch, 27–39. Frankfurt a. Main: Campus Verlag.
- Castelle, Michael. 2013. „Relational and Non-Relational Models in the Entextualization of Bureaucracy.“ *Computational Culture* 3 (November). <http://computationalculture.net/relational-and-non-relational-models-in-the-entextualization-of-bureaucracy/>.
- Eisenlohr, Patrick. 2011. „The Anthropology of Media and the Question of Ethnic and Religious Pluralism.“ *Social Anthropology* 19 (1): 40–55. <https://doi.org/10.1111/j.1469-8676.2010.00136.x>.
- Faßler, Manfred. 2018. „Digitalisierung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 114 (2): 274–276.
- Gal, Susan und Judith T. Irvine. 2019. *Signs of Difference: Language and Ideology in Social Life*. Cambridge University Press. /books?id=bNmdDwAAQBAJ. <https://doi.org/10.1017/9781108649209>.
- Gibson, James J. 2014 [1979]. *The Ecological Approach to Visual Perception*. New York: Psychology Press. <https://doi.org/10.4324/9781315740218>.
- Gitelman, Lisa. 2014. *Paper Knowledge: Toward a Media History of Documents*. Durham, NC: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11smg09>.
- Harper, Richard H. R. 1998. *Inside the IMF: An Ethnography of Documents, Technology, and Organisational Action* (Computers and People Series). San Diego: Academic Press.
- Hengartner, Thomas. 2012. „Technik – Kultur – Alltag: Technikforschung als Alltagsforschung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 108 (1): 117–139. <https://doi.org/10/gntfp7>.
- Hull, Matthew S. 2012. *Government of Paper: The Materiality of Bureaucracy in Urban Pakistan*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/california/9780520272149.001.0001>.
- Keane, Webb. 2003. „Semiotics and the Social Analysis of Material Things“. *Language & Communication* 23 (3–4): 409–425.
- Keane, Webb. 2013. „Subjects and Objects.“ In *Handbook of Material Culture*, hrsg. von Chris Tilley, Webb Keane, Susanne Küchler, Miko Rowlands und Patricia Spyer, 197–202. London; Thousand Oaks, CA: SAGE Publications Ltd. [https://doi.org/10.1016/S0271-5309\(03\)00010-7](https://doi.org/10.1016/S0271-5309(03)00010-7).
- Keane, Webb. 2018a. „On Semiotic Ideology.“ *Signs and Society* 6 (1): 64–87. <https://doi.org/10.1086/695387>.
- Keane, Webb. 2018b. „Perspectives on Affordances, or the Anthropologically Real: The 2018 Daryll Forde Lecture.“ *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 8 (1–2): 27–38. <https://doi.org/10.1086/698357>.

- Kirschenbaum, Matthew G. 2016. *Track Changes: A Literary History of Word Processing*. Cambridge, MA: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674969469>.
- Kirschenbaum, Matthew G., Hrsg. 2017. *Digitalisierung: Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Koch, Getraud, Hrsg. 2017. *Digitalisierung: Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Koch, Gertraud und Bernd Jürgen Warneken, Hrsg. 2012. *Wissensarbeit und Arbeitswissen: Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus* (Arbeit und Alltag, 5). Frankfurt a. Main: Campus Verlag.
- König, Gudrun M. 2003. „Auf dem Rücken der Dinge: Materielle Kultur und Kulturwissenschaft.“ In *Unterwelten der Kultur: Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, hrsg. von Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken und Hermann Bausinger, 95–118. Köln: Böhlau Verlag.
- Kuhn, Konrad J. 2020. „Wissen.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren*, hrsg. von Timo Heimerding und Markus Tauschek, 520–550. Münster: Waxmann Verlag (utb). <http://elibrary.utb.de/doi/10.36198/9783838554501-519-549>.
- Latour, Bruno. 2010. *The Making of Law: An Ethnography of the Conseil d’Etat*. Cambridge: Polity Press.
- Leonardi, Paul M. 2010. „Digital Materiality? How Artifacts Without Matter, matter“. *First Monday* 15 (6). <https://doi.org/10.5210/fm.v15i6.3036>.
- Leonardi, Paul M.. 2013. „Materiality, Sociomateriality, and Socio-Technical Systems: What Do These Terms Mean? How Are They Different? Do We Need Them?“ In *Materiality and Organizing: Social Interaction in a Technological World*, hrsg. von Jannis Kallinikos, Bonnie A. Nardi und Paul M. Leonardi, 25–48. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199664054.003.0002>.
- Leonardi, Paul M., Bonnie A. Nardi, und Jannis Kallinikos. 2012. *Materiality and Organizing: Social Interaction in a Technological World*. Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199664054.001.0001>.
- Mak, Bonnie. 2012. *How the Page Matters*. Toronto: University of Toronto Press.
- McLuhan, Eric. 1996. *The Essential McLuhan*. Hrsg. von Frank Zingrone und Marshall McLuhan. New York, NY: Basic Books. <https://doi.org/10.4324/9780203992968>.
- Moser, Johannes und Libuše Hannah Vepřek, Hrsg. 2024. *Kulturwissenschaften und neue Technologien: Zwischen Technikentwicklung und öffentlichen Diskursen* (Edition Kulturwissenschaft, 298). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839472101>.
- Nakassis, Constantine V. 2013. „Materiality, Materialization.“ *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 3 (3): 399–406. <https://doi.org/10.14318/hau3.3.022>.
- Nardi, Bonnie A., und Vicki O’Day. 2000. *Information Ecologies: Using Technology With Heart*. Cambridge: MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/3767.001.0001>.
- Norman, Donald A. 1990. *The Design of Everyday Things*. New York: Doubleday.
- Silverstein, Michael. 2003. „Indexical Order and the Dialectics of Sociolinguistic Life.“ *Language & Communication* 23 (3–4): 193–229. [https://doi.org/10.1016/S0271-5309\(03\)00013-2](https://doi.org/10.1016/S0271-5309(03)00013-2).

- Strathern, Marilyn. 2000. *Audit Cultures: Anthropological Studies in Accountability, Ethics and the Academy*. London: Routledge.
- Suchman, Lucy. 1987. *Plans and Situated Actions: The Problem of Human-Machine Communication*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Suchman, Lucy. 2007. *Human-Machine Reconfigurations: Plans and Situated Actions*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CB09780511808418>.
- Vismann, Cornelia. 2000. *Akten: Medientechnik und Recht*. Frankfurt a. Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Weber, Max. 1980 [1922]. *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*, hrsg. von Johannes Winckelmann. 5. rev. Aufl. Tübingen: Mohr.
- Weichselbraun, Anna. 2020. „From Accountants to Detectives: How Nuclear Safeguards Inspectors Make Knowledge at the International Atomic Energy Agency.” *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review* 43 (1): 120–135. <https://doi.org/10.1111/plar.12346>.

GEFÜHLTE ERFAHRUNG UND AUTOANALYSE¹

Eine fiktive Begegnung zwischen Simone de Beauvoir und Pierre Bourdieu

von Alexandra Rau



Pierre Bourdieu, 1930 in Frankreich geboren, wuchs in einfachen Verhältnissen in einer französischen Kleinstadt auf und studierte Anfang der 1950er Jahre Philosophie in Paris. Die Philosophie – und mit ihr der französische Existenzialismus – war zum damaligen Zeitpunkt die angesehenste Geisteswissenschaft, gefolgt von der Ethnologie und schließlich der Soziologie, wie Bourdieu rückwirkend kritisch analysierte. Sie hatte damit eine zentrale Position im wissenschaftlichen „Kräftefeld“. Ihre „symbolische Macht“ wirkte sich nicht nur auf Fragen des Erkenntnisinteresses, sondern auch auf Fragen der Erkenntnistheorie aus. Die damals vorherrschende philosophische Praxis stütze sich dabei auf die sogenannte „scholastische Vernunft“, das heißt eine Erkenntnisgenerierung, die sich auf rein theoretisch geschaffene Gedankengebäude beschränkt (Barlösius 2006: 16).



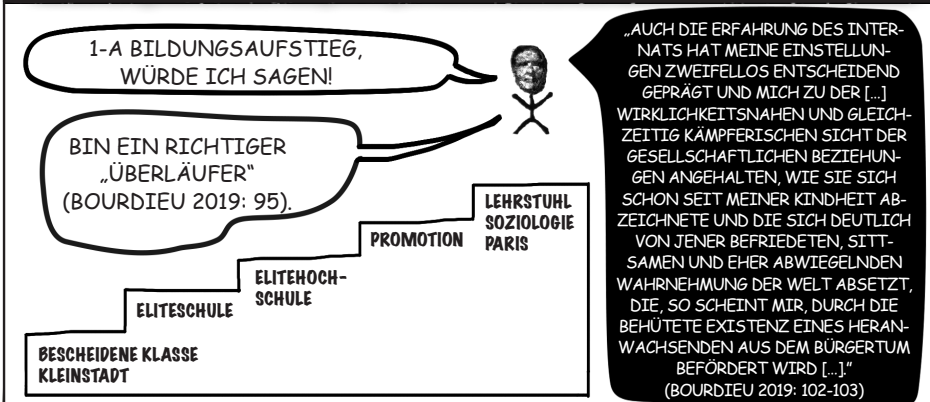
Den niederen Status der Soziologie erklärte sich Bourdieu dahingehend, dass sie als „plebejische und platt materialistische Wissenschaft der gewöhnlichsten Dinge wahrgenommen“ (Bourdieu 2019: 25) wurde, deren Interesse der „breiten Masse der Bevölkerung galt“ (Barlösius 2006: 13), insbesondere deren sozialer Benachteiligung. Aus der Perspektive der Philosophie beschäftigte sie sich mit solch „inferioren Sujets“ wie „Arbeit, Armut und Alltag“ (ebd.). Diese soziologischen Forschungsinteressen waren nicht gerade prestigeträchtig, und die Abwertung der Forschungsgegenstände spiegelte sich im minderen Wert der Disziplin und ihrer Vertreter*innen wider (ebd.).

1 Zweitveröffentlichung, zuerst erschienen in: Sabine Eggmann, Martina Röthl (Hrsg.) (2025): Erfahrung. Empirisch-kulturwissenschaftliche Reichweiten. Ein Lesebuch, Münster, S. 199–207.



Bourdieu stand der Philosophie höchst kritisch gegenüber, da durch ihre symbolische Macht erstens gesellschaftsrelevante Themen marginalisiert und abgewertet würden und zweitens der scholastische Vernunftbegriff die „Logik der Praxis“ (Bourdieu 2019: 73) ignorierte, indem sie den Fokus vom empirisch Evidenten abwende und das Wissen von der erfahrbaren Welt entkopple (Barlösius 2006: 15–20).

Pierre Bourdieu war nicht nur ein Grenzgänger, der sich oft am Rande fachspezifischer Konventionen bewegte. Er überschritt diese Grenzen auch mehrmals während seiner akademischen Laufbahn. Von der Philosophie wechselte er zur Ethnologie und schließlich zur Soziologie, der er sich bis zu seinem Tod im Jahr 2002 zugehörig fühlte. Seine grundsätzlich kritische Haltung gegenüber der „intellektuellen Welt“ (Bourdieu 2019: 120) sowie seine politische Positionierung führte Bourdieu retrospektiv auf seinen Bildungsaufstieg und seine Herkunft aus einer „bescheidenen Klasse“ (ebd.: 116) zurück.



ABER: SEIN SOZIALER AUFSTIEG WAR STETS BEGLEITET VON EINER INNEREN ZERRISSENHEIT.



**PIERRE BOURDIEUS
ANTRITTSVORLESUNG**


„DIE VORBEREITUNGEN DIESES VORTRAGS LIESSEN MICH MEINE GANZEN WIDERSPRÜCHE IN HÖCHSTER VERDICHTUNG SPÜREN: DAS GEFÜHL, GÄNZLICH UNWÜRDIG ZU SEIN, NICHTS ZU SAGEN ZU HABEN, DAS ES VERDIENTE, GESAGT ZU WERDEN, VOR JENEM GERICHT, SICHER DEM EINZIGEN, DESSEN URTEIL ICH ANERKANNT HÄTTE [...]“ (EBD.: 122).

„ABER DIESER GESPALTENE HABITUS [...] WIRD ZWEIFELLOS NIERGENDWO SO DEUTLICH WIE IM GANZ EIGENEN STIL MEINER FORSCHUNGEN, AN DER ART VON GEGENSTÄNDEN, DENEN MEINE AUFMERKSAMKEIT GILT, UND AN DER EIGENTÜMLICHEN WEISE, SIE ANZUGEHEN“ (EBD.: 116).



Pierre Bourdieu spürte die Gespaltenheit des Habitus am eigenen Leib. Seine ‚gefühlte Erfahrung‘ führte so gesehen dazu, seine Habitus-theorie ausdifferenzieren. Diese negative Afizierung aufgrund des Klassenübertritts beeinflusste ihn darüber hinaus grundsätzlich in seiner wissenschaftlichen Perspektive und politischen Haltung, sie war sozusagen Ausgangspunkt seines intellektuellen Schaffens.



Nun war es keine geringere als die Existenzialistin Simone de Beauvoir, die ebenfalls ihre eigenen Erfahrungen zunächst des Frauseins (Beauvoir 2014) und später des Altseins (Beauvoir 2012) und die damit einhergehenden sozial beschränkten Handlungsspielräume zum Ausgangspunkt ihres philosophischen Denkens machte.

Mit seiner Kritik an der Philosophie als ignorante und überhebliche, weil empirieferne Wissenschaft arbeitete sich Bourdieu jedoch vor allem an Sartres existenzialistischen Standpunkten ab. Hier bleibt nur anzunehmen, dass Simone de Beauvoir als Philosophin dieser Zeit nicht in gleicher Weise im Feld symbolischer Macht wahrgenommen wurde und aufgrund ihres Frauseins keine ansatzweise gleiche gesellschaftliche Positionierung im Kräftefeld einnahm, als dass Bourdieu mit ihr auf gleicher Augenhöhe wie mit Sartre hätte kritisch diskutieren wollen oder können.

PART 2



SARTRE, SARTRE, ICH
HÖRE IMMER NUR SARTRE,
BIN ICH DENN ETWA
UNSICHTBAR?!

HALLO SIEHT MICH
JEMAND?? KÖNNT
IHR MICH HÖREN??
HAAAAALLOOOOOO??!!

AN MEINEM OUTFIT
LIEGT ES SICHER NICHT...
AN MEINEN THEORIEN
BESTIMMT AUCH NICHT,
DIE SIND UM LÄNGEN
BESSER ALS SARTRES ...
AUSSERDEM SIND DIE
MEISTEN SEINER IDEEN
OHNEHIN VON MIR ...
HMMM, KOMISCH ...

Sartre und Beauvoir pflegten Zeit ihres Lebens eine offene und unkonventionelle Liebesbeziehung, fernab heteronormativer Vorstellungen romantischer Liebe. Neuere feministische Stimmen kritisieren, dass Beauvoir überwiegend in ihrem Verhältnis zu Sartre analysiert wurde, anstatt ihre Werke zum Gegenstand der Rezeption zu machen. Außerdem wurde der Einfluss Beauvoirs auf Sartre lange unterschätzt (Kirkpatrick 2019: 7-10).



MOMENT! VIEL-
LEICHT LIEGT ES
JA AN MEINEM
GESCHLECHT??!!



JA, DAS KÖNNTE ES
SEIN. LASST MICH
MAL DARÜBER
NACHDENKEN ...



„MAN KOMMT NICHT ALS FRAU ZUR WELT,
MAN WIRD ES“ (BEAUVOIR 2014: 334).

IM FEMINISTISCHEN LESECLUB
DER MITTÄTERINNEN...

SIE HAT JA
SO RECHT!



DIE GLEICHEN
ERFAHRUNGEN
HABE ICH
AUCH SCHON
GEMACHT!

WOW, ICH
HALT'S NICHT
AUS, DAS SIND
BAHNBRECHENDE
ERKENNTNISSE!



I FEEL YOU,
SIMONE!

ABER: LASST UNS UNSERE
BEGEISTERUNG MAL NICHT
AN DIE GROSSE GLOCKE
HÄNGEN, SIE IST JA SCHON
AUCH UMSTRITTEN ...



Laut dem Soziologen Michael Burawoy habe Bourdieu in seinem Werk „Die männliche Herrschaft“ (2005), das 50 Jahre nach Beauvoirs Klassiker erschien, keinen Bezug zu „Das andere Geschlecht“ hergestellt, obwohl vieles davon adaptiert sei, wie die Gegenüberstellung der beiden Schriften belege. Er bezeichnet „Die männliche Herrschaft“ daher als oberflächliche Kopie des Beauvoir'schen Originals. Bourdieu habe Beauvoir keinen eigenen intellektuellen Wert zugesprochen, sondern sie ausschließlich als schlechte Kopie Sartres bewertet (Burawoy 2019: 111-112). Der aufgrund seiner „bescheidenen Klasse“ marginalisierte Soziologe litt gewissermaßen unter dieser Erfahrung und verarbeitete sie in seinem Widerstand gegen die Philosophie. Und er appropriierte aus diesem Erfahrungsmodus heraus das Gedankengut der für ihr Geschlecht marginalisierten Philosophin.

IM FEMINISTISCHEN LESECLUB DER MITTÄTERINNEN...



KOMMT MIR IRGENDWIE BEKANNT VOR. EUCH AUCH?

EGAL, ER IST EINFACH SO TOLL!

... UND SO KLUG!

ICH KÖNNTE IHM STUNDENLANG ZUHÖREN.

ER IST SO EIN BEGNADETER DENKER UND THEORETIKER!

Bourdieu nahm Beauvoir also nicht nur nicht wahr, weil sie eine Frau war, sondern beteiligte sich laut Burawoy aktiv an einem Prozess des „Unsichtbarmachens“ ihrer Ideen. Dies führte dazu, dass Beauvoir zu Lebzeiten höchst umstritten war und selbst in feministischen Kreisen zunächst nur hinter vorgehaltener Hand Anerkennung für ihre bahnbrechende und scharfsinnige Analyse vergeschlechtlichter Ungleichheit erhielt (Burawoy 2019: 110–111), die heute interdisziplinär als Meilenstein gilt.

EINIGE JAHRE SPÄTER.



AHHHH, WIE SEH ICH DENN AUS?

DEM ALTERN KANN FRAU WIRKLICH NICHTS SCHÖNES ABGEWINNEN. IRGENDWIE FÜHLT ES SICH AN, ALS WÄRE ICH UNSICHTBAR ...

MOMENT!

SO ETWAS IN DER ART HATTEN WIR DOCH SCHON VOR EIN PAAR SEITEN?!

LASST MICH MAL DARÜBER NACHDENKEN ...

...

„JEDE MENSCHLICHE SITUATION KANN VON AUSSEN BETRACHTET WERDEN – SO WIE SIE SICH ANDEREN DARSTELLT – UND VON INNEN HER, SO WIE DER EINZELNE SIE AUFNIMMT, INDEM ER SIE DURCHLEBT. [...] ES GENÜGT ALSO NICHT, DIE VERSCHIEDENEN ASPEKTE DES ALTERS ANALYTISCH ZU BESCHREIBEN. JEDER REAGIERT AUF ANDERE UND WIRD VON INHEN BESTIMMT: DAS ALTER MUSS IN DER UNBEGRENZTEN BEWEGUNG DIESER ZIRKULARITÄT ERFASST WERDEN“ (BEAUVOIR 2012: 13–14).



Beauvoir plädierte so gesehen für eine induktive Hermeneutik, das heißt dafür, den analytischen Blick auch auf die „erlebte Erfahrung“ (ebd.: 14) des Altseins in ihrer gesellschaftlichen Verhaftung zu richten.

Kate Kirkpatrick, Philosophin und Beauvoir-Biografin, ordnet Beauvoirs genannte Werke folgendermaßen ein:

„She had felt ‘Other’ as a woman, which contributed to her analysis in *The Second Sex*. But in the 1960s she began to feel ‘Other’ in another way: she began to feel old. Once again her own experience made her wonder about the experiences of others. But it was taboo to talk about ageing and the old“ (2019: 350).

Beauvoir startete ihre Analysen demnach bei ihrer gefühlten Erfahrung gesellschaftlicher Marginalisierung und damit bei einer spezifischen Facette subjektiven Erlebens, das im innersten Selbst, das heißt „unter der Haut“ zu lokalisieren ist und gleichzeitig strukturell erzeugt wird (Ahmed 2010: 216).





Kritisiert wurde beispielsweise von Lesben und Women of Color, dass es in der feministischen Bewegung der 1970er Jahre zunächst nur um die Sichtbarmachung der geteilten Erfahrungen heterosexueller weißer Mittelschichtsfrauen ging (Hegner 2023: 116).

ABER NUN WIEDER ZURÜCK ZU DEN FREIEN...

ENTSCULDIGUNG ANGENOMMEN, LIEBER JEAN-PAUL. SCHADE NUR, DASS ICH MICH WEGEN DEINER SYMBOLISCHEN MACHT NIE WIRKLICH MIT SIMONE AUSGETAUSCHT HABE, ICH GLAUBE NÄMLICH, WIR TEILEN VIELE GEMEINSAME ANSATZPUNKTE.



Der philosophisch sozialisierte Soziologe und die existenzialistisch sozialisierte Feministin blickten beide auf „erlebte Erfahrung“ und das praktische Leben und interessierten sich für die Zirkularität dieser im sozialen Spannungsfeld gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Beide, Bourdieu wie Beauvoir, forcierten in ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung randständige, oft tabuisierte und die Wissenschaftler*innen zum Teil selbst stigmatisierende Forschungsfelder, um Herrschaftsverhältnisse zu problematisieren, indem sie subjektive Lebenswelten – bisweilen die eigene – zum Ausgangspunkt kritischer Analyse machten.

Und nicht zuletzt wollten beide mit ihren Erkenntnissen auf die sozialen Verhältnisse zurückwirken, diese zum Besseren verändern. So bedeutet Beauvoirs berühmte These aus „Das andere Geschlecht“ schließlich, dass das Geschlecht keine biologische Tatsache ist, sondern gesellschaftlich geformt wird und damit auch veränderbar ist (Hegner 2023: 124). Auch Bourdieu ging davon aus: „Was die Sozialwelt hervorgebracht hat, kann die Sozialwelt [...] auch wieder abschaffen“ (Bourdieu 2010: 826). Beide setzten auf die Sichtbarmachung marginalisierter Erfahrungen, um mit dem „Elend der Welt“ zu brechen (Barlösius 2006: 89). So diente Beauvoirs philosophische Abhandlung der „gelebten Erfahrung“ (Beauvoir 2012: 333–338) des Frauseins einer ganzen Generation Feministinnen als Grundlage für kollektive Bewusstseinsbildungsprozesse und politische Mobilisierung. Auch Bourdieu erhob den Anspruch, durch allgemein verständliche (Auto-) Sozioanalyse individuelle Erfahrungen zu verallgemeinern und den Beherrschten ihre alltäglichen Zumutungen und Leiden in ihrer strukturellen Dimension bewusst und sie damit veränderbar zu machen (Barlösius 2006: 88–89). Ihre jeweiligen klassen- und geschlechtsspezifischen deprivilierten Positionierungen, die sie am eigenen Leib spürten, waren dabei politisch richtungsweisend und begleiteten stets ihre theoretischen Auseinandersetzungen. Affektualität lässt sich somit einerseits als Ergebnis eines bestimmten historisch situerten, machtdurchdrungenen Erfahrungsraumes verstehen und andererseits als potenzieller Transformationsmoment von unspezifischen Erlebnissen in bedeutungsvolle Erfahrungen, dessen analytische Verortung schließlich eine neue Erkenntnis über sich selbst und die soziokulturellen Verhältnisse offenbaren kann.

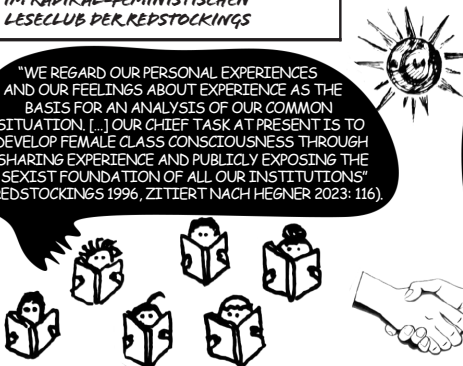


**IM RADIKAL-FEMINISTISCHEN
LESECLUB DER REDSTOCKINGS**

"WE REGARD OUR PERSONAL EXPERIENCES AND OUR FEELINGS ABOUT EXPERIENCE AS THE BASIS FOR AN ANALYSIS OF OUR COMMON SITUATION. [...] OUR CHIEF TASK AT PRESENT IS TO DEVELOP FEMALE CLASS CONSCIOUSNESS THROUGH SHARING EXPERIENCE AND PUBLICLY EXPOSING THE SEXIST FOUNDATION OF ALL OUR INSTITUTIONS" (REDSTOCKINGS 1996, ZITIERT NACH HEGNER 2023: 116).

**NACH BOURDIEUS SOZIOLOGISCHEM
SELBSTVERSUCH**

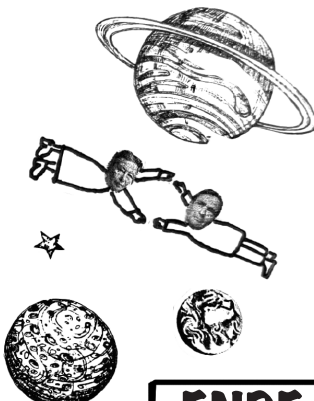
"[...] NICHTS WÜRDTE MICH GLÜCKLICHER MACHEN, ALS WENN ES MIR [...] GELUNGEN WÄRE, DASS EINIGE MEINER LESER ODER LESERINNEN IHRE EIGENEN ERFAHRUNGEN, IHRE SCHWIERIGKEITEN, IHRE FRAGEN, IHRE LEIDEN IN MEINEN WIEDERERKENNEN KÖNNEN UND DASS DIESE WIRKLICHKEITSNÄHE IDENTIFIKATION [...] EINE HILFE SEIN KÖNNTE, UM DAS, WAS SIE TUN UND LEBEN, EIN WENIG BESSER ZU TUN UND ZU LEBEN (BOURDIEU 2019: 127).



BEWUSSTWERDUNG ALS VERGEWISSERUNG GETEILTER ERFAHRUNG
 = MOMENT SELBSTREFLEXIVER ERKENNTNIS
 = AUSGANGSPUNKT FÜR HABITUellen WANDEL UND GESELLSCHAFTLICHE VERÄNDERUNG



Und so führten Simone de Beauvoir und Pierre Bourdieu ihr Gespräch endlos weiter, ohne Punkt und Komma, holten nach, was ihnen zu Lebzeiten nicht möglich war, suchten weiter nach ähnlichen biografischen Erfahrungswerten und gemeinsamen theoretischen und politischen Standpunkten und versuchten, Diskrepanzen fruchtbar zu wenden. Sie stellten sich viele Fragen, danach etwa, ob man Erfahrung als reflexive Verdichtung affizierender Erlebnisse begreifen könne, inwiefern Autoanalysen in ihrer Erkenntnisgenerierung relevant waren oder wo die Grenzen einer selbstreflexiven Epistemologie zu verorten sind. Sie überlegten, wie man es trotz unterschiedlicher Selbsterfahrung schafft, dennoch miteinander ins Gespräch zu kommen, sich gegenseitig zu verstehen und sich am Ende empathisch zu begegnen, und wie man trotz unterschiedlicher Positionalität eine gemeinsame politische Haltung entwickeln kann. Und schließlich fragten sie sich, wie es wohl wäre, tatsächlich in einem machtfreien Raum zu existieren. Wir werden es wohl nie erfahren ...



ENDE

Literatur
 Ahmed, Sara. 2010. *The Promise of Happiness*. Durham.
 Barlösius, Eva. 2006. *Pierre Bourdieu*. Frankfurt a. M. und New York.
 Beauvoir, Simone de. 2014. *Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau*. 14. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
 Beauvoir, Simone de. 2012. *Das Alter*. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
 Bourdieu, Pierre. 2005. *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.
 Bourdieu, Pierre. 2019. *Ein soziologischer Selbstversuch*. 7. Aufl. Frankfurt a. M.
 Bourdieu, Pierre et al., Hrsg. 2010. *Das Elend der Welt*. Gekürzte Studienausgabe. 2. Aufl. Konstanz.
 Hegner, Victoria. 2023. „Erfahrung und Geschlecht: Was über den Diskurs hinausgeht.“ In *Erfahrung – Kulturanalytische Relationierungen*, hrsg. von Barbara Siefertle und Martina Röthel, 115–136. Münster.
 Kirkpatrick, Kate. 2019. *Becoming Beauvoir: A Life*. London et al.
 Rau, Alexandra. 2025. *Das Affektregime weiblicher Altersarmut: Zur subjektiven Verarbeitung von Prekarität*. Frankfurt a. M.
 Strömquist, Liv. 2010. *Der Ursprung der Liebe*. Berlin.
 Strömquist, Liv. 2014. *Der Ursprung der Welt*. Berlin.

Anmerkungen
 1. Inspiriert ist dieser Beitrag, der sich als genreübergreifend versteht, von der schwedischen Comicautorin Liv Strömquist und ihren beiden Böhnen *Der Ursprung der Liebe* (2010) sowie *Der Ursprung der Welt* (2014). Die Verbindung von Bildgeschichte und wissenschaftlicher Analyse respektive Argumentationsweise ermöglichte mir, mich der Thematik auf kreative und gleichzeitig fundierte Weise zu nähern, in der Hoffnung, damit auch eine andere Form der Rezeption anzuregen.
 2. Die Grundidee des Beitrags basiert auf einem Unterkapitel meiner Monographie *Das Affektregime weiblicher Altersarmut. Zur subjektiven Verarbeitung von Prekarität* (2025). Einzelne Textfragmente des Beitrags sind zum Teil in leicht überarbeiteter Form aus dem Unterkapitel entnommen.
 3. Für die beratende Unterstützung und digitale Umsetzung bedanke ich mich herzlich bei Katharina Pohn.



Forum

KI?! Maschinelles Lernen und Lehren

Wer heute eine pdf herunterlädt und öffnet, findet neben dem Text oft bereits ein KI-Angebot: „Zusammenfassung gefällig? Hauptthemen des Dokumentes auflisten? Schlussfolgerungen des Autors formulieren?“ Selbst aus einem schlecht gescannten Text vermag die KI in kurzer Zeit Dinge herauszuarbeiten, die eine seit Jahren oder Jahrzehnten mit wissenschaftlichen Methoden vom Exzerpieren bis zum Querlesen beschäftigte Lehrkraft ein Vieles mehr an Zeit kosten würden. Es gilt, Neues zu lernen, inklusive Unterhaltungen mit Programmen, die sich als geduldig und lernfähig erweisen. Studierende benutzen, je nach Zeitdruck, aber auch Geschicklichkeit im Umgang, KIs zur Vorbereitung von Hausaufgaben, Referaten, Seminar- und Qualifikationsarbeiten. Sie tun dies in unterschiedlicher Weise, und doch steht die Frage im Raum, ob die Erzeugung von wissenschaftlichem Wissen referenzlos wird. Large-Language-Modelle scannen das gesamte Netz nach brauchbaren Informationen, um diese ohne Hinweis auf Autorschaft und Kontexte zu neuen Texten zusammenzuführen – zumindest, wenn die genutzte KI nicht im institutionellen Rahmen beschränkt und wenn sie nicht qualifizierter befragt wird. Welche Art von Wissen kommt so in die Welt? Auf welcher Grundlage baut es auf?

Im Feld der digitalen Lehre generieren universitäre Teams Handreichungen für den Umgang mit neuen Hilfsmitteln, die manche Elemente des gesamten Lehrportfolios der letzten Jahrzehnte alt aussehen lassen. Studiendekanate raten dazu, wieder mehr auf mündliche Prüfungen zu rekurrieren, weil die Autorschaft bei schriftlichen Prüfungen nur noch dann kontrollierbar ist, wenn sie unter Aufsicht mit dem Stift in der Hand durchgeführt werden. Plagiat bleibt Plagiat, KI-gestützte Arbeiten dagegen sind schwer zu identifizieren, und Hochschulen schlagen unterschiedliche Pfade ein, den Umgang mit KI und die Vermittlung und Einübung von kritischer Denkfähigkeit auszubalancieren. Wissenschaftspolitisch geht es für manche um nichts weniger als um die Wahrung akademischer Tugenden wie Ehrlichkeit, Integrität durch selbstständig erhobene und analysierte Materialien und Respekt vor der Leistung anderer. Dabei folgt der kritische Einwand auf dem Fuße: Denn, so die Argumentation, erdachte Leitlinien und Handreichungen definieren nicht schlicht Normen des Umgangs, sondern sind allzu oft stark moralisierend. Statt der generativen KI vor allem im Modus der Regulierung zu begegnen, käme es darauf an, sie noch aktiver in die Ausbildung wissenschaftlicher Urteilskraft einzubinden.

Sieben Personen unterschiedlicher Qualifikationsstufen und beruflicher Verantwortung im Bereich der Empirischen Kulturwissenschaft und angrenzender Fächer wurden eingeladen, ihre Erfahrungen und Meinungen zu KI in Lernen und Lehren in Worte zu fassen. Den Anfang macht die Masterstudentin Sabrina Schiffer, die einen zweifach BA-Studienabschluss in Kulturanthropologie und Digital Humanities gemacht hat und bei allem eigenen Enthusiasmus für die revolutionären Potenziale von KI insbesondere auf die sensiblen Aspekte ethnographisch erhobener Daten und die limitierten Fähigkeiten maschineller Analyse verweist. Gleich Schiffer führen auch Cornelia Brink und Hannah Kanz die Black Box der KI-Datenverarbeitungsprozesse als verunsichernden Faktor an. Zwischen dem rasanten Tempo der Neuentwicklungen und der langsameren Annäherung seitens von Lehrkräften finden sie Studierende, deren Griff zu KI auf Unsicherheiten hinweist, die sich auch aus hergebrachten Studienbeginn-Dispositionen speist. Im konkreten Arbeiten mit KI in Seminaren sehen sie eine Möglichkeit, den bloßen Werkzeugcharakter von KI zu demonstrieren und gleichzeitig grassierendem Misstrauen zu begegnen. Hier setzt auch Manuel Trummer bereits im Titel seines Beitrags an und formuliert vier griffige Forderungen, die die Arbeit mit und Einordnung von KI normalisieren könnten. Gleichzeitig nennt er aber auch die Bedrängnisse des Universitätsalltags und zusätzlicher Alltagsnöte, die den Griff zur entlastenden KI ohne den arbeitsintensiven Weg zu deren Meisterung fördern.

Lukas Griessl setzt bei genau solchen studentischen Nöten an: Generative KI bietet sich als Partner an, wenn Studierende – aus welchen Wahrnehmungsgründen auch immer – keinen Kontakt zu einer Lehrkraft knüpfen. Manche Studierende entwickeln eigene Lernwerkzeuge und fördern so „individuelle Bildungspraktiken“. Es gibt zwar die Abgabe eigenverantwortlicher Arbeit an KI, aber es gibt auch die studentische Kritik herkömmlicher Lehre und damit assoziierter Übungen, die mittels KI in alternative Lernpraktiken münden. Max Pellny setzte sich als Tutor mit universitären Richtlinien zur KI (Nicht-)Nutzung einerseits und geschichtswissenschaftlichen Anforderungen andererseits auseinander. Während professorale Spitzfindigkeit genügend nicht-digitalisierte Quellen als Hausarbeitsmaterial aufspüren kann und so die quellenkritische Handwerkskunst geübt und geprüft werden kann, findet Pellny in seiner vermittelnden Tutorenstellung auch Gelegenheit, Richtlinien zwischen lernender Eigenleistung und zeiteinsparender KI-Nutzung aufzuzeigen. Lina Franken skizziert zeitsparende KI-Aufgaben als Potenziale, um den Kopf frei zu haben für „inhaltliche Debatten und Feedbacks“; davor bietet sie Einblicke in ihre lehrenden Übungen, wie z. B. „Wir treiben eine KI in die Enge“ – die sofort zur Nachahmung anregen und vielleicht das eine oder andere Lehrendenherz beruhigen und animieren, die eigene „AI-Literacy“ aufzubauen und an der ethisch-reflexiven Begleitung der Transformation mitzuarbeiten.

Wir hoffen, dass Sie sich als Leser*innen dieses Forums dazu angeregt fühlen, die hier vorgestellten Erfahrungen, Standpunkte und konkreten Praktiken der leh-

renden Vermittlung von Empirischer Kulturwissenschaft, flankiert von einem sich verdichtenden Angebot von KI, mit ihren Kolleg*innen und Studierenden zu diskutieren. Die Transformation des universitären Lehr- und Lernkontextes ist rapide und tiefgreifend. Sie oszilliert zwischen verstörender Disruption und durchaus auch erheiternder Kreativität. Zentral im Navigieren in der Lehre steht – darin sind sich alle Beitragenden einig – der Aufbau bzw. der Beibehalt kritischer, eigenständiger Denkfähigkeit, um den ethischen Ansprüchen beruflicher Arbeit in der EKW gerecht zu werden.

Regina F. Bendix und Victoria Hegner

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.06>

Sabrina Schiffer

Der Einsatz von KI – Chancen und Herausforderungen

Der Einsatz von Künstlicher Intelligenz (KI) verändert unsere Gesellschaft grundlegend, doch viele nutzen sie, ohne ihre Funktionsweise wirklich zu verstehen. Für mich bedeutet KI, dass mein Wissen durch einen unsichtbaren Teil erweitert wird, doch genau dieser unsichtbare Teil stellt ein zentrales Problem dar. KI ist kein eigenständiges Denken, sondern ein programmiertes Wissenssystem, das ausschließlich auf den Daten basiert, die von Entwickler*innen bereitgestellt wurden. Dieses mangelnde Verständnis kann dazu führen, dass Maschinen Entscheidungen treffen, deren Grundlagen und Grenzen nicht ausreichend hinterfragt werden. Besonders in der Kulturanthropologie, wo das Verstehen menschlichen Handelns im Mittelpunkt steht, wirft der Einsatz von KI weitreichende Fragen auf. Die Kulturanthropologie beschäftigt sich mit den sozialen, kulturellen und historischen Dimensionen des menschlichen Daseins. Sie beruht auf methodischer Vielfalt, von teilnehmender Beobachtung bis hin zur qualitativen Analyse von Texten und Erzählungen. Dabei stellt sich bei der Nutzung von KI ein grundlegendes Problem: Die Technologie behandelt alle Texte zunächst gleich, unabhängig davon, ob es sich um einen wissenschaftlichen Artikel, eine literarische Kurzgeschichte oder ein Transkript einer mündlichen Performanz handelt. Diese fehlende Unterscheidung kann in der kulturanthropologischen Forschung zu Fehlinterpretationen führen, da gerade die Textsorte und ihr sozialer Kontext entscheidend für die Analyse sind. Der Einsatz von KI in diesem Bereich birgt gleich mehrere Herausforderungen: Einer Maschine wichtige Entscheidungen zu überlassen – etwa das Kürzen von Texten, das Verwalten und Sortieren von Aufnahmen –, wirft nicht nur praktische, sondern auch ethische Fragen auf. Was passiert mit sensiblen Daten, wenn sie ungefiltert in eine KI eingespeist werden? In

einem Fachgebiet, in dem das eigene Handeln eine zentrale Rolle für das Verständnis menschlicher Kultur spielt, kann der unreflektierte Einsatz von KI zu verschiedensten Problemen führen.

Hinzu kommt, dass KI zwar große Mengen ethnografischer Daten analysieren kann, aber keine kulturellen Nuancen oder individuellen Erfahrungen wirklich versteht. Sie erkennt Muster in Texten oder Sprache, aber keine Bedeutungen im menschlichen Sinne. Damit besteht die Gefahr, dass KI-basierte Analysen die Forschungsergebnisse beeinflussen, ohne dass ihre methodischen Grenzen ausreichend reflektiert werden. Kulturanthropologie lebt von der direkten Auseinandersetzung mit Menschen und ihren Lebensweisen – kann eine Maschine diese Interaktion ersetzen? Der zunehmende Einsatz von KI in geisteswissenschaftlichen Disziplinen zeigt, dass sie eine wertvolle Unterstützung sein kann, aber sie verändert auch grundlegende Forschungsprozesse. Oft bleibt KI eine Black Box – denn selbst wenn wir ihre Ergebnisse sehen, verstehen wir nicht immer jeden einzelnen Schritt, der dahin geführt hat. Gleichzeitig erkenne ich deren Potenzial. Wie viel kann die Technik übernehmen? Wie weit werden wir uns selbst umstrukturieren müssen?

Ich habe ein BA-Studium in Kulturanthropologie und Digital Humanities abgeschlossen und interessiere mich besonders für die Schnittstelle dieser beiden Bereiche. Erst während meines Studiums bin ich mit KI in Berührung gekommen – zuvor war sie ein Werkzeug, das nur wenigen zugänglich war, und viele hätten nicht erwartet, dass sich ihre Entwicklung so rasant beschleunigt. Heute ist ChatGPT für viele ein alltäglicher Begleiter. Obwohl ich fest davon überzeugt bin, dass KI unsere Welt revolutionieren wird und für alle zugänglich sein sollte, muss ihr Einsatz dennoch kritisch hinterfragt werden. Von klein auf erschließen wir uns die Welt durch eigenes Erleben: Wir probieren aus, scheitern und feiern Erfolge. Diese menschliche Erfahrung kann KI nicht ersetzen, weshalb ihr Einfluss mit Bedacht betrachtet werden muss. Gerade in der Kulturanthropologie, wo Forschung auf direkter menschlicher Erfahrung basiert, darf KI kein Ersatz für echte Begegnungen und interkulturelles Verstehen sein. Deshalb braucht es klare ethische Richtlinien und einen detaillierten (und stets an neue Entwicklungen angepassten) Leitfaden für die Nutzung von KI, insbesondere in der Forschung. Nur so kann sichergestellt werden, dass KI verantwortungsvoll eingesetzt wird, ohne dass zentrale wissenschaftliche und ethische Prinzipien verletzt werden. Sie sollte als unterstützendes Werkzeug verstanden werden, das Forschenden hilft, ihre Arbeit effizienter zu gestalten – nicht als eine Instanz, die autonom Analysen über kulturelle Prozesse erstellt. Nur wenn wir uns kritisch mit ihren Grenzen und Möglichkeiten auseinandersetzen, kann KI sinnvoll in die Wissenschaft integriert werden, ohne den Kern kulturanthropologischer Forschung, das Verstehen des Menschseins, zu gefährden.

Cornelia Brink und Hannah Kanz

Über den Wert der Irritation. Ein Praxisbericht zu Large Language Models in der Lehre

Wovon wir ausgehen

Wir schreiben diesen Beitrag aus der Perspektive von Dozentinnen der Empirischen Kulturwissenschaft und der Historischen Anthropologie, die in den vergangenen Semestern Erfahrungen mit LLMs in der Lehre in einem Bachelor- und einem Masterstudiengang gesammelt haben. Außerdem greifen wir auf (unsystematische) Lektüren, Lehrvideos zu LLMs sowie auf Diskussionen mit Kolleg:innen und Studierenden zurück. Gelegentlich wenden wir LLMs selbst an, vor allem, um zu testen, was sie ermöglichen und wo ihre Grenzen liegen. Gerade die scheinbar mühelose und großflächige Textproduktion und -rezeption auf Knopfdruck fordert uns in unserer Wissensproduktion heraus, weswegen wir die Notwendigkeit sehen, uns sowohl individuell als auch als Fachvertreter:innen damit auseinanderzusetzen.

Als Wissenschaftlerinnen sind wir aufgefordert, die Herkunft unserer Materialien – der historischen Quellen, der Befunde aus Feldforschungen, unsere Lektüren etc. – nachzuweisen und unsere Denkprozesse methodisch transparent zu machen. LLMs dagegen, so der Hochschul- und Mediendidaktiker Tobias Schmohl, konfrontieren uns mit einer „epistemischen Unsicherheit“: „Was bedeutet es für die Hochschulbildung, wenn Wissen zunehmend in Black-Box-Systemen erzeugt wird, deren innere Prozesse selbst Expertinnen und Experten verschlossen bleiben?“ Diese Frage treibt uns um, auch in der Lehre. Wir finden uns in einer Zeit, die im Hinblick auf die technische Entwicklung von einer großen Dynamik geprägt ist. Dem gegenüber steht ein deutlich langsames Sich-vertraut-machen mit den LLMs aufseiten der Lehrenden und Studierenden. Das am meisten genutzte Wort in Äußerungen zum Thema ist „vorläufig“. Diese Situation produziert neben Neugier auch Verunsicherung: ganz praktisch in der Anwendung, für unser Selbstverständnis als Wissenschaftler:innen und nicht zuletzt mit Blick auf rechtliche Fragen wie Datenschutz und Urheberrecht. Unseren Text verstehen wir gleichermaßen als Einladung zum Ausprobieren und zur kritischen Reflexion.

Beobachtungen in der Lehre

Studierende bringen sehr unterschiedliche Erfahrungen (oder *LLM literacy*) mit. Einige verzichten ausdrücklich auf LLMs. Andere arbeiten seit ihrer Schulzeit damit. Manche tauschen ihre Erfahrungen mit LLMs und ebenso ihre Unsicherheiten darüber aus, wo und wie die Grenzen zwischen erlaubtem und nicht mehr erlaubtem Einsatz verlaufen, und darüber, wie sich Selbstständigkeitserklärungen und Empfehlungen verschiedener Fächer und Fakultäten unterscheiden.

Ein Vergleich von vier Seminaren, die vom SoSe 2023 bis zum WS 2024/25 stattgefunden haben, zeigt, dass der Gebrauch zugenommen hat und selbstverständlicher geworden ist. Einige Studierende unterscheiden verschiedene, teils kostenpflichtige Tools und ihre Einsatzmöglichkeiten und nutzen sie gezielt; andere verwenden allein die bekannte, jeweils kostenlos zugängliche Version von ChatGPT, ohne vertiefte Kenntnis von den Möglichkeiten dieses Tool (und ohne zu wissen, dass der gezielte Gebrauch ein spezifisches Wissen voraussetzt). Viele erschließen sich die Anwendungsbereiche intuitiv. Deutlich weniger setzen sich kritisch mit den soziotechnischen Produktions- und Entstehungsbedingungen auseinander. Was hier schon deutlich wird: Wer, mit Pierre Bourdieu, über hinreichend ökonomisches, kulturelles und/oder soziales Kapital verfügt, hat einen Startvorteil und kann u. U. durch reflektiert formulierte Prompts und gezielte Anwendungen verschiedener LLMs seine Arbeiten verbessern; wer sich schwer tut mit dem wissenschaftlichen Arbeiten, dem helfen LLMs nicht notwendig. Das zentrale, oft unterschätzte Kapital im gewinnbringenden (akademischen) Einsatz von LLMs ist nach wie vor Fachwissen, um beurteilen zu können, ob das Ergebnis inhaltlich überzeugend und qualitativ gut ist.

Wir haben in Gesprächsrunden und bei der Beurteilung von Hausarbeiten nachgefragt, wie LLMs zum Einsatz kommen. Dazu drei Beispiele:

„Formuliere einen Text in akademischer Sprache.“ Offensichtlich gibt es eine vage Vorstellung davon, dass die gesprochene Sprache bzw. der eigene schriftliche Ausdruck nicht „akademisch“ ist. Wofür „akademisch“ stehen soll und was ein LLM darunter verstehen könnte, bleibt offen, der Vorschlag wird als passend wahrgenommen.

„Fasse die Kernaussagen dieses Textes zusammen.“ Ein Text wird hochgeladen (was nicht bei allen LLMs bzw. bei universitätsintern angebotenen Plattformen wie HAWKI technisch möglich ist), um dessen zentrale Aussagen generieren zu lassen. Nur: Ist die zentrale Aussage eines Textes immer die relevanteste Aussage für den, der anfragt? Was muss ich vorab wissen, um eine eigene Fragestellung entwickeln zu können, die meine Frage an das LLM leitet?

Ein letztes Beispiel: Häufig ist davon die Rede, LLMs könnten als „Sparring Partner“ genutzt werden, um eigene Gedanken zu diskutieren, Irritationen aufzuklären oder die Kreativität zu fördern. Offen bleibt dabei, was ein „Sparring Partner“ genau sein soll, wann hier die Grenze des Erlaubten überschritten ist und wo der Vorteil eines solchen Einsatzes von LLMs liegen könnte gegenüber dem fachlichen Austausch mit Kommiliton:innen. Mehr noch: Stellen zwei oder mehr Studierende im Gespräch fest, dass sie ein Thema nicht verstanden haben, kann aus der geteilten Verunsicherung die Agency erwachsen, dieses Thema in der nächsten Sitzung erneut aufzubringen und die Dozierenden zu bitten, es noch einmal genauer zu erklären.

Wenn Studierende in Seminaren aufgefordert sind, ihren Gebrauch von LLMs zu dokumentieren bzw. zu reflektieren, offenbaren die gewählten Prompts (erstens)

große Wissensunterschiede, mit Folgen für das LLM-Angebot und für dessen Beurteilung, und (zweitens) grundlegende Unsicherheiten in der Praxis wissenschaftlichen Denkens und Schreibens, die mit dem Einsatz von LLMs nichts zu tun haben müssen. Besonders der Beginn eines Studiums und noch dazu von geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern birgt viel Potenzial für Verunsicherungen und Überforderungen. Der Gebrauch von LLMs, die plausible Texte produzieren können, kann verlockend erscheinen, aber ebenso dazu führen, dass eigene Wissenslücken verdeckt bleiben. Als Lehrende sind wir aufgefordert, die Studierenden in ihren Irritationen über schwierige Texte oder komplexe Sachverhalte besser zu begleiten und transparent zu machen, dass Überforderungen – so schwer auszuhalten sie auch sein mögen – ein zentraler Bestandteil von Lernerfahrungen sind, der am Ende zum Erkenntnisgewinn führen kann.

Was tun?

Wir plädieren dafür, Praxiserfahrungen von Studierenden ernst zu nehmen und sie in Lehrveranstaltungen zu integrieren. Im Unterschied zu den Studierenden scheinen Lehrende bisher weniger mit LLMs zu arbeiten (was nicht zwingend eine Generationsfrage sein muss). Sie sind eher informiert über die an ihrer Universität, Fakultät oder im Institut gültigen Regeln oder Empfehlungen zum Einsatz von LLMs. Derzeit kursierende unterschiedliche Regelungen wie auch die unscharfen Grenzen zwischen „erlaubt“ und „verboten“, so eine Vermutung, können eine Kultur des Misstrauens fördern, der die explizite Auseinandersetzung mit LLMs begegnen kann.

Dabei kostet unser Vorschlag zunächst Zeit – entgegen der Erwartung, man könne mit LLMs Zeit sparen. Wir haben gute Erfahrungen damit gemacht, ihren Einsatz im Seminar im Kontext eines wissenschaftlichen Themas, das gerade behandelt wird, auszuprobieren und die Ergebnisse zu diskutieren. Selbstverständlich geht das zunächst auf Kosten einer oder zweier thematisch ausgerichteter Sitzungen, ein Einwand, den wir von Kolleg:innen häufiger hören. Wird der Einsatz von LLMs aber exemplarisch an Inhalte geknüpft, kann deren Verständnis sogar vertieft werden. Darüber hinaus bietet die Auseinandersetzung mit LLMs einen hervorragenden Ausgangspunkt, um das kritische Denken zu schulen, Quellen zu prüfen und über die Standards guter wissenschaftlicher Praxis zu diskutieren.

Ebenso wichtig ist es, außerhalb der Lehrveranstaltungen LLMs auszuprobieren. Das gilt für Lehrende und Studierende gleichermaßen. Beginnt man mit Themen, in die man gut eingearbeitet ist, lassen sich die Angebote von LLMs damit abgleichen: Geht ein mit ChatGPT generierter Vorschlag tief genug? Werden Nuancen erkannt? Entsprechen die Antworten den eigenen Fragen an den Text? Treffen die Aussagen zu? Existieren die vorgeschlagenen Aufsätze?

Ein vorläufiges Fazit

LLMs sind Werkzeuge, nicht mehr und nicht weniger. Sie zu benutzen, ist nicht gleichzusetzen mit akademischem Lernen. Für diese Unterscheidung zu sensibilisieren, gehört sicher zu den anspruchsvollsten Lernzielen, wenn man LLMs in der Lehre thematisiert: Was unterscheidet mein Studium von anderen Ausbildungswegen? Welche Erwartungen habe ich an mein Studium? Was heißt wissenschaftlich arbeiten?

Last, but not least sind ethische Fragen mit dem Einsatz von LLMs angesprochen: „Wem stehen welche Versionen zur Verfügung?“ behandelt Fragen der Gerechtigkeit unter Studierenden und damit die Möglichkeit, dass sich Bildungs- und Wissensunterschiede durch den Gebrauch von LLMs auch vertiefen können. Es geht um falsche Fakten, um *Biases* und Vorurteile, die die Antworten von LLMs reproduzieren, um ungleiche Arbeitsbedingungen derjenigen, die beteiligt sind an der Entwicklung, und um den rasant zunehmenden Verbrauch von Wasser, Energie und Rohstoffen. Hier berührt der Einsatz von LLMs grundsätzliche Fragen von Studierenden und Lehrenden in Lebensbereichen auch außerhalb der Universitäten – die wiederum Gegenstände künftiger kulturwissenschaftlicher Forschung werden können.

Als Lehrende sind wir gefordert, uns mit LLMs auseinanderzusetzen, sind aber, da folgen wir noch einmal Schmohl, aktuell „nicht ansatzweise vorbereitet“. Es gilt, Nutzen und Grenzen der Anwendung gleichermaßen in den Blick zu nehmen und dafür anfangs Zeit in Weiterqualifikationen zu investieren. Nicht zuletzt gilt es, den Einsatz von LLMs als aufmerksame Zeitgenoss:innen kritisch zu kontextualisieren und zu reflektieren. Learning by doing allein reicht nicht aus.

Literatur

Schmohl, Tobias . 2025. „Verantwortungsvolles Lehren und Lernen: Ethik und Hochschulbildung im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz.“ *Forschung & Lehre* 1: 20–22.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.08>

Manuel Trummer

Skills statt Misstrauen! Lehre und Lernen mit KI

Neulich erzählte mir eine Kollegin, sie fühlte sich zuletzt mehr als Detektivin denn als Dozentin. Erfundene Quellen, verdächtige Formulierungen, manipulierte Zitate – ein latentes Misstrauen prägte inzwischen ihren Blick auf studentische Arbeiten. Bei ihr, aber auch in vielen anderen Gesprächen mit Kolleg*innen aus der Lehre, erscheinen Large Language Models (LLMs) wie ChatGPT als bedrohliche Macht, die nicht nur liebgewonnene Lehrarrangements zerstört und Studierende zum Betrug verführt,

sondern auch die Rolle von Lehrenden fundamental infrage stellt. „Letztlich chancenlos“ sei man, zumal „die KI ja auch immer klüger werde“ – so der ratlose Tenor dieses fast apokalyptisch anmutenden Flurgesprächs.

Die Haltung meiner Kollegin scheint symptomatisch für eine neue Welle einer „Automation Anxiety“, die seit Ende 2022 mit Open AIs ChatGPT und anderen LLMs die Unis erfasst hat. Caroline Bassett und Ben Roberts bezeichnen damit eine Angst vor künstlicher, selbst „denkender“ Technologie, die spätestens seit den 1970er-Jahren informationstechnische Umbrüche begleitet (jüngst schrieb in dieser Zeitschrift auch Lina Franken von einer neuen Angst der Forscher*innen vor dem Feld der KI). Und die Bedenken sind ja berechtigt: Es drängen sich grundlegende Fragen nach Autorschaft, Forschungsethik und epistemischer Autorität auf. Ihre Nutzung in der Lehre kann daher gerade aus einer kritischen empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive nicht losgelöst von Fragen nach Macht, Bias und Zugänglichkeit betrachtet werden. In der Lehr- und Lernpraxis schafft das Unsicherheit.

Dennoch sind diese Werkzeuge umfänglich in den Alltag der meisten Studierenden integriert. Wir beobachten in den letzten Semestern zunehmend avancierte Workflows und individualisierte Lernumgebungen: KI-Modelle zeichnen Vorlesungen auf und werten sie sitzungsübergreifend auf Kernthesen und weiterführende Literatur hin aus, sie verdichten Aufsätze zu Lernkarten für Prüfungen oder sie dienen als hermeneutisches Instrument zur Schärfung der Argumentation in Hausarbeiten. Wie aber lassen sich die Haltungen von – frei nach Eco – Apokalyptikern und Integrierten produktiv zusammenführen? KI-unterstützte Lernpraxen sind längst veralltäglicht. Es muss eine weitere Normalisierung im Denken und Sprechen über KI folgen, um die akademische Grauzone von Plagiatsjagd und Heimlichtuerei zu verlassen. Vier Bedingungen scheinen mir dafür erstrebenswert:

Flexible Rahmenbedingungen schaffen und kommunizieren! Die Unsicherheit bezüglich dessen, „was erlaubt ist“, lähmt Lehrende wie Studierende. Allgemeine Rahmenbedingungen auf Universitätsebene allein genügen hier als Lösung nicht. Da die Anforderungen an KI in unterschiedlichen Disziplinen teils erheblich variieren, sind fachspezifische Leitlinien auf Instituts-/Lehrstuhlebene nötig. Vertrauen und Verbindlichkeit – auf beiden Seiten – schaffen auch von Dozierenden und Studierenden kooperativ vereinbarte „Seminarverträge“, die themen- und veranstaltungsspezifisch KI-Anwendungen und die situativ nötigen Transparenzkriterien definieren.

AI-Literacy von Studierenden UND Dozierenden fördern! Eine kritisch-reflektierte Nutzung von KI erfordert Kompetenz auf beiden Seiten. KI-Übungen gehören in jeden BA-Grundkurs zum wissenschaftlichen Arbeiten, ebenso wie Citavi, MaxQDA und OPAC-Recherchen. Auch in Besprechungen zu Seminar- und Abschlussarbeiten sollte der zielgerichtete Einsatz stets Thema sein. Dafür sollten auch Lehrende offen für Weiterbildungsangebote sein, wie sie die Hochschuldidaktik an den meisten Standorten anbietet.

Quellenkompetenz statt reiner Generierung! Ein verbreitetes Problem ist der plumpe Einsatz von KI zur unreflektierten Texterstellung, was die eingangs beklagte „Detektivarbeit“ provoziert, Vertrauen untergräbt und Frust schafft. Eine anwendungsnahe Lehre, die früh auf eigene empirische Forschung, Interviewübungen oder Quellenarbeit setzt, kann die Versuchung rein generativer Nutzungen reduzieren. Gelingt es, mit den methodischen Kernstärken einer Empirischen Kulturwissenschaft die Begeisterung für eigenes Denken und Forschen zu wecken, tritt die KI als Abkürzung vielleicht in den Hintergrund. Ansätze der digitalen Autoethnografie, der STS oder der Critical Code Studies, wie sie viele Fachkolleg*innen schon erfolgreich anwenden, bieten zudem Gelegenheiten, kritisch-reflexive Lehre zu KI-Alltagspraxen, Blick- und Repräsentationsregimen anzubieten.

Werkzeug statt Partner: Eine Normalisierung erfordert einen Wahrnehmungswandel und eine kritische Reflexion unseres Sprechens über KI. Nicht nur in der Klage von Kolleg*innen, auch in vielen hochschulpolitisch-didaktischen Handreichungen, die KI als „Lernpartner“ oder „Schreibpartner“ deklarieren, tritt uns KI als autonome Entität gegenüber. Das ist ein Problem – wer möchte einem „Lernpartner“ vertrauen, der verschweigt, woher sein Wissen stammt und von wem er plagiiert hat? Die Kategorie Vertrauen sollte zwischen den eigentlichen „Lernpartner*innen“ bestehen, den Dozierenden und den Studierenden. KI, als Werkzeug verstanden, benötigt kein Vertrauen, sondern Skills – und Skills lassen sich lehren und lernen.

Natürlich ist all das leichter gesagt als getan, insbesondere an Standorten mit Hunderten von Studierenden und wenig Personal. Auch die Ursachen für problematische KI-Nutzung sind oft nicht technologischer, sondern gesellschaftlicher Natur. Hohe Arbeitslast durch Nebenjobs, lange Pendelzeiten, psychische Erkrankungen: Künstliche Intelligenz ist ein Werkzeug, das in einem zunehmend komplexeren Studierendenalltag für Entlastung sorgt. So sollten wir nicht aus den Augen verlieren, dass die Probleme, die wir im Kontext von KI und studentischen Prüfungsleistungen diskutieren, oft an einem Punkt weit vor der KI selbst beginnen. Als Vertreter*innen einer kritischen Gegenwartswissenschaft sind wir geradezu verpflichtet, auch diese strukturellen und sozialen Alltagszwänge zu identifizieren und in ein pragmatisches Verhältnis zur Nutzung von KI in universitären Lern- und Lehrumgebungen zu setzen.

Lukas Griessl

GKI-Nutzung als leise Kritik an Studium und Lehre

Im Gespräch mit Studierenden über generative künstliche Intelligenz (GKI) wird schnell deutlich: Ihr tatsächlicher Umgang damit ist oft klüger, komplexer und reflektierter, als es viele Debatten über „die Studierenden“ vermuten lassen. Häufig ist zu hören, Studierende nutzten GKI vor allem zum Schummeln, zum Verfassen von Hausarbeiten oder zur Vermeidung von Literaturrecherche und verlören dabei ihre Fähigkeit zum eigenständigen Denken und Arbeiten. Manche dieser Sorgen sind bestimmt berechtigt, und ich möchte mit diesem Beitrag nicht behaupten, die Nutzung von GKI sei unproblematisch. Doch innerhalb der Studierendenschaft zeigt sich eine differenzierte Perspektive – und diese ernst zu nehmen, kann uns helfen, Lehre und Studium unter den Bedingungen generativer KI weiterzudenken.

Im Rahmen des Projektes „Hybrid Epistemic Practices“ an der Universität Tübingen führten wir in den letzten Monaten mehrere Einzelinterviews mit Forschenden sowie Fokusgruppen mit Studierenden durch. Ziel dabei war es zu verstehen, wie GKI in den Geistes- und Sozialwissenschaften eigentlich eingesetzt, diskutiert und verhandelt wird. Die Gespräche mit Studierenden offenbarten dabei nicht nur vielfältige Nutzungsformen und Diskurse rund um GKI, sondern auch Spannungs- und Problemfelder im größeren Universitätskontext. Deren Betrachtung kann uns helfen, auf die Bedürfnisse der Studierenden einzugehen und damit Studium und Lehre zu verbessern.

Eine Person etwa beschreibt GKI als verlässliche*n Partner*in bei mangelnder Betreuung durch Lehrende. Sie erläutert, wie ihre Dozentin ihr bei der Suche nach einem Hausarbeitsthema nicht helfen konnte oder wollte: „Ich habe mit ChatGPT so viel Zeit verbracht, überhaupt mal das Thema meiner Hausarbeit rauszufinden. [...] Die Dozentin hat mir einfach überhaupt nicht geholfen [...] und mich immer nur noch mehr verwirrt und verwirrt. [...] Und dann habe ich das so mit ChatGPT ausgearbeitet irgendwie.“ GKI wird hier als eine Art kompensatorische Instanz gesehen – ein Tool, das Orientierung gibt, wo menschliche Begleitung fehlt oder zu kurz kommt. Die KI scheint Probleme ernst zu nehmen, wo Studierende sich allein gelassen fühlen.

In eine ähnliche Kerbe schlägt die Einschätzung von GKI als Kontrast zu einer oft als hierarchisch empfundenen Universitätskultur: „Da ist jemand, der hat promoviert, habilitiert, ich komme gar nicht an das Niveau dran. Ich würde mich gar nicht trauen, da eine Frage zu stellen. Ich weiß, dass es vielen so geht. [...] Und in der Hinsicht bietet dann ChatGPT eine Alternative, gerade um Wissen auch ein bisschen mehr accessible zu machen.“ Hier wird GKI auch als zugängliche*r Gesprächspartner*in beschrieben, der/die Schwellen senkt und sich tatsächlichen oder wahrgenommenen Machtpositionen und Hierarchien im Universitätskontext entzieht. Für manche scheint GKI dadurch einen sicheren Raum zu bieten, in dem jegliche Fragen

gestellt werden können, ohne Angst davor haben zu müssen, kritisiert oder nicht ernst genommen zu werden.

Darüber hinaus konnten wir auch eine Verwendung von GKI als Reaktion auf einen empfundenen Sinnverlust beobachten. Mehrere Personen etwa berichteten von regelmäßigen Abgaben, die scheinbar nur dazu da sind, die Studierenden „beschäftigt zu halten [...] und nicht dass [sie] irgendwas lerne[n]“. Eine Person beschreibt, dass sie sich diese Aufgabe dann von „KI komplett schreiben [hat] lassen [u]nd es [...] sich richtig gut angefühlt [hat][.] [E]ndlich muss [ich] diese Sklavenarbeit [nicht mehr] machen!“ GKI wird hier mitunter aus Protest genutzt – nicht aus Bequemlichkeit, sondern als Reaktion auf als sinnlos empfundene Aufgaben. Studierende greifen mitunter also auch auf GKI zurück, um sich von Arbeiten zu „befreien“, die sie nicht als lernförderlich erleben. Allein die Möglichkeit, für nahezu jede Aufgabe auf GKI zurückgreifen zu können, verschiebt die Grenzen dessen, was als zumutbar und legitim gilt.

Stattdessen entwickeln Studierende mithilfe von GKI auch eigene Lernwerkzeuge, die individuelle Bildungspraktiken fördern und sich besser an ihre Bedürfnisse und Lebensrealitäten anpassen lassen. GKI erscheint hier als Ermöglichungsstruktur für neue, selbstgestaltete Lernformen. Es geht dabei weniger um das Verweigern von Lernprozessen als um deren Transformation.

Es muss jedoch auch anerkannt werden, dass GKI nicht nur dazu genutzt wird, strukturelle Herausforderungen im Studium zu bewältigen und neue Lernwerkzeuge zu entwickeln. Manche setzen generative KI auch einfach dazu ein, sich den Studienalltag zu erleichtern – was langfristig dazu führen könnte, dass grundlegende akademische Kompetenzen und Fähigkeiten auf der Strecke bleiben. In vielen Debatten über „die Studierenden“ geraten jedoch gerade jene, die GKI reflektiert und lösungsorientiert einsetzen, schnell aus dem Blick.

Viele Studierende nutzen GKI also durchaus pragmatisch und zielführend zur Bewältigung ihres Studienalltags und zeigen dabei eine reflektierte Haltung, die auch Lehrenden etwas zu sagen hat. Die hier skizzierten Beispiele zeigen, dass viele Studierende generative KI nicht einfach nutzen, um Anforderungen zu umgehen und es sich leicht zu machen, sondern um auf echte Herausforderungen im Studienalltag zu reagieren. In ihrem Umgang mit GKI verhandeln sie implizit, was gute Lehre für sie bedeutet: Sie soll erreichbar, verständlich, relevant und anschlussfähig sein. Und da sich GKI-Anwendungen nicht aus den Seminarräumen und Hörsälen verbannen lassen werden, gilt es, deren Einsatz zu verstehen, mit Studierenden offen zu diskutieren, nutzbar zu machen und kritisch zu hinterfragen. Für die Lehre heißt das, GKI nicht nur als Störung zu verstehen, sondern als Hinweis auf strukturelle Herausforderungen – und als Anlass, gemeinsam mit den Studierenden nach angemessenen Antworten zu suchen.

Max Pellny

Gedanken und Beobachtungen

„Keine andere Erfindung wird so viel Einfluss darauf haben, wie wir in Zukunft studieren, lernen, ja denken.“, schrieb die Zeitschrift ZEITCampus im Editorial der 3. Ausgabe vom April/Mai 2024.

In meinem persönlichen geschichtswissenschaftlichen Studium spielte die Verwendung dieser maschinellen Werkzeuge bisher keine Rolle. Erste Berührungspunkte entstanden während meiner Tätigkeit als Tutor, die mich gegenüber den Studierenden zu einer Positionierung zwang. Zeitgleich änderte die Universität Jena ihre Richtlinien der Eigenständigkeitserklärung für die Abgabe schriftlicher Prüfungsleistungen zu Beginn des Jahres 2024. Die Anfertigung von Hausarbeiten stellt bisher die zentrale Prüfungsform unseres Fachs dar. Die neuen Richtlinien verbieten die Verwendung von generierender KI-Software, sofern diese nicht mittels „Freigabeerklärung“ gestattet ist. Im Falle einer genehmigten Verwendung, solle der eigene „gestalterische Einfluss“ überwiegen – was auch immer das bedeuten soll. Eine Anwendung als Hilfsmittel, um beispielsweise den sprachlichen Stil zu verbessern oder Zusammenfassungen von Aufsätzen zu erstellen, untersagen die neuen Vorgaben scheinbar nicht. Nach einem langen Gespräch mit dem Seminarleiter, für den ich das Tutorium betreute, stellte sich schnell heraus, dass die Skepsis überwog und die ganze Aufregung der „Untergangsapologeten“, die das Ende aller schriftlichen Prüfungsleistung in den Fächern Kulturanthropologie und Geschichte oder extremer, das Ende aller geisteswissenschaftlichen Studiengänge vorhersagen, unberechtigt scheinen. Der Professor gab an, dass er grundsätzlich Themen für schriftliche Prüfungsleistungen (Hausarbeiten) vergebe, mit denen KI-Software nichts anfangen könne. Zum Beispiel: „Vergleichen Sie den Aufstand in Aachen 1830 mit dem zeitgleichen Geschehen im italienischen Ort XY“. Des Weiteren sind im fortgeschrittenen Studium intensive Auseinandersetzungen mit Quellenbeständen notwendig, die zum großen Teil nicht digitalisiert sind. Hiergegen lässt sich einwenden, dass die Digitalisierung dieser Bestände nur eine Frage der Zeit sei. Wer hingegen einmal an den hunderten Metern verplombter Aktenbestände im Staatsarchiv Weimar vorbeigegangen ist, darf diese Vorhersage berechtigterweise in Zweifel ziehen. Selbstverständlich wird der Zugang zu digitalisierten Findbüchern und Quellen nicht weniger und dies ist kein Grund pessimistisch zu werden. Während mein Professor bei der Suche nach neuen Indizien/Quellen ganze Zeitungsbestände analog durchsuchen musste, bis ihm der Gehirnkasten „brannte“ oder er diese Aufgaben an eine studentische Hilfskraft delegierte, kann ich im Fall des „Jenaischen Volksblatts“ alle Jahrgänge von 1870 bis 1945 nach Stichworten durchsuchen. Gebe ich heute das Wort „Museum“ in der Stichwortsuche ein, erscheinen um die 200 Treffer. Das Filtern nach Querverbindung, die Sortierung in relevant und irrelevant und das Lesen der Quellen

muss ich hingegen selbst erledigen. Es ist nur logisch, dass in Zukunft auch hier KI-Software zum Einsatz gebracht werden kann und wird. Die technische Machbarkeit ist sicher weniger ausschlaggebend, sondern die finanziellen und personellen Ressourcen postmoderner Universitäten, Bibliotheken und Archive.

Zurück zur Ausgangsfrage: Wie sollte ich mich gegenüber den Studierenden des Tutoriums in Bezug auf die Anwendung positionieren? Um nicht als erzkonservativer „Ewiggestriger“ zu gelten, der ebenso im 19. Jahrhundert die Eisenbahn oder im 16. Jahrhundert den Buchdruck abgelehnt hätte, begann ich mit dem Aufzeigen positiver Anwendungsbereiche. So erzählte ich von einem befreundeten Lehrer, der teils inhaltlose und vor Anschuldigungen strotzende Elternschreiben mittels KI beantwortete und dadurch eine enorme Arbeitserleichterung erreichte, sowie von meiner Arbeit in der Redaktion der Uni-Zeitschrift, in der wir gelegentlich Illustrationen durch KI erstellen ließen. Die Arbeit unserer begabten Illustratorin sei trotzdem alles andere als obsolet geworden – im Gegenteil.

Aber was bedeuten die neuen Entwicklungen für Studierende und ihre Studienpraxis im Einzelnen? Ausgehend von der Annahme, dass sprachliche Klarheit die analytische Klarheit bedingt, riet ich von der Verwendung zur Verbesserung sprachlicher Formulierungen ab. Sicherlich lassen sich Hausarbeiten im Nachhinein dadurch verbessern, aber was passiert während eines Referats? Was passiert in einer wissenschaftlichen Diskussion, die im Anschluss eines jeden Referats folgt? Würde man sich kurz zurückziehen und eine KI um Rat fragen, die dann die eigenen Antworten und Fragen sprachlich und/oder inhaltlich korrigiert und anschließend mit automatischer Sprachgenerierung dem Kolloquium offenbart? Nein, das Denken und die Formulierung dieser Gedanken ist und wird jedem „Gehirnkasten“ selbst überlassen bleiben. Ein Teil der Studierenden in den Fächern Kulturanthropologie und Geschichte studiert mit dem Ziel, im pädagogischen Bereich tätig zu sein. Im Unterricht sind soziale und fachliche Kompetenzen gefordert, die sich erst nach Jahren der intensiven Auseinandersetzung mit geschichtswissenschaftlichen Inhalten und eines persönlichen „Reifeprozesses“ herausbilden können. Dieser Weg ist nicht leicht und erfordert viel Kraft, die keine KI einem abnehmen kann.

Offen bleibt, ob sich die konservative Prüfungsform der schriftlichen Hausarbeit im Fachbereich überlebt hat. Wird es in Zukunft ausschließlich mündliche Prüfungsformen geben? Auch hier bleibe ich skeptisch. Betrug im wissenschaftlichen Schreiben hat es auch vor maschinellen Werkzeugen wie KI-Software gegeben. Er war und ist, was er immer sein wird: Selbstbetrug.

Lina Franken

Von Wahrscheinlichkeiten und Aussagen. Kontextualisierungen künstlicher Intelligenz zwischen Ausprobieren und Reflektieren

Vor kurzem saß ich mit einer alten Freundin zusammen, die ich lange nicht gesprochen hatte. Schon nach wenigen Minuten Austausch dazu, welche Themen uns aktuell beschäftigen, fragte die promovierte Biologin bei meinem Bericht zu Forschung mit digitalen Daten und Methoden: „Und wie verhaltet ihr euch dabei zu ChatGPT?“ Die Reaktion ist paradigmatisch für Erwartungshaltungen, die mit sogenannter künstlicher Intelligenz einhergehen: In der Regel sind diese konzentriert auf generative KI, und häufig fällt nur der Name des Marktführers, der ähnlich wie bei Suchmaschinen oder Taschentüchern zum Synonym geworden ist. KI in Forschung und Lehre sollte jedoch in einen breiteren Zusammenhang eingeordnet werden. Ohne Wissen über die computationellen Zusammenhänge ist sie zwar in ihrer generativen Form über Chat-Interfaces einfach nutzbar, die damit einhergehenden Fallstricke sind dann jedoch umso größer.

Mit Studierenden steige ich in das Thema deshalb gerne mit der Übung „Wir treiben eine KI in die Enge“ ein: Zu einem Spezialgebiet nach eigener Wahl – von Musikrichtungen bis zu theoretischen Konzepten ist alles erlaubt – stellen wir einem Chat-Interface immer detailliertere Fragen. In der Regel merken wir schnell, dass die gelieferten Antworten ungenau oder direkt falsch werden. So wird greifbar, dass hier letztendlich Statistik am Werk ist, welche lediglich die jeweils wahrscheinlichsten nächsten Wörter aneinanderreihet. So wird eine geschätzte Kollegin, nach der ich gefragt hatte, von der Digitalisierungs- zur Genderforscherin, einfach weil zu wenig Daten über sie in dem (uns unbekannten) Trainingsdatensatz vorhanden sind. Wir haben auch schon sinnfreie Rezepte für eine Spezialität aus Kamerun und falsche Zuordnungen von K-Pop-Sängern zurückgemeldet bekommen.

Von diesen Fehlern ausgehend können nicht nur die fehlenden Informationen zur Datengrundlage quasi aller Modelle kritisch hinterfragt werden, sondern auch neue Perspektiven auf Datenschutz und ethische Probleme diskutiert werden: Warum fehlen Informationen, und was passiert mit den Inputs, die wir einspeisen? Warum ist es also höchst problematisch, eigene Quellen im Austausch mit einer generativen KI zu interpretieren oder sensible Interviews transkribieren zu lassen? Spätestens dann bewegen wir uns von ChatGPT weg und probieren unterschiedliche Chat-Oberflächen mit verschiedenen Datengrundlagen aus, die z. B. auf Landesservern bereitgestellt werden und unsere Daten nicht weiterverwenden.

KI umfasst viel mehr als diese so leicht zugänglichen Interfaces, die im Gespräch mit meiner alten Freundin aufkamen. Es bestehen große Schnittmengen mit ma-

schinellem Lernen, titelgebend für dieses Forum, in welchem etwa Sprache datengetrieben und in für Menschen nicht nachvollziehbaren hochkomplexen Algorithmen verarbeitet wird. Dabei müssen gar keine neuen Daten in Form von etwa Chat-Outputs entstehen: In der Forschung sind insbesondere Anwendungen zum Herausarbeiten von Verteilungen und Auffälligkeiten in Strukturen etabliert, welche die Bearbeitung von großen Quellenmengen erlauben.

Was mit theoretischen Konzepten wie data-driven research oder algorithmic turn beschrieben wird, hat in der praktischen Forschungsarbeit vor allem eine Konsequenz: das ständige Ausprobieren und Experimentieren mit Outputs – seien sie mit generativer KI oder anderen computationellen Verfahren erzeugt. Sie verändern unsere Lesegewohnheiten und Perspektiven und es muss fortlaufend geprüft werden, ob sie für die eigentliche inhaltliche Fragestellung hilfreich sind. Die Mensch-Maschine-Relationen, in die Forschung nicht erst seit der Nutzung von Aufnahmegegeräten und Computern eingebunden ist, verändern sich hier so tiefgreifend, dass mit Konzepten wie digitaler Hermeneutik versucht wird, diese epistemologische Verschiebung zu greifen – sie sind jedoch keinesfalls umfassend beforscht. Technologische Weiterentwicklungen sind so schnell, dass immer wieder der Eindruck aufkommt, Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftler:innen würden diesen Entwicklungen hinterherjagen. Metaphern des Spielens und des Bastelns sind im wissenschaftlichen Austausch über neue technische Verfahren sehr präsent: Kaum ist eine technische Möglichkeit vorhanden, wird diese schon ins Ausprobieren eingebunden und schnell Ergebnisse mit oft hemdsärmelig angepasster Datengrundlage oder banaler inhaltlicher Fragestellung präsentiert. Vor lauter Experimentieren bleibt dabei leider zu oft auf der Strecke, den Mehrwert für den eigenen Erkenntnisgewinn und die Veränderungen der eigenen Epistemologie zu reflektieren: Menschliche Analyseleistungen und Interpretationen verschieben sich weg von inhaltlichen Fragestellungen hin zur Auswahl von Verfahren aus den immer wieder neuen und scheinbar so verlockenden Innovationen und hin zur Ausarbeitung dessen, in welchen Schritten des eigenen Forschungsprozesses KI zielführend eingebunden werden kann.

Mit generativer KI haben diese Entwicklungen neue Dynamik erlangt. In den Digital Humanities werden aktuell etwa verschiedene Chat-Interfaces hintereinandergeschaltet, um so Daten zunächst aufzubereiten und dann zu interpretieren, ohne dass Menschen eingreifen. Dass auch hier wiederum Wahrscheinlichkeiten berechnet werden und alle Outputs von menschlichem Input abhängen, geht hinter den großen Versprechungen nicht nur in diesem Forschungsbereich immer wieder unter. Zudem wird in der gesellschaftlichen ebenso wie in der wissenschaftsinternen Debatte zu oft ein Narrativ der disruptiven Innovation bedient, mit dem unsichtbar gemacht wird, dass die technischen Entwicklungen hinter den nun als Chat-Outputs leicht zugänglichen Ergebnissen bereits seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten in der Entwicklung sind. Sie sind nun jedoch anders in der Welt.

Ist es dementsprechend nicht Zeit für einen ebenfalls disruptiv anderen Umgang? Für redaktionelle Umformulierungen, Kürzungen und sprachliche Glättungen weniger Kolleg:innen und stärker maschinelle Verfahren zu Rate zu ziehen, kann zeitliche Horizonte für stärker inhaltliche Debatten und Feedbacks freimachen. Darin, die Chat-Interfaces aktiv zu nutzen, um innerhalb kürzester Zeit Ideen im Brainstorming zu generieren und zentrale Punkte einer bestehenden Debatte zusammenzufassen, liegt enormes Potenzial gerade aufgrund der stark vereinfachten Zugänglichkeit. Auch und gerade für Studierende kann so Wissen anders kondensiert werden, wenn dessen Entstehung gleichzeitig reflexiv infrage gestellt wird. Für tiefergehende Recherchen oder Analysen sind veränderte Wissensbestände bedeutsam, die wiederum informierte Lehrende besonders gut vermitteln können. In differenziertem Prompting können auch komplexere Aufgaben in Mensch-Maschine-Relationen iterativ realisiert werden.

Das spielerische Hinterfragen der Outputs, wie ich es mit Studierenden mache, ist dabei nur ein Einstieg in das kritische Hinterfragen von Datenpolitiken, Bias und Machtverhältnissen, der Bedeutung von Algorithmen und den unabgeschlossenen Relationen mehr-als-digitaler Praktiken. Diese technikanthropologischen Perspektiven sind genau die richtigen, um zu hinterfragen, wie KI aktuell diskursiv verhandelt und in Praktiken eingebunden wird, wobei beide Perspektiven nicht voneinander lösbar sind. Dementsprechend konnte ich meine alte Freundin schnell in eine Diskussion dazu verwickeln, wie es einzuschätzen ist, wenn Lehrer:innen die Hausaufgaben mit KI für verschiedene Lernstufen binnendifferenziert erstellen können – und sich ihre Aufmerksamkeit dabei von der Aufgabe selbst hin zum Prompting der richtigen Anweisungen verschiebt, sie aber teils erstmals überhaupt Binnendifferenzierung umsetzen. Unsere Forschungsfelder ebenso wie unsere Forschungspraktiken sind durchdrungen von KI, und beides zu analysieren bleibt eine spannende, wenn auch komplexe Aufgabe.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.12>

Berichte

Zugänge zum Textilen – wissenschaftliche, kuratorische und digitale Perspektiven

Tagung der DGEKW-Kommission für Materielle Kultur und Museum in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie der Universität Münster, der Kolleg-Forschungsgruppe ‚Zugang zu kulturellen Gütern im digitalen Wandel‘ der Universität Münster und dem LWL-Museumsamt für Westfalen, Münster, 11.–12. November 2024

Textile Artefakte und verwandte Objekte sind als (Dauer-)Exponate unter anderem aufgrund konservatorischer Herausforderungen in kulturhistorischen Museen eher selten ausgestellt. So verbleiben Zugangsmöglichkeiten limitiert in den Sammlungsdepots. Die Dokumentation ist häufig lückenhaft bei gleichzeitig großem Volumen der Materialgruppe. Es ist anzunehmen, dass die Marginalisierung dieser Sammlungs- und Ausstellungsobjekte auch durch ihre geschlechtliche und alltagskulturelle Codierung bedingt ist. Die von Prof. Dr. Lioba Keller-Drescher (Münster) und Dr. Kirsten Bernhardt (LWL) organisierte Tagung ging der Frage nach, wie ein Zugang zu diesen Artefakten und der Materialgruppe in Sammlungen wieder oder neu gefunden werden kann, und wie insbesondere die Digitalisierung diesen Zugang verändert und in der wissenschaftlichen und kuratorischen Praxis Eingang findet. Zur Tagung trafen sich circa 80 Teilnehmer:innen aus Museen und Wissenschaft im historischen Erbdrostenhof in Münster, um aktuelle Projekte und Erkenntnisse vorzustellen, zu diskutieren und sich auszutauschen.

Nach Grußworten durch *Wolf-Daniel Gröne-Holmer* (LWL), *Eva-Bettina Krems* und *Ursula Frohne* (beide Münster) argumentierte *Gudrun M. König* (Dortmund) im ersten Tagungsvortrag, dass „das Textile nicht mehr oder weniger marginalisiert ist als andere Praktiken, Artefakte und Materialien des Alltags“, und stellte somit eine Gegenthese zum Tagungsargument auf. Zur Abwägung stellte sie die Musealisierung der Mode vor als Indiz der Banalisierung der gesellschaftlichen Wertschätzung in diesem Bereich. Sie resümierte, dass die Frage, ob, und gegebenenfalls warum, textile Artefakte im Museum tendenziell marginalisiert seien, durch ihr Argumentationsszenario aufgebrochen, aber noch nicht endgültig beantwortet sei. – *Sabine de Günther* und *Katrin Lindemann* (Potsdam/Berlin) stellten das ‚Restaging Fashion‘-Projekt vor, in welchem mittels 3D-Scan und Fotogrammetrie historische Kleidungsensembles und Accessoires digital visualisiert und mit Daten einer Gemäldesammlung digital zusammengeführt wurden. Mit dem ‚ReFa-Reader‘ kann diese Sammlung nun digi-

tal aufgerufen sowie quellenübergreifend kontextualisiert und multidisziplinär beforscht werden. Im ‚Virtual Couture‘-Projekt wurden Kleiderensembles digital 3D-rekonstruiert und können nun in 360-Grad-Darstellungen mit und ohne Avatar und weiteren Features aufgerufen werden. – *Jan C. Watzlawik* (Dortmund) gab Einblick in seine aktuelle Forschung, in der er sich mit den „Alltagsdinge[n] der Ausstellung [beschäftigt], die vermeintlichen Mittel, Möbel und Medien – die Nebensachen“, also nicht mit den eigentlich ausgestellten Objekten. Watzlawik proponiert, solche Beiwerke in Ausstellungen als „Paraexponate“ („Paratexte“ von Gérard Genette) zu benennen. – *Martin Schmidt* und *Marie Helbing* (beide Bocholt) berichteten über die Komplexität in der Sammlungsqualifizierung im Textilwerk Bocholt: Dort standen noch bis 2023 auf 500 Quadratmetern 150 Paletten und etwa 1000 Kartons und andere Verpackungsarten, welche Objekte aus 138 Firmenbeständen beherbergten und nach der Sammlungsqualifizierung und Entsammlung in das neue Archivgebäude übersiedeln sollen. – *Claudia Marciniak* und *Anna Behrend* (Bocholt/Dortmund) gaben exemplarisch Einblick in den Erschließungsprozess von Musterbüchern aus dem eben genannten Bestand im Textilwerk Bocholt. Um nicht nur wissenschaftliches Fachpublikum, sondern auch kulturell interessierte Laien anzusprechen, soll als Zugangsmöglichkeit ein Digitelling zu dem Projekt und den Musterbüchern auf der Homepage der LWL-Industriemuseen veröffentlicht werden. – *Juliane Sander* (Bad Windsheim) stellte in ihrem Vortrag (vorbereitet mit *Monika Ständecke*) das seit Oktober 2020 laufende Digitalisierungsprojekt inklusive Bestandsqualifizierung der Textilsammlung des Fränkischen Freilandmuseums vor. Herausfordernd sind hierbei vor allem das Volumen des Bestandes, die bestehende lückenhafte Inventarisierung und die personellen Mittel für das Projekt. – *Adriana Gamann* und *Vanessa Wendrich* (beide Dortmund) stellten ein Lehrforschungsprojekt zu sogenannten ‚Afrika-Drucken‘ vor. Ziel des von Joachim Baur geleiteten Projekts war unter anderem die Kontextualisierung von Stoffen im Sinne der kolonialen Textilforschung, die zwischen 1930 und 1960 von westfälischen Stoffdruckern hergestellt und nach Afrika exportiert wurden. – *Maria Sigl* (Münster) gab eine Einführung zur ausgestellten Posterpräsentation von Masterstudierenden der Kulturanthropologie an der Universität Münster mit dem Thema ‚Zugänge zu textilen Sammlungen‘. Im Rahmen eines zweiseimestrigen Lehrforschungsprojekts wurden in Zusammenarbeit mit der Textilwerkstatt des Freilichtmuseums Detmold, Handtücher bzw. Geschirr- und Küchentücher aus der Sammlung des Museums u. a. analysiert, dokumentiert und die Daten in die Museumsdatenbank eingepflegt. *Lioba Keller-Drescher* (Münster) verwies auf die ebenfalls ausgestellte Posterpräsentation von Master- und Dissertationsprojekten an ihrem Institut zu Spruchtüchern in der Sammlung Museum Abtei Liesborn (Mara Woltering), der Haubensammlung ebendort (Lisa Wegmann) und Kleidungspraktiken von bayerischen Trachtenvereinen in den USA (Maria Sigl). – *Franka Schneider* (Berlin) und *Anja Leshoff* (Osnabrück) berichteten über Übungstücher mit Stopfen

aus der Sammlung des Berliner Museums Europäischer Kulturen (MEK). Schneider erläuterte, dass Stopfmustertücher mittlerweile mehr Aufmerksamkeit bekommen aufgrund einer wachsenden Reparaturkultur und einem nachhaltigeren Umgang mit Kleidung. Leshoff gab anschließend einen Forschungseinblick zur Textiltechnik Stopfen und teilte in Kategorien von unsichtbar bis zum derzeit populären ‚Visible Mending‘ ein. – *Birgit Johler* (Graz/ Münster) berichtete über die Vorbereitungen der Ausstellung ‚Faden nach Zahlen. Kreuzstich vom Gestern ins Heute‘ im Universalmuseum Joanneum (Graz). Hier stellte Johler insbesondere die historisch-kulturellen und politischen Herstellungskontexte der Tücher im Museumsbestand vor, wie zum Beispiel die Kreuzstichpropaganda zur Zeit des NS. Sie plädierte für die Potenziale und den epistemischen Wert materieller Kulturforschung bei kulturhistorischen Objekten insbesondere auch bei Gegenständen, die bereits als ‚gut erforscht‘ gelten. – *Sophie Elpers* (Amsterdam/ Antwerpen) stellte Partizipationsprojekte in niederländischen Museen vor: eine praktisch-handwerkliche „Trachtenwerkstatt“ im Zeeuws Museum, die Plattform ‚Modemuze‘, ein Netzwerk aus belgischen und niederländischen Museen mit der breiten Öffentlichkeit und Alltagsexpert:innen, und das Leinen-T-Shirt-Projekt im Freilichtmuseum Arnhem. Zuletzt berichtete sie über die Motivation und Argumentation der Entmusealisierung von –Stangenpuppen im Museum MAS und deren Rückführung in die Theaterkultur Antwerpens.

Die Abschlussdiskussion fokussierte sich stark auf Aspekte der 3D-Digitalisierung. Unter den Tagungsteilnehmer:innen zeigte sich Einigkeit bezüglich der Vorteile der Digitalisierung in der Dokumentation (welche auch für kleinere Museen möglich sei), bei der (Massen-)Digitalisierung von Textilem überwogen die kritischen Stimmen: Obwohl 3D-Animationen und Scans vielversprechende Ergebnisse zeigten, seien diese viel zu aufwendig für die Praxis, „Museen ersticken an den Massen und die Massendigitalisierung verschlingt Massen[zeit]“. Das Plenum schloss die Abschlussdiskussion mit der Feststellung, dass die Digitalisierung des Textilen punktuell eingesetzt neue Zugänge schafft, diese jedoch weiterhin die analoge Betrachtung und Untersuchung des Textilen nicht ersetzen kann.

Anschließend folgte die Sitzung der DGEKW-Kommission für Materielle Kultur und Museum. Hier wurde – nach einem kurzen Rückblick auf den Zeitraum seit der letzten Sitzung (2023 beim DGEKW-Kongress in Dortmund) – über aktuelle und zukünftige Themenschwerpunkte in der Kommission diskutiert. Die Sprecherinnen der Kommission Lioba Keller-Drescher und Kirsten Bernhardt wiesen auf den zweijährlichen Wechsel des Vorsitzes der Kommission hin und bitten um Meldungen bei Interesse an dem Amt. Die nächste Sitzung findet turnusmäßig, inklusive Wahl des Vorsitzes, im Oktober 2025 beim DGEKW-Kongress in Kiel statt.

Maria Sigl

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.13>

Buchbesprechungen

Jens Wietschorke

Wien – Berlin. Wo die Moderne erfunden wurde. Ditzingen: Reclam 2023, 345 S.
ISBN 978-3-15-011442-1.

Es ist so banal wie wahr: Städte bestehen nicht allein aus Gebäuden und Straßen, sondern ebenso aus Ideen und Erzählungen. Dieses „kulturelle Imaginäre“ (S. 25) prägt das Selbst- und Fremdbild von Metropolen und war bereits häufiger Gegenstand der Stadtforschung, wie sie etwa von Rolf Lindner vertreten wurde. Deutlich ist dabei, dass Städte ihre Identität nicht nur aus sich heraus bestimmen – wie sollten sie auch? –, sondern immer auch in Abgrenzung zu anderen. Genau ein solches Wechselverhältnis zweier Metropolen nimmt Jens Wietschorke in den Blick: Seine Darstellung des kulturellen Imaginären von Wien und Berlin im Zeitraum 1870 bis 1930 ist äußerst gelungen!

Wien und Berlin stehen bei Wietschorke paradigmatisch für zwei Wege in die Moderne – hier das traditionsbewusste „Wien bleibt Wien“, dort die ruhelos nach vorn strebende Metropole Berlin, die laut Karl Scheffler (1910) verdammt ist, „immerfort zu werden und niemals zu sein“. Wietschorke bleibt nun nicht dabei stehen, die Seiten seines Buches mit solchen Slogans zu füllen – was bei einem Berlin-Wien-Buch durchaus hätte geschehen können –, sondern verzahnt urbane Imaginarien mit urbanen Realien so miteinander, dass weder einem Vulgär-Materialismus (*Slogans spiegeln die gebaute Stadt*) noch einem Vulgär-Diskursivismus (*Stadt ist die Summe der Sätze über sie*) das Wort geredet würde. Gerade diese diskursiv-materiale Verzahnung hat den Rezensenten sehr begeistert; zumal Wietschorke zeigt, wie man theoretisch informiert argumentieren kann, ohne mit Theoretiker-Namen angestrengt klimpern zu müssen. Das kann man bei Wietschorke lernen, neben dem Vielen über Berlin und Wien:

Bis weit ins 19. Jahrhundert konnte Berlin nicht auf eine vergleichbare Vergangenheit verweisen wie Wien: Wien war als Kaiserresidenz und hochkulturelles Zentrum unangefochten führend im deutschsprachigen Raum. Erst mit der Reichsgründung 1871 und der anschließenden Hochindustrialisierung zog Berlin allmählich gleich und überflügelte Wien schließlich in den 1920er-Jahren. Nach dem Ersten Weltkrieg verschoben sich die Gewichte endgültig: Mit der Bildung Groß-Berlins 1920 überholte die Spreestadt die Donaumetropole an Einwohnerzahl und Wirtschaftsleistung und entwickelte sich in den 1920ern auch künstlerisch zum dominierenden Pol, während Wien durch den Zerfall der Monarchie erheblich an Strahlkraft verlor.

Diese Wechselwirkungen der Städtebilder arbeitet Wietschorke auf zwei Ebenen heraus. Zum einen analysiert er eine Fülle an literarischen Texten, in denen zeitgenössische Autor:innen Wien und Berlin vergleichend gegenüberstellten – der „vergleichende Blick“ selbst wird zum Untersuchungsgegenstand (S. 9). Zum anderen beleuchtet er die Lebenswege zahlreicher Persönlichkeiten, die zwischen beiden Großstädten pendelten und damit auch immer das Spiel der städtischen Gegen-Beobachtungen vorantrieben. Viele dieser Akteur:innen – nicht selten Jüd:innen – mussten ab 1933 aus Berlin und nach 1938 schließlich auch aus Wien emigrieren. Folgerichtig gerät das letzte Kapitel zu einer Geschichte des Exils, und im Fazit wird konstatiert, dass Nationalsozialismus, Krieg und die politischen Zäsuren nach 1945 die traditionellen Wien-Berlin-Tropen obsolet werden ließen; wobei – denkt man nur an die legendären Piefke-Beschimpfungen von Mundl, dem echten Wiener, der nicht untergeht – zumindest auf Wiener Seite noch bis heute eine recht stabile Distanzarbeit betrieben zu werden scheint, eben nicht wie Berlin zu sein.

Wietschorkes Studie besticht durch ihre doppelte Perspektive: Sie beleuchtet sowohl die topischen Metropolenbilder als auch die lebensweltlichen Transferprozesse zwischen Wien und Berlin. Zugleich zeigt der Autor, wie die gegenseitigen Stereotype als „Produkt eines selektiven Blicks“ (S. 304) entstanden – viele Beobachter:innen blendeten alles aus, was nicht ins vertraute Bild passen wollte. Indem Wietschorke diese Mechanismen offenlegt, vermeidet er selbst eine bloße Reproduktion der Klischees. Dies Ganze ist in einem elegant-essayistischen Stil verfasst, der zum Lesen einlädt.

Kritisch ließe sich allein anmerken, dass die Quellenauswahl sich fast ausschließlich auf den intellektuellen Diskurs der klassischen Moderne konzentriert. Eine stärkere Berücksichtigung populärkultureller Zeugnisse hätte das Panorama des urbanen Imaginären noch um querliegende Stimmen bereichert: Inwiefern spielt Wien bzw. Berlin für die Hackler vom Magaretenring oder die „Prolls mit Klasse“ überhaupt eine Rolle? Aber zum Vorwurf gereicht das nicht, denn: Sind Hackler und Prolls überhaupt so mächtig, um am Habitus ihrer Städte mitzuarbeiten? Wohl kaum.

Um es zusammenzufassen: Wietschorke hat eine überaus anregende Studie vorgelegt, die dem Verständnis der urbanen Moderne wichtige Impulse liefert. Wietschorkes Doppelporträt zweier Städte überzeugt sowohl durch theoretische Fundierung als auch durch erzählerische Eleganz. Das Buch ist damit nicht nur für die kulturwissenschaftliche Forschung von Bedeutung, sondern kann auch einem breiteren historisch interessierten Publikum nachdrücklich empfohlen werden.

Sebastian Dümmling, Würzburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.14>

Michael Simon

Alltagskulturen. Forschungsgeschichte – Themenfelder – Zugangsweisen.
Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2024, 228 S. (intro: Kulturwissenschaft).
ISBN 978-3-96821-841-0.

Bei dem Buch handelt es sich um eine neue Einführung in die Kulturanthropologie/ Europäische Ethnologie/ EKW/ Volkskunde. Es gliedert sich in fünf Kapitel, nämlich 1. Einführung, 2. Forschungsgeschichte(n), 3. Arbeitsfelder der jüngeren Alltagskulturforschung, 4. Herangehensweisen, 5. Schlusswort.

Im ersten Kapitel, der Einführung, werden grundlegende Begriffe geklärt, allen voran ‚Kultur‘ und ‚Alltag‘, doch auch der Volks-Begriff wird problematisiert. Im zweiten Kapitel wird die Forschungsgeschichte, beginnend mit Aufklärung und Romantik, skizziert. Das dritte Kapitel thematisiert Arbeitsfelder, auf welche die jüngere Forschung ihr Augenmerk lenkt, etwa Arbeitskulturen, Mobilität und Migration, Interkulturelle Kommunikation, Medien, Geschlecht und Körper, aber auch Bereiche, die bereits eine lange Tradition haben, etwa Brauch- und Ritualforschung, Glaubenswelten, Erzählforschung, Krankheit und Gesundheit. Am Ende befasst sich Simon zudem mit Katastrophen, die das Alltagsleben gehörig beeinträchtigen können. Das vierte Kapitel widmet sich methodischen Fragen, ist aber mit gut 20 Seiten kürzer gehalten als die anderen, weil, wie der Autor schreibt, dazu mittlerweile einige Standardwerke aus dem Fach vorhanden seien.

Alle vier Kapitel enden mit Zusammenfassungen, Hinweisen auf weiterführende Literatur sowie „Aufgaben und Diskussionsfragen“, die sich teils aus den Texten ergeben, teils zum weiteren Nachdenken anregen. Dazu zwei Beispiele aus dem Kapitel „Einführung“: 1. „Lassen sich die Werte einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung wie z. B. die geschlechtliche Gleichstellung kulturalistisch relativieren?“ (S. 34), 2. „Wie, wann und warum haben Sie sich schon einmal ‚fremd‘ gefühlt? Notieren Sie Ihre Erinnerungen und versuchen Sie, sie sich zu erklären“ (ebd.). Die Frage bezieht sich auf die ersten Seiten der Einführung, in der Simon, durchaus im autoethnografischen Sinn, von seiner Studienzeit in Südkorea erzählt, während der es eines Tages durch eine dort übliche, indes andere Art des Heranwinkens zu einem kulturellen Missverständnis mit seiner Vermieterin kam. Hieran anschließend befasst sich Simon mit der Frage des Eigenen und des Fremden. Diese Unterscheidung werde zwar durch Globalisierungsprozesse relativiert, erübrige sich indes nicht zur Gänze, weil allein schon durch Sprachbarrieren eine Vielzahl an Kulturen fremd bleiben werde (S. 14).

An dieser knappen Skizze zeigt sich zweierlei: Zum einen folgt Simon einem pädagogischen Grundprinzip, nämlich die Leserschaft dort abzuholen, wo sie steht. Das Buch richte sich zwar an all jene, welche sich für Fragen der Alltagskulturforschung interessieren, doch primär „an die Studierenden meines Faches Kulturanthropolo-

gie [...], für die ich in den vergangenen Jahren regelmäßig in den Anfangssemestern eine Einführungsvorlesung angeboten habe“ (S. 30). Bedingt durch die Mobilität der heutigen Studierenden werden sie sich, wenn sie den Anfang lesen, angesprochen fühlen, da ihnen gewisse Fremdheitserlebnisse vertraut sein dürften. Und wenn sie weiterlesen, werden sie feststellen, dass Simon allgemeinverständlich und spannend formuliert, womit eine weitere Voraussetzung genannt ist, um sich für das Fach zu interessieren. Man sollte nämlich nicht vergessen, dass wissenschaftliches Schreiben in erster Linie ein Dienst an den Leserinnen und Lesern ist, weswegen Allgemeinverständlichkeit besser ist als ein übertrieben komplizierter Wissenschaftsjargon, der in erster Linie der Selbstinszenierung dient, statt der Sache behilflich zu sein.

Der zweite Aspekt betrifft die Ausgewogenheit der Darstellung. Vielfach wird, wie bereits erwähnt, betont, die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden werde durch Globalisierungsprozesse relativiert. Dem kann man durchaus zustimmen, aber es ist gleichzeitig eine etwas einseitige Sicht, weil es immer Kulturen geben wird, die uns fremd bleiben, ganz abgesehen davon, dass auch die Begegnung mit anderen Kulturen kein Garant dafür ist, dass sie einem vertraut werden, weil man oftmals in eigenen Stereotypen verharret. Simon fragt sich daher zu Recht, „ob sich mit der Verschränkung der Wahrnehmungshorizonte wirklich die beiden besagten Kategorien erübrigen“ (S. 14).

Die Ausgewogenheit zeigt sich unter anderem auch in Simons Umgang mit der Fachgeschichte. Er hält sie für wichtig, weil man daraus lernen könne, „wie eng wissenschaftliches Arbeiten immer von den gesellschaftspolitischen Umständen abhängig ist“, weswegen die beliebte Vorstellung, „dass wir heute sehr viel weiter sind als unsere wissenschaftlichen Vorväter und -mütter“ gleichfalls „auf den Seziertisch einer selbstreflexiven Alltagskulturforschung“ gehöre (S. 30). Das Beispiel macht deutlich, dass Simon bei aller „Liebe zum Gegenstand“ eine kritische Distanz gegenüber dem Fach bewahrt.

Insgesamt betrachtet ist seine Einführung wärmstens zu empfehlen. Man merkt, dass er aus dem Vollen schöpft, denn der Autor hatte von 2000 bis 2022 die Professur für Kulturanthropologie/Volkskunde an der JGU in Mainz inne. Liest man das Buch, erhält man einen sehr guten Einblick in das Fach und seine Arbeitsfelder. Es ist allgemeinverständlich verfasst, bietet eine Fülle anschaulicher Beispiele und wahrt eine ausgewogen-kritische Einstellung gegenüber den Themen, mit denen er sich befasst.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.15>

**Gunther Hirschfelder/Lars Winterberg/René John/Jana Rückert-John/
Corinna Schirmer (Hrsg.)**

Fleischwissen. Zur Verdinglichung des Lebendigen in globalisierten Märkten.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2024, 519 S. (Umwelt und Gesellschaft, 29).
ISBN 978-3-525-30253-8.

Fleisch nahm stets eine wesentliche Rolle in der menschlichen Ernährung ein. Mit der Produktion und dem Konsum von Fleisch veränderte sich menschliches (Zusammen-)Leben, zugleich sind Umgangsweisen mit Tier und Fleisch immer auch Indikatoren für gesellschaftliche Werte, Normen und Zusammenhänge. Der hier zu rezensierende Sammelband „Fleischwissen. Zur Verdinglichung des Lebendigen in globalisierten Märkten“ widmet sich eben jenen vielfältigen kulturellen Aushandlungsprozessen um Fleisch und seine Produktionslogiken. Basierend auf dem BMBF-Verbundforschungsprojekt „Verdinglichung des Lebendigen: Fleisch als Kulturgut“ ist der Band in fünf inhaltliche Kategorien gegliedert, die unterschiedliche Perspektiven auf die historische Entwicklung, gegenwärtige Diskurse sowie zukünftige Blickwinkel auf den Themenkomplex Fleisch eröffnen.

Der erste Teil des Bandes fokussiert die kulturhistorische Entwicklung der Fleischproduktion und des Fleischkonsums. Einleitend arbeitet *Gunther Hirschfelder* den Wandel vom „Wohlstandssymbol zur Krisenmetapher“ (S. 16) heraus und schafft damit den kontextuellen Rahmen für die nachfolgenden Beiträge. Daran anschließend skizziert *Uwe Spiekermann* anhand von zehn Thesen den Wertewandel im Umgang mit Fleisch im 19. und 20. Jahrhundert. *Ernst Langthaler* plädiert in seiner Analyse der Zusammenhänge zwischen Fleisch und Kapitalismus für eine Neubewertung unseres Erdzeitalters als „Kapitalozän“ – vielmehr denn als „Anthropozän“ –, um die „Schlüsselrolle des expandierenden Kapitalismus für die Gesellschaft-Umwelt-Beziehung“ (S. 84) hervorzuheben. *René John* erläutert anhand eines Exkurses in die Historie der Schlachthöfe die Invisibilisierung des Schlachtens – sowie daraus resultierende gesellschaftliche Entfremdungserfahrungen – nicht primär als Reaktion auf gesellschaftliche Sensibilitäten, sondern vielmehr als Effekt eines Rationalisierungsprozesses.

Den Blick auf gegenwärtige Diskurse richtet der zweite Teil des Bandes. Mit einem Fokus auf die „Materialitäten des Fleischwissens“ (S. 174) gewährt der Beitrag von *Lars Winterberg* (mit *Alexandra Regiert* und *Anna Häckel-König*) auf Basis einer eindrucksvollen ethnografischen Begleitung eines Wurfs Ferkel Einblicke in die meist verborgenen Dynamiken der Fleischindustrie. Basierend auf Winterbergs Feldnotizen reflektiert *Oliwia Murawska* aus posthumaner Perspektive das „Gestimmtsein“ von Schweinen; dieser Beitrag besticht nicht nur durch seine theoretischen „Suchbewegungen“ (S. 202), sondern auch durch seine exemplarische Umsetzung einer kollaborativen Forschungsstrategie. Aus Sicht der *Multispecies Studies*

plädiert *Michaela Fenske* für eine Sichtbarmachung der Schweine als mit „Agency versehene Lebewesen“ (S. 216), um eine detaillierte Analyse komplexer Wirtschaftsgemeinschaften zu ermöglichen.

Weiter geht es mit Einblicken in verschiedene Museums- und Ausstellungskontexte: *Corinna Schirmer* untersucht Kochbücher auf ihr Fleischwissen hin, *Moritz Jungbluth* berichtet aus regionalhistorischer Perspektive über den Fleischkonsum im Westerwald, während *Michael Schimek* anhand verschiedener Beispiele aus der Museumswelt (etwa Präsentationen von Metzgereien oder Durchführung von „Schlachtfesten“) argumentiert, dass Freilichtmuseen letztlich als „Mensch-Tier-Museen“ (S. 269) sowie als „Fleischwissens-Agenturen“ (S. 285) verstanden werden können.

Der vierte Bereich versammelt Beiträge zu politisierten Arbeits- und Alltagspraktiken: *Melanie Speck*, *Lynn Wagner*, *Lena Hennes* und *Xenia El Mourabit* analysieren die Bedeutung außerhäuslicher Verpflegung hinsichtlich nachhaltiger Transformationspotenziale im Ernährungssystem, und *Ina Bolinski* untersucht, wie neue analoge sowie digitale Umgangsformen mit Nutztieren das Verhältnis zwischen Mensch und Tier beeinflussen können. *Joshua Specht* analysiert am Beispiel der Arbeitsbedingungen in US-Schlachthöfen während der Covid-19-Pandemie Momente der Sichtbarwerdung unsichtbarer Formen der Ausbeutung. In ähnlicher Weise beleuchtet *Jana Stöxen* die Prekarität mobiler Beschäftigter aus Osteuropa.

Der Abschluss des Bandes richtet den Blick nach vorn: Er beschäftigt sich mit Alternativen zum herkömmlichen Fleischkonsum und schaut in die Zukunft der Ernährung. *Martin Winter* reflektiert über verschiedene Wissensformen rund um das Protein; *Birgit Beck* setzt sich kritisch mit dem „Sinn und Unsinn“ (S. 446) von Fleischersatzprodukten auseinander; abschließend untersuchen *Jana Rückert-John*, *Tonia Ruppenthal* sowie *Nils Schweers* anhand einer Online-Befragung, ob fleischfreie Ernährung eine Generationenfrage ist und welche Bedeutung dem sozialen Milieu dabei zukommt.

Allein der hier aus Platzgründen leider unvollständige Überblick zeigt: Der Sammelband ist reich gefüllt mit vielfältigen Beiträgen, welche unterschiedliche Zugänge, theoretische Rahmungen sowie thematische Schwerpunkte verfolgen. Die Struktur erscheint durchgehend logisch aufgebaut; trotz ihrer Diversität bauen die Beiträge sinnvoll aufeinander auf. Besonders hervorzuheben ist die Variabilität der Textarten: Neben klassischen wissenschaftlichen Beiträgen sind auch Expert:inneninterviews sowie Projektberichte integriert, was den Band um Perspektiven außerhalb rein universitärer Arbeitskontexte bereichert. Kleinere Wiederholungen einzelner Inhalte sind aufgrund gemeinsamer thematischer Grundzüge nachvollziehbar. Die Frage nach der Zukunft unserer Ernährung zählt zweifellos zu den drängenden Herausforderungen unserer Zeit. Dieser äußerst lesenswerte Band lie-

fert wertvolle Impulse für weiterführende Diskussionen und sollte daher dringend Beachtung finden.

Marie Scheffler, Vechta

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.16>

Inga Wilke

Muße als Strategie. Eine Kulturanalyse von Achtsamkeits- und Entschleunigungskursen. Münster/New York: Waxmann 2023, 270 S. (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 5; zgl. Freiburg, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-8309-4607-6.

The Trick Is to Keep Breathing

Der titelgebende Song der Band Garbage aus dem späten 20. Jahrhundert thematisiert melancholisch das fragile Gleichgewicht moderner Lebensführung und die Versprechen gegenwärtiger Selbstsorgepraktiken – und taucht in Inga Wilkes Ethnografie als deutschsprachiger Slogan in der Werbung für Freiburger Achtsamkeitskurse wieder auf. In den von Wilke ethnografisch begleiteten Mußekursen wird das Atmen im wörtlichen wie im übertragenen Sinne zum Symbol einer Suche nach Entlastung von den Zumutungen der Gegenwart. Ihre 2023 erschienene Dissertation eröffnet damit einen Blick auf jene kleinen Fluchten und tastenden Versuche, die den Alltag zwischen Leistungsanforderungen und dem Wunsch nach einem ‚guten Leben‘ strukturieren.

Wilke verbindet einen dichten empirischen Zugriff mit einem klaren Plädoyer für eine alltags- und akteurszentrierte Perspektive darauf, wie Menschen in ihrer konkreten Lebenspraxis den Herausforderungen einer beschleunigten und leistungsorientierten Gesellschaft begegnen. Damit schließt sie an aktuelle Debatten in der Empirischen Kulturwissenschaft an und liefert einen wichtigen Beitrag zu einer differenzierten ethnografischen Analyse der Zumutungen der Gegenwart.

Die Arbeit widmet sich den Praktiken von Menschen, die im Rahmen sogenannter Mußekurse nach Entlastung von den Anforderungen eines durch Leistung und Selbstoptimierung geprägten Alltags suchen. Im Zentrum stehen ethnografische Beobachtungen in Kursen und Workshops, die Achtsamkeit, Entschleunigung und alternative Formen der Lebensgestaltung vermitteln. Wilke untersucht dabei, wie Teilnehmende diese Angebote nutzen, um eigene Handlungsspielräume auszuloten und den Herausforderungen des Leistungsprinzips zu begegnen.

Die Arbeit folgt einem klar strukturierten Aufbau: Nach der Einführung und theoretischen Verortung des Mußebegriffs werden die empirischen Analysen entlang zentraler Themenfelder entfaltet. Dazu gehören Fragen nach der sozialen Verfügbarkeit von Muße, den biografischen Voraussetzungen für den Zugang zu entspre-

chenden Kursen und der performativen Einübung von Mußepraktiken im Alltag. Besonders hervorzuheben ist Wilkes Fokus auf das Lernen: Muße erscheint nicht als selbstverständlich verfügbare Ressource, sondern als Kompetenz, die in spezifischen sozialen Kontexten aktiv erworben und kultiviert wird. Dabei bleibt die Frage präsent, in welchem Verhältnis diese alltagspraktischen Aneignungen von Muße zu den größeren gesellschaftlichen Diskursen über Leistung und Selbstoptimierung stehen – eine Perspektive, die im weiteren Verlauf kritisch diskutiert wird.

Wilkes Arbeit überzeugt zudem durch die Auseinandersetzung mit theoretischen Zugängen zu Leistung, Selbstsorge und Subjektivierung. Hervorzuheben ist ihr differenzierter Umgang mit der Frage, inwieweit gegenwärtige Selbstsorgepraktiken – wie sie in den untersuchten Mußekursen zum Ausdruck kommen – als Reaktion auf die Anrufungen einer neoliberalen Gegenwart zu verstehen sind. Die Autorin plädiert überzeugend für eine ethnografische, akteurszentrierte Perspektive jenseits der vielfach – etwa von Bröckling – analysierten ‚Zurichtungsperspektive‘ auf Subjektivierungsphänomene. Dabei rekurriert sie mit Gewinn auf Eberhard Wolffs Kritik am ‚Skandaltypus‘ als analytischer Figur, die zu vorschnellen kulturkritischen Lesarten gegenwärtiger Subjektivierungsformen verleiten kann.

Einen lohnenden Vergleich eröffnet die Arbeit auch im Hinblick auf frühere kulturanthropologische Analysen von Kursformaten, wie sie etwa Elisabeth Timm in ihrer Ethnografie zu Benimmkursen (Ausgrenzung mit Stil, 2001) vorgelegt hat. Während Timm die Funktion solcher Kurse präzise als Orte der sozialen Distinktion und Normsetzung herausarbeitet, zeigt Wilke, wie in Mußekursen gesellschaftliche Anforderungen nicht nur reproduziert, sondern auch infrage gestellt und individuell umgedeutet werden. Beide Arbeiten verdeutlichen, dass Kurse als kulturelle Formate zentrale Räume der Aushandlung gesellschaftlicher Werte, Normen und Lebensstile bilden – sei es im affirmativen Sinne oder im tastenden Entwurf von Alternativen.

Ich frage mich – ohne die überzeugende ethnografische Leistung der Arbeit minimieren zu wollen –, ob der konsequent verfolgte alltagspraktische Zugriff nicht um eine vertiefte Diskussion hätte ergänzt werden können. Etwa darüber, wie sich diskursive Anrufungen und individuelle Taktiken in den beobachteten Kontexten konkret verschränken. Hier hätte eine stärkere Auseinandersetzung mit praxistheoretischen Überlegungen oder ein expliziter Bezug auf de Certeaus Konzept der ‚Taktiken‘ – statt der von Wilke als titelgebend verwendeten ‚Strategien‘ – das theoretische Profil der Arbeit weiter geschärft. Vielleicht hätte hierfür eine noch engere Orientierung an Markus Tauscheks differenzierten Auseinandersetzungen mit den Ambivalenzen von Muße im Kontext neoliberaler Selbstoptimierung weitere Pfade eröffnen können – auch wenn dies möglicherweise ein Abgrenzungsproblem zu seinen Arbeiten mit sich gebracht hätte. Die Prägung des Freiburger ‚Muße‘-SFB ist in Wilkes Buch jedenfalls deutlich zu spüren. Teilweise erschien mir die Verwendung des in der Dissertation selbst als konzeptuell wie phänomenbezogen eher unklar bezeichneten

Begriffs ‚Muße‘ unnötig. Schwingt doch tendenziell der klassenspezifische und alt-modisch-bürgerliche Charakter des Begriffs immer mit – wie von Wilke selbst auch gewinnbringend gegen Ende der Arbeit beim Thema „Muße als Privileg“ noch einmal hervorgearbeitet wird. Ich habe mich gefragt, ob die Arbeit mit der Verwendung emischer und gegenwartsnäherer Begriffe wie ‚Achtsamkeit‘ oder ‚Auszeit‘ wirklich Verluste gemacht hätte.

Auch die Verwendung des Begriffs der ‚Gegenwartsdiagnose‘ wirft Fragen auf. Während Wilke sich explizit auf die soziologische Konzeption von Alkemeyer et al. bezieht, bleibt unklar, ob die in den Mußekursen beobachteten alltagspraktischen Aushandlungen tatsächlich die gesellschaftliche Reichweite und Wirkmächtigkeit entfalten, die Alkemeyer und Kolleg:innen mit diesem Begriff verbinden. Hier wäre es lohnenswert gewesen, die Spannungen zwischen mikrosozialen Praktiken und makrosozialen Diskursen stärker zu reflektieren und weiterzuverfolgen. Gerade in einer ersten ethnografischen Sichtbarmachung dieser Verschränkungen liegt aber gleichsam eine der zentralen Leistungen dieser Dissertation.

Besonders hervorzuheben ist Wilkes feines Gespür für die alltäglichen Dimensionen von Lern- und Übungsprozessen. Muße erscheint in ihrer Analyse nicht als statische Ressource, sondern als ein kulturelles Können, das in spezifischen sozialen Kontexten erst erlernt, erprobt und situativ hervorgebracht wird. Dieser Zugang öffnet den Blick dafür, Muße nicht nur als Gegenbegriff zu Leistung zu denken, sondern als eine eigenständige Praxis, die neue Handlungs- und Deutungsräume erschließen kann.

Hervorzuheben sind zudem die im Schlussteil der Arbeit aufgeworfenen Anschlussfragen, die zentrale Themen wie die Rolle emotionaler Ökonomien im Kontext von Selbstsorgepraktiken in den Blick nehmen. Diese Überlegungen eröffnen aus meiner Sicht theoretische Perspektiven, die das Potenzial haben, in der Arbeit bereits angelegte Diskurse weiterzuführen. Ein vertiefender Blick in Richtung der Kapitalismus-Soziologie, wie ihn Eva Illouz mit ihrer Analyse affektiver Bindungen im neoliberalen Kontext vorschlägt und Wilke im Ausblick der Arbeit aufgreift, erscheint hier als sinnvoller Impuls. Fast – aber nur fast – bleibt man ein wenig traurig zurück, weil die möglichen analytischen Anschlüsse im Ausblick so klar aufgezeigt werden, dass man sich doch kurz fragt, warum sie nicht in der Arbeit selbst verfolgt wurden.

Bei allen offengebliebenen Perspektiven legt die Autorin eine differenzierte ethnografische Analyse der Zumutungen der Gegenwart vor, die das Phänomen der Mußekurse ausleuchtet und Impulse für weiterführende Diskussionen in der Empirischen Kulturwissenschaft setzt. Ich nehme aus der Lektüre vor allem mit, dass es die leisen, tastenden Versuche sind, in denen sich die großen Fragen nach dem ‚guten Leben‘ immer wieder neu verhandeln – *the trick is to keep breathing*.

Maren Heibges, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.17>

Patrick Wielowiejski**Rechtspopulismus und Homosexualität.** Eine Ethnografie der Feindschaft.

Frankfurt am Main: Campus 2024, 398 S. (Politik der Geschlechterverhältnisse, 65; zgl. Berlin, Univ., Diss., 2023). ISBN 978-3-593-51960-9.

Feinde, Freunde, tolerierte Mitläufer oder ein nutzvolles Instrument im politischen Kampf – welchen Platz nehmen Homosexuelle im politischen Imaginären der AfD ein? Anhand der *multi-sited ethnography*, die den Mitgliedern der Interessengruppierung Alternative Homosexuelle (AH0) innerhalb der AfD folgt, und der Analyse eines großen Korpus an rechten Medien geht Patrick Wielowiejski dieser Frage nach. Seine Analyse zeigt, dass das Bekenntnis zur Aufrechterhaltung der heteronormativen Familie, zum Genderessentialismus und zum anti-muslimischen Rassismus es Homosexuellen ermöglicht, sich von Feinden zu Freunden der Rechtsaußenpartei zu reklassifizieren. Dennoch bleibt diese Beziehung aufgrund der widersprüchlichen Natur der rechtspopulistischen Imagination äußerst instabil.

Der erste Teil des Buches verortet das Werk in der Anthropologie des Politischen und reflektiert die Spannung zwischen ethnografischer Empathie und politischem Antagonismus in rechten Feldern. Wielowiejski analysiert das politische Imaginäre der äußersten Rechten als Figuration, in der die von ihm untersuchten homosexuellen Akteure versuchen, sich als Freunde der AfD zu positionieren, indem sie sich von Figuren wie „den Linken“ oder „dem Islam“ als Feinde abgrenzen. Besonders überzeugend ist Wielowiejskis reflexive Herangehensweise an die eigene Verstrickung in die Schmitt'sche Freund-Feind-Logik seines Feldes. Sein an Chantal Mouffe angelehnter Ansatz des „strategischen Agonismus“ ermöglicht es ihm, seine antifaschistische Positionierung zu wahren, ohne die notwendige ethnografische Nähe zu gefährden. Der Ansatz setzt voraus, dass der/die Forschende und die Forschungsteilnehmenden sich gegenseitig als „legitime Antagonisten“ anerkennen, was jedoch nicht in jedem Feld möglich ist.

Der im Vorfeld ausgeführte theoretische Zugang fundiert eine präzise Analyse der Integrationsstrategien für Homosexuelle im Imaginären der AfD. Wielowiejski zeigt, dass die AfD mit einer spezifischen Definition von Homophobie operiert, die ausschließlich physische Gewalt gegen Homosexuelle umfasst. Dies erlaubt der AfD, Homophobie auf „echte Rechtsextreme“ (historische Nationalsozialisten und gegenwärtige NPD) zu externalisieren und sich selbst ex negativo als „Nicht-Feinde“ der Homosexuellen zu positionieren (S. 216). Weiterhin identifiziert Wielowiejski zwei ethische Strategien, derer sich die „guten Homosexuellen“ in der AfD bedienen, um toleriert zu werden: einerseits die „Ethik der homonormativen Gleichheit“, die durch „normales“ Verhalten, insbesondere Diskretion, gleiche Rechte (wie die Ehe für Alle und Adoptionsrecht) anstrebt; andererseits die „Ethik der heteronormativen Differenz“, die die „Abnormalität“ der Homosexuellen akzeptiert und daher auf Gleichheitsansprüche verzichtet. Der von Wielowiejski gewählte ethische Ansatz gehört zu

den besonderen Stärken des Buches. Wie der Autor selbst betont, ermöglicht diese Herangehensweise im Kontrast zu einem ideologiekritischen oder psychoanalytischen Ansatz, die Praktiken der AHO zu analysieren, ohne den Akteuren „Selbsthass“ oder „falsches Bewusstsein“ zu unterstellen (S. 174).

Im letzten Kapitel des zweiten Teils untersucht Wielowiejski, wie die AfD und die AHO die Figur „des Islams“ als gemeinsamen Feind konstruieren, damit Homosexuelle zu Freunden der Partei werden können. Obwohl der antimuslimische Rassismus als ideologischer „Zement“ fungiert, der heterogene Akteur_innen innerhalb und jenseits der AfD verbindet, verdeutlicht Wielowiejskis tiefgreifende Analyse, dass die AHO trotz ihrer Appelle an ethnosexistischen Alltagsverstand unter AfD-Wähler_innen bedeutende Skepsis aufgrund ihrer „bunten“ Symbolik erntet. Eine Schwäche des Kapitels ist die unzureichende Darstellung, inwieweit antimuslimischer Rassismus tatsächlich im Alltagsverstand homosexueller AfD-Mitglieder verankert ist und welche Rolle er im Prozess kollektiver politischer Subjektivierung der AHO-Mitglieder tatsächlich spielt. Wielowiejski stützt sich primär auf die Aussagen eines heterosexuellen organischen Intellektuellen aus der AfD, ohne die Perspektiven homosexueller AHO-Mitglieder systematisch einzubinden.

Im dritten Teil untersucht Wielowiejski drei weitere Figurationsstrategien, mit denen die AHO versucht, die Assoziation zwischen Homosexuellen und linken/„Establishment“-Parteien zu brechen und die Äquivalenzkette mit der AfD zu etablieren: historische Homosexuelle in rechter Politik, Antigenderismus und populistische Provokation. Wielowiejski illustriert, dass AHOs Auseinandersetzung mit der Geschichte sowohl eine strategische als auch eine affektive Dimension hat, zwischen denen eine hohe Spannung besteht. Während die AHO versucht, eine „Patriotismuskampagne“ mit historischen Figuren wie Alexander von Humboldt zu veranstalten, illustrieren die in ethnografischen Vignetten abgebildeten intimen Gespräche ihre Faszination für die maskulinistischen Strömungen der Weimarer Republik und die Homosexuellen in den Reihen der SA. Besonders aufschlussreich in Wielowiejskis tiefgreifender Analyse des Antigenderismus ist die Feststellung der Diskrepanz zwischen aggressiver antigenderistischer Rhetorik und mangelnden praktischen Wissensbeständen darüber, was Gender und Genderpolitik eigentlich bedeuten. Gender als leerer Signifikant ermöglicht eine populistische Figurierung „der Linken“ als Befürworter der vermeintlichen Auflösung der Identität. Im Kontrast dazu können „in ihrer Männlichkeit gefestigte“ (in Björn Höckes Worten) antigenderistische rechte schwule cis-Männer ins rechtspopulistische „Wir“ aufgenommen werden, während queere Personen ausgeschlossen werden und Frauen und Lesben unsichtbar bleiben (S. 315).

Kritisch lässt sich anfügen, dass obwohl die „Figurierung der Linken“ alle Kapitel durchzieht, eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen den AHO-Mitgliedern und dieser Figur fehlt. Das Verhältnis zwischen den AHO-Mitglie-

dern und linken, insbesondere homosexuellen Aktivist_innen bleibt weitgehend unerforscht. Obwohl „die Linken“ und insbesondere die etablierte LGBTQ+-Bewegung kontinuierlich als Abgrenzungsfolie und konstitutives Außen im politischen Imaginären der AHO fungieren, erfolgt keine systematische Auseinandersetzung mit dieser relationalen Dynamik.

Dennoch ist das vorgelegte Werk von Patrick Wielowiejski ein sehr gelungenes Beispiel für eine engagierte Ethnografie, die auch den Leser_innen außerhalb der Disziplin zu empfehlen ist. Das Buch arbeitet detailliert die widersprüchlichen Mechanismen heraus, durch die rechtspopulistische Bewegungen versuchen, Homosexuelle zu integrieren, und bietet zugleich wichtige methodologische Reflexionen für die Feldforschung in politisch antagonistischen Feldern.

Roman Olshevskiy, Mainz

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.18>

Ruzana Liburkina

The Visible Hands That Feed. Responsibility and Growth in the Food Sector.

Lincoln: University of Nebraska Press 2023, 240 S. (zgl. Berlin, Univ., Diss., 2020).

ISBN 978-1-4962-3029-4.

Das Sprichwort „Don't bite the hand that feeds you“ („Beiße nicht die Hand, die dich füttert“) kann einerseits als Ausdruck von Dankbarkeit gelesen werden, ist aber andererseits ein Hinweis auf Unterwerfung und Abhängigkeit. Angelehnt an dieses Bild möchte Ruzana Liburkina in ihrem Buch beides verbinden: die Anerkennung für die Arbeit im Lebensmittelsektor – für diejenigen, die Lebensmittel anbauen, produzieren, transportieren und servieren – und eine kritische Analyse der Machtverhältnisse. Insbesondere geht es ihr darum, diejenigen sichtbar zu machen, die zwischen den beiden Enden der Lebensmittelketten, von der Bäuer:in bis zum Kellner, tätig sind.

Dies geschieht in neun Kapiteln auf der Grundlage ethnografischer Feldforschung entlang zweier Versorgungsketten (*foodchains*): einer für Brot und einer für Reis. Die Brotkette ist kurz, lokal und alternativ, verortet innerhalb Deutschlands. Die Reiskette ist großbetrieblich und konventionell, beginnt in Uruguay und ist transatlantisch organisiert. Liburkina beschreibt beide Ketten als durchschnittlich: Sie möchte lieber die Regel statt der Ausnahme zeigen und somit die alltäglichen Logiken und Praktiken sichtbar machen. In beiden Ketten untersucht sie vier pseudonymisierte Akteur:innen bzw. Betriebe: Zur Reiskette gehören beispielsweise der internationale Großhändler „Xefood“ oder der uruguayische Reisproduzent „Fortos“ und zur Brotkette die Großbäckerei „Regiback“ oder „Naturdörfchen“, ein Öko-Landwirtschaftsbetrieb. So unterschiedlich die Ketten auf den ersten Blick sein mögen, geht es Liburkina nicht um eine binäre Gegenüberstellung, vielmehr sollte der Fokus

auf Kontingenzen, Widersprüchen und Ambivalenzen liegen. Es gibt kein systematisches Vergleichen, sondern ein „Hopping from site to site“ (S. 13), das im Sinne eines „Dialogs“ (S. 26) zwischen den Beobachtungen funktioniert.

Das *mixed-methods*- und *multi-sited*-Forschungsdesign umfasst teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtungen sowie 56 leitfadengestützte Interviews mit Arbeitenden und Expert:innen aus dem Lebensmittelsektor in und um insgesamt acht Lebensmittelbetriebe. In den zwei Jahren ihrer Feldforschung – in Deutschland und in Uruguay – ist Liburkina sehr tief in die Materie eingetaucht: Sie unterstützte Menschen bei unterschiedlichen beruflichen Tätigkeiten, spricht von Freundschaften und Konflikten, denen sie beiwohnte, und lernte viel über die praktischen Abläufe der Lebensmittelproduktion und -zubereitung. Theoretisch stützt sie sich dabei hauptsächlich auf praxeologische Ansätze (Schatzki, Reckwitz, Mol).

Die neun Kapitel sind in vier Teile gegliedert: Neben Einleitung und Schlusskapitel fokussieren zwei Hauptblöcke die Themen Verantwortung (*Responsibility*) und Wachstum (*Growth*). In jeweils drei diesen Aspekten zugeordneten Kapiteln werden sie schauplatzübergreifend behandelt. In Kapitel 3 (*The Sway of Demand in the Afterlife of Consumption*) argumentiert Liburkina, dass Nachhaltigkeitsappelle an Konsument:innen zu kurz greifen, da Nachfrage ein soziales Konstrukt und keine natürliche Gegebenheit sei, welche von Unternehmen aktiv produziert werde. In Kapitel 4 (*The Inconsistencies of Audit Culture in the Food Sector*) widmet sie sich der sogenannten *Audit-Culture* (Kontroll-Kultur), die sich in Praktiken wie akribischem Temperaturmessen oder lückenloser Dokumentation zeigt. Dass *Audit-Culture* häufig zum Selbstzweck verkommt, zeigt das Beispiel einer „Xefood“-Mitarbeiterin, die berichtet, sie habe für zwei Wochen aufgehört, Excel-Dokumente auszufüllen: „As expected, no one even noticed“ – niemand hat es bemerkt (S. 72). In Kapitel 5 (*Perseverant Partial Responsibilities for Others*) werden Formen geteilter Verantwortung gezeigt: etwa Kooperationen mit Forschung und Staat in der Reiskette oder Beziehungsarbeit und Wissensaustausch in der Brotkette.

Im *Growth*-Themenblock wird in Kapitel 6 (*Strategic Scalability of Social Connectedness*) gezeigt, dass soziale Verbundenheit auch bei größeren Unternehmen in der Reiskette strategisch genutzt und ökonomisiert wird, aber auch Wandel fördern kann. Kapitel 7 (*Embracing and Rejecting the Vision of Growth in Practice*) beschreibt, wie die Akteur:innen Wachstum als situative Praxis erleben, die im Alltag verhandelt wird. Kapitel 8 (*How Compromises Compromise Totalizing Visions*) ist ein Plädoyer für die produktive Bedeutung von Kompromissen: Transformation geschehe oft nicht durch konsequente Reinheit, sondern durch Ambivalenz, Hybridität und widersprüchliche Praktiken.

Das Buch folgt keiner linearen Darstellung der beiden Ketten, sondern rückt den Alltag der Mitarbeitenden sowie deren Umgang mit den übergeordneten Themen Verantwortung und Wachstum ins Zentrum. Die Sprache ist dicht und die Struktur

anspruchsvoll, was teilweise etwas zulasten der Zugänglichkeit geht. Besonders reflektiert wird die Rolle der Ethnografin und der Ethnografie selbst: Die Ethnografin kann nicht nur Abläufe sichtbar machen, sondern auch die Stabilisierungseffekte, die ökonomische Ordnungen als alternativlos erscheinen lassen (S. 12). Ethnografie wird dabei verstanden als Akt der Diplomatie, die Wissen zwischen unterschiedlichen sozialen Welten vermitteln kann (S. 179). Eine kritische Haltung gegenüber den hegemonialen Marktlogiken scheint zwar durch, Liburkina bleibt aber politisch zurückhaltend. Diese bewusste Zurückhaltung normativer Urteile erlaubt zwar differenzierte Einblicke, bleibt aber auch dort undeutlich, wo eine politische Positionierung vielleicht wünschenswert wäre, zum Beispiel hinsichtlich der Frage, wie die Verantwortung in globalen Ernährungssystemen gerechter verteilt werden könnte.

Laila Gutknecht, Zürich

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.19>

Raphael Reichel

Männerparadies. Deutsche Rentner in Thailand zwischen Nostalgie und Stigma. Bielefeld: Transcript 2024, 314 S. (Kultur und soziale Praxis; zgl. Tübingen, Univ., Diss., 2023). ISBN 978-3-8376-7232-9.

Ruhesitzmigration deutscher Männer nach Thailand erfreut sich steigender Beliebtheit. Warum entscheiden sich deutsche Rentner dafür? An dieser Stelle setzt Raphael Reichels Dissertation an. Sein Interesse gilt den Motivationen, biographischen Hintergründen, Erwartungen, in Thailand gelebten Alltagen, der Rolle von sexuellen Beziehungen sowie Diskursen im Feld. Während sich die Studie damit im Forschungsfeld der Migration, speziell der transnationalen Ruhesitzmigration, einordnen lässt, werden vor allem Verbindungen zur Männlichkeitsforschung im Laufe der Analyse sichtbar.

Reichel möchte einen kritischen Beitrag zu einem moralisch aufgeladenen und von oberflächlichen Erklärungsmustern gekennzeichneten Feld leisten, was ihn vor Herausforderungen in Form von *empathy walls* (S. 27–33) und „Grenzen persönlicher Überzeugung“ (S. 33) stellt. Die empirische Basis bilden 24 Interviews, informelle Gespräche und teilnehmende Beobachtungen, die bei zwei Feldforschungsaufenthalten in den Jahren 2016 und 2017 entstanden. Ergänzt wird das Material durch eine Medienanalyse, bei der v. a. auf Erzeugnisse zurückgegriffen wurde, die im Untersuchungsfeld auf Resonanz stießen.

Nach kurzen Einführungen zeigt Reichel die Entwicklung des thailändischen Tourismus auf. Er weist darauf hin, dass sexuell motivierte Thailand-Besuche in den sogenannten *Rest & Recuperation*-Aufenthalten der US Army während des Vietnamkrieges in den 1960er-Jahren ihren Ursprung hatten und wie sich die heute

speziell in Pattaya vorhandene Infrastruktur der Sexindustrie entwickelte. Danach folgt die eigentliche Analyse. Unter „Paradies und Alltag“ spürt Reichel dem Grund der ersten Reise nach Thailand über den Entschluss zur Migration bis hin zur Etablierung neuer Alltage nach. Schwellenereignisse wie Rente oder Krankheit waren meist Auslöser für den initialen Besuch, der Prozess bis zur Migration verlief individuell unterschiedlich. In der Organisation des Alltags findet Reichel Varianten, die sich weitgehend „jenseits der gängigen Klischees von Feinripp-Unterhemd und Bierbauch“ (S. 63) abspielen. Unterschiede reichen von festen Strukturen wie in Deutschland über Strukturen des Urlaubs bis hin zu vollkommener Strukturlosigkeit. Aushandlungen des „Paradieses“ finden später vor allem über die finanzielle Situation und intime Beziehungen statt, die nicht selten miteinander verwoben sind. Im Diskurs werden gerade die Beziehungen älterer Männer mit jungen Thailänderinnen thematisiert, was nicht ohne Auswirkungen auf die Rentner bleibt. Im Kapitel „Stigma und Rechtfertigung“ untersucht Reichel mit Erving Goffmans Stigma-Theorie die Wahrnehmung seines Feldes als *sexpats*, nachdem sich zeigte, dass „Stigma-Diskurse und entsprechende Rechtfertigungsnarrative in der Community verhandelt wurden“ (S. 111). Er bescheinigt ein umfassendes Stigma-Management, das sich weniger im Negieren der Existenz des Phänomens als in der individuellen Abgrenzung oder der Umwälzung auf andere zeigt. Dabei betrifft die Rechtfertigung sowohl die Rentner selbst als auch ihre Partnerinnen, die sie narrativ mit Sexarbeiterinnen kontrastieren. In den Äußerungen über (potenzielle) Beziehungen mit Thai-Frauen spiegelt sich auch die Vorstellung von Rollenbildern wider, wie der Autor im finalen Analysekapitel „Nostalgie und Männlichkeit“ darstellt. Thailand bildet in den Augen der Rentner eine traditionelle, aber sexuell offene Kontrastfolie zu einem von gesellschaftlicher Diversifizierung und Feminismus geprägten Deutschland, was zu „patriarchale[r] Nostalgie“ (S. 171–174) führt und sich im „Doing Dominance“ (S. 206–210) manifestiert. Die thailändischen Partnerinnen sind bereit, die ihnen zugewiesene Rolle auszuführen, um ökonomische Bedürfnisse zu stillen, was einem Vertrag gleichkommt. Fällt ein Teil des Deals weg, z. B. durch Krankheit des Mannes, führt dies zur Kündigung, sodass am Ende des Lebens in Thailand nicht selten die Einsamkeit steht.

„Männerparadies“ ist ausgesprochen gut lesbar und gewährt tiefe Einblicke in klischeebehaftete Lebensentwürfe, die bisher verwehrt waren. Reichels Dissertation macht die individuellen Aushandlungen der betrachteten Rentner in zahlreichen Interviewausschnitten sichtbar, was wertvolle Erkenntnisse generiert. Stehen die Äußerungen des untersuchten Feldes merkbar in Kontrast zu den Idealen des Autors, bedarf es umso mehr Durchhaltevermögen, was eine gesonderte Würdigung verdient.

Mit Blick auf ein größeres Lesepublikum zwar nachvollziehbar, aus wissenschaftlicher Perspektive jedoch störend, ist die Darlegung des Forschungsdesigns im Anhang. Die Fragestellungen sind in den einleitenden Kapiteln zwar knapp, aber

eben verkürzt dargestellt. Erst im Anhang wird ersichtlich, dass das übergeordnete Erkenntnisinteresse in der Rolle von Paarbeziehungen lag und der häufige Fokus darauf nicht an einer gescheiterten Auslotung von Nähe und Distanz. Bezüglich des Forschungsdesigns merkt Reichel selbstkritisch an, dass sein Aufenthaltsort während der Feldforschung in Bangkok war. Fraglich ist, ob „Deutsche Rentner in Pattaya“ nicht die bessere Wahl für den Untertitel gewesen wäre. Reichel führte zwar vereinzelte Interviews in Bangkok, beschränkt sich in der Beschreibung der örtlichen Strukturen jedoch ausschließlich auf den *sexscape* Pattaya. Möglicherweise sind die Ergebnisse auch mit einer örtlichen Spezifik verknüpft.

Insgesamt ist das Buch absolut lesenswert, und Reichel gelingt es in weiten Teilen hervorragend, die eingangs thematisierte Herausforderung von Nähe und Distanz in einem von Klischees und Vorurteilen durchdrungenen Feld nicht nur anzunehmen, sondern zu meistern.

Monika Bäuerlein, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.20>

Chiara Bortolotto

Will Heritage Save Us? Cambridge Elements in Critical Heritage Studies.

Cambridge: Cambridge University Press 2025, 71 S. ISBN 978-1-009-50910-7.

Die „Cambridge Elements in Critical Heritage Studies“ bieten Wissenschaftler*innen Gelegenheit, in konzisen, die Länge eines ausführlichen Artikels wenig überschreitenden Büchern aktuelle, anspruchsvolle Arbeiten zu veröffentlichen. Damit soll verdeutlicht werden – so der Serienklappentext –, von welcher akuten Relevanz es ist, den heutigen Gebrauch von *Heritage* im Gestalten von Zukunft kritisch zu analysieren und zu verstehen. Chiara Bortolottos Beitrag mit dem provokanten Titel „Wird Heritage uns retten?“ wird diesem Ziel mehr als gerecht. Bortolotto hat seit 2021 einen UNESCO-Lehrstuhl für Immaterielles Kulturerbe und Nachhaltige Entwicklung an der Université CY Cergy Paris inne. Der Langzeitfokus ihrer Forschung ist ‚das soziale Leben‘ der UNESCO-Konvention für das Immaterielle Kulturerbe (ICH im gebräuchlichen englischen Akronym), was sie aus verschiedenen Positionen seit gut zwei Jahrzehnten ethnografisch begleitet und wozu sie in verschiedensten internationalen Fachorganen publiziert hat. Um die „Werte zu verstehen, die die Normen des Kulturerbe-Schutzes untermauern und um die ständige Evolution des Kulturerbefeldes“ zu verfolgen (S. 5, meine Übersetzung hier und in folgenden Zitaten), hat sie die regierenden Gremien der Konvention ebenso wie die Generalversammlung der Mitgliedstaaten der ICH-Konvention, das zwischenstaatliche Komitee für die Sicherung („safeguarding“) von ICH und verschiedene Expert*innentreffen auf der ganzen Welt teilnehmend beobachtet. Zudem war und ist sie „selbst aktiv im Apparat“ (S. 6),

den sie untersucht. Gleich vielen anderen Forschenden im Feld der sogenannten *Critical Heritage Studies* geht sie damit auf die forschungspraktischen Dilemmata ein, die zwischen einer engagierten und distanzierten Haltung liegen (wozu Bortolotto anderweitig bereits publiziert hat); durch die Multipositionalität gewinnt sie aber auch Einblicke, die ihre vorliegende Argumentation sehr gut tragen.

Im Gegensatz zu der auf absolute, universell anwendbare Charakteristika angelegten 1972er Konvention zum Schutz des Welterbes ist die 2003er ICH-Konvention relativistisch und partikularistisch konzipiert. Darin, so Bortolotto, liegt die Chance für diese Konvention, als Triebkraft des Wandels wahrgenommen und genutzt zu werden. Der Fokus liegt auf der zunehmenden Verquickung der globalen ICH-Initiative mit dem ebenso globalen Anliegen nachhaltiger Entwicklung (im Text mit SD für *sustainable development* gekennzeichnet). Wiewohl Kulturerbe dem Wortsinn nach eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart anstrebt, ist gerade das immaterielle Kulturerbe auch geeignet, für eine sich verbessernde Zukunft eingesetzt zu werden. Bortolottos empirischer Fundus, bestehend aus Feldbeobachtungen, Dokumentenanalysen sowie formellen und informellen Gesprächen mit Akteur*innen verantwortlich für die Umsetzung der Konvention, Repräsentant*innen verschiedener Staaten ebenso wie Akteur*innen für verschiedenste geglückte und nicht geglückte ICH-Nominierungen, erlaubt es ihr zu zeigen, wie die ICH-Konvention ab 2008 die *Operational Directives* sprachlich zunehmend veränderte: „[S]eit 2010 hat sich die Repräsentation von ICH und dessen sozialer Rolle verschoben von ‚fragiler‘, zu schützender kultureller Ausdrucksform zu einer ‚Ressource‘ für SD“ (S. 14) – und damit zu einer Säule für die Verbesserung einer Welt in multiplen Krisen.

Die konstanten Änderungen der ICH-Konvention haben sie, so zeigt das zweite Kapitel, flexibilisiert in Richtung Einsetzbarkeit für eine sowohl praktische wie symbolische Stärkung nachhaltiger Zukunftsziele. Es wird gezeigt, wie die Nominierungsformulare – gestützt durch beratende Akteur*innen aus Bürokratie und Wissenschaft – Bürger*innen mit Werten und Vokabular ausstatten, die das Denken von Tradition in Richtung notwendiger sozialer und ökologischer Zukunftsgestaltung verschieben sollen (und damit zu unserer „Rettung“ beitragen). Im dritten Kapitel wird anhand zweier aussagekräftiger Beispiele gezeigt, wie Akteur*innen, die für ihr Interessenfeld – hier Lawinsenschutz und ein psychiatrisches Betreuungs- und Integrationsmodell – auf die ICH-Arena zugreifen, um sich dadurch Stärkung für nachhaltige *Policy* außerhalb des *Heritage*-Feldes für den entsprechenden Bereich zu holen. Bortolotto nennt eine Reihe weiterer tragender Beispiele von Nominierungen, die beispielsweise agrarische Praktiken als nachhaltige Wissensbestände für spezifische, klimatisch gefährdete Orte hervorheben oder zeremonielle und musikalische Praktiken als nachhaltig für den sozialen und identitätsstiftenden Zusammenhalt in Situationen von Flucht und Migration ernennen. Auch hier arbeiten also zukunfts-

gerichtete Inwertsetzungen immaterieller kultureller Ressourcen als Interventionen in von Krisen geschüttelten Kontexten. Gleichzeitig bietet Bortolotto aber im vierten Kapitel auch eine deutliche, wenn nicht Entzauberung, so doch Ernüchterung für *heritage believers* (ein Begriff von Christoph Brumann, als Kontrast zu *heritage agnostics*). Wiewohl manche Akteur*innen, die sich für ICH einsetzen, ihr Tun als eine Form der Resistenz gegen kapitalistische Marktwirtschaft betrachten, zeigt Bortolotto, dass für eine nachhaltige Zukunft mobilisiertes ICH auch in dieser Form der Inwertsetzung eine neue Form von Kapitalakkumulation darstellt (S. 53). Ebenfalls überzeugend dargestellt wird die disziplinierende Form der *audit culture*, der nicht nur für das ICH nominierende Bürger*innen unterworfen werden, sondern der sich auch die verschiedenen Instanzen im ganzen Kulturerbe-Apparat zu unterziehen haben: „Als eine spezialisierte *agency* der UN operiert die UNESCO innerhalb des etablierten Systems und ist nicht als unabhängige, radikale Aktivistin tätig“ (S. 54). Bortolotto zitiert verschiedene Kritiker, die verdeutlichen, dass die durch ICH hervorgehobene Resilienz nicht gleichzusetzen ist mit Revolution; Resilienz entpolitisiere Krisen und ebne den Weg zur „neoliberalen Adaption“ (ebd.). Dennoch: Bortolotto selbst bleibt trotz der Klarheit und Prägnanz ihrer Analyse eine *Heritage-Forscherin*, die in der ICH-Konvention gemeinsam mit vielen ihrer Gesprächspartner*innen dennoch einen Grund zur Hoffnung sehen möchte.

Für diejenigen, die mit den dichten Entwicklungen der internationalen *Heritage-Forschung* nicht Schritt gehalten haben, bietet Bortolottos Text zahlreiche Verweise zu relevanten Literaturen, etwa aus der sehr aktiven französischen Forschung, aber auch aus der Beforschung internationaler Organisationen, aus der Policy-Forschung und weiteren, für den *Heritage-Komplex* essenziellen Feldern. Wie andere Werke zu *Critical Heritage Studies* in dieser Reihe ist dieses Buch unbedingt zu empfehlen.

Regina F. Bendix, Göttingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.21>

Anja Schwanhäußer/Moritz Ege/Julian Schmitzberger (Hrsg.)

Mädchen*fantasien. Zur Politik und Poetik des Mädchenhaften. Münster/New York: Waxmann 2024, 276 S. (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 7). ISBN 978-3-8309-4860-5.

Funkelnde Glitzerbodys in schillernden Farben, Cowboystiefel, Schleifen und Freundschaftsarmbänder avancierten zwischen 2023 und 2024 zu markanten Symbolen der breit rezipierten „The Eras Tour“ von Taylor Swift; Greta Gerwigs „Barbie“ lockte etwa zeitgleich rund sechs Millionen Zuschauer*innen – oftmals in leuchtenden Pinktönen gekleidet – allein in deutsche Kinos; und aktuelle Social Media-

Trends wie „Girl Math“, „Girl Dinner“ oder „Girl Logic“ kokettieren – mal mehr, mal weniger ironisch – mit vermeintlich stereotyp ‚mädchenhaften‘ Attributen.

Die medial florierende „Girl Culture“ erscheint gleichwohl in ambivalentem Licht: Während sie einerseits primär in der weißen Mittelschicht wurzelt, weitgehend homogen anmutet, Geschlechterstereotype reproduziert und weibliche Identität kommerzialisiert, wohnt der feministischen Neubewertung des Mädchen*haften andererseits auch ein selbstermächtigendes Potenzial inne.

Jenes kaum auflösbare Spannungsfeld bildet den Ausgangspunkt des hier zu besprechenden, von *Anja Schwanhäuß*, *Moritz Ege* und *Julian Schmitzberger* herausgegebenen Sammelbandes, der aus der 7. Tagung der „Kommission Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung (KPUV)“ hervorgegangen ist. Die 15 Beiträge spüren der leitenden Fragestellung nach, wie kulturelle Figurierungen des Mädchen*seins in gesellschaftliche Konjunkturen verstrickt sind und wie sie diese prägen (S. 8). Wie Schwanhäuß und Ege in ihrer Einleitung pointieren, nimmt der Band nicht nur Mädchen*darstellungen, -diskurse, -lebenswelten oder performative Herstellungen von Geschlecht separat in den Blick, sondern sondiert vielmehr die Relationen und Wechselwirkungen zwischen ihnen (S. 12f.) – so zeigt sich, dass Mädchen*fantasien sowohl durch populärkulturelle Repräsentationen geformt werden als auch gegen diese aufbegehren.

Der Band schließt an die interdisziplinären *Girl Studies* an und füllt überdies eine weite Leerstelle in der Empirischen Kulturwissenschaft – denn obzwar ‚Mädchen‘ innerhalb der älteren Volkskunde durchaus etablierte Figuren, etwa auf Feldern der Erzählkultur, darstellten, bildeten sie infolge des Paradigmenwechsels um 1970 weder in der Populärkultur- noch in der Geschlechterforschung ein Schwerpunktthema (S. 19–22).

Im Sinne eines (feministischen) Cultural-Studies-Ansatzes nähert sich der primär ethnografische erste Teil verschiedenen Jugendsubkulturen mittels dichter Beschreibungen: Anja Schwanhäuß arbeitet anhand ihrer Feldforschung auf einem im Berliner Speckgürtel gelegenen Pferdehof heraus, inwiefern sich die Figur des ‚Pferdemädchens‘ aus „populärkulturelle[n] Rohstoffe[n]“ (S. 44) speist und als Ressource für Fantasien dient (S. 45). Indes zieht *Julian Schmitzberger* sogenannte „Fortgehogbücher“ als Quellen heran und identifiziert die Clubkultur als Raum für experimentelle Subjektivierungsprozesse, dem ein subversiver Charakter inhärent ist. Das Mädchen*hafte in seinen aufrührerischen Facetten durchzieht auch die nachfolgenden Beiträge: So identifiziert *Stefan Wellgraf* ‚Skingirls‘ als ambivalente Akteurinnen rechter Subkulturen um 1990, die sich mit ihrem provokativen Stil gegen tradierte Geschlechterordnungen wandten und ihre Sexualisierung innerhalb der Szene anprangerten, patriarchale Ordnungen aber grundsätzlich nicht infrage stellten. Kontrastierend hierzu untersucht *Levke Rehders* anhand narrativer Interviews und zeitgenössischer Fanzines die Gender- und Stilpraktiken von Mädchen

und jungen Frauen in der deutschen „Riot-Grrrl“-Subkultur der 1990er-Jahre, welche einen kreativen und widerständigen Möglichkeitsraum darbot, in dem Akteurinnen tradierte Geschlechternormen aktiv de- und rekonstruierten.

Dominique Haensell zeichnet in ihrem Text – einem Wiederabdruck aus dem „Missy-Magazine“ – ein liberalfeministisches Porträt der US-amerikanischen Musikikone Beyoncé, die zum einen Schwarze Geschichte und hiermit verwobene Diaspora-Erfahrungen in ihren Songs aufgreift, zum anderen aber auch die Kommodifizierung Schwarzer und queerer Kultur fördert.

Der zweite Teil des Bandes spürt „Girl Fictions“ nach, womit sowohl fiktive Erzählungen *über* als auch Fantasien *von* Mädchen* gemeint sind (S. 23). *Christine Lötscher* reflektiert in ihrem Beitrag, wie zeitgenössische *Coming-of-Age*-Serien die Spannungen zwischen Empowerment, Gewalt und queerer Identität in komplexen narrativen und ästhetischen Formen verhandeln, dabei aber in binären Geschlechterordnungen verhaftet bleiben. Auch *Annekathrin Kohout* beschäftigt sich mit Fragen jugendlicher Identität und fördert am Beispiel der Anime-Serie „Girls und Panzer“ zutage, dass ‚Niedlichkeit‘ nicht pauschal als Ausdruck feminin konnotierter Inferiorität lesbar ist – vielmehr kann sie als starke soziale und integrative Kraft wirken, die im Fall des Quellenbeispiels sogar subversive Verbindungen zu einer militärischen Ästhetik schafft. In Analogie zu jener Ambivalenz des Mädchen*haften legt *Malte Völk* offen, inwiefern die französische Comic-Reihe „Esthers Tagebücher“ anhand des Mädchentagebuchs als tradiertem Medium spielerisch das Spannungsfeld zwischen Authentizität, Fiktion und medialer Selbstbezüglichkeit reflektiert.

Ähnlich wie Levke Rehders zeigt auch *Diana Weis* am Beispiel des Musical-Dramas „Ladies and Gentleman, The Fabulous Stains“ (1982) auf, wie junge Frauen durch die bewusste Aneignung von Punk-Ästhetik und -Identität patriarchale Strukturen in der Musikbranche subversiv hinterfragen: So lassen sich die Strategien der „Stains“ mit den feministischen Bewegungen der dritten und vierten Welle (Riot-Grrrl-Bewegung, #Girlboss-Trend) verknüpfen, die sich im Sinne einer „Female Masculinity“ (S. 166) maskulin konnotierter Verhaltensmuster bedienen.

Nicola Behrmann illustriert anhand „enthusiastischer“ Mädchenfiguren wie Käthchen von Heilbronn oder Britney Spears, dass Enthusiasmus als performatives Mittel dienen kann, um normative Restriktionen zu unterlaufen – als „naive, mädchenhafte und optimistische Selbstinszenierung“ (S. 185) stellt er ein Verfahren dar, um Erfahrungen von Degradierung, Ausbeutung und Erniedrigung zu integrieren und zu kontrollieren (ebd.).

Der dritte Teil richtet das Augenmerk schließlich auf „Girl Medien“: Den Aufschlag macht *Birke Sturm*, die resümiert, dass die 2023 eingestellte Jugendzeitschrift „BRAVO GIRL!“ „normierte[...] Mädchenbilder[...]“ (S. 201) perpetuiert, indem sie ästhetische Praktiken als konsumorientiertes, genuin feminines Betätigungsfeld inszeniert, kritische wie emanzipatorische Perspektiven aber weitgehend ausblendet –

dies limitierte auch die Anschlussfähigkeit der Zeitschrift an zeitgenössische Diskurse. *Petra Schmidt* und *Stella Kuklinski* lenken den Blick indes auf soziale Medien: „Momfluencerinnen“ wie Anna-Maria Ferchichi oder Marie Nasemann generieren sich laut den Autorinnen gezielt als jugendlich und mädchenhaft, um in einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (S. 219) zu reüssieren; jene ästhetischen Arbeitspraktiken schaffen neue Mutterbilder abseits tradierter Zuschreibungen und verkörpern zugleich „Spielarten des ästhetischen Kapitalismus“ (ebd.).

Anna Marchini Camia geht schließlich der Frage nach, wie sich kulturelle Imaginationen von Weiblichkeit durch die Symbolik und Rhetorik von Statement-Shirts ausdrücken und wandeln: Dominierten noch in den 2000er-Jahren ironische und sexuell aufgeladene Selbstinszenierungen, stehen gegenwärtig Selbstliebe und Empowerment im Zentrum – wiewohl zumeist in einer Form, die geschlechterpolitische Konflikte individualisiert und stereotype Weiblichkeitsbilder subtil fortschreibt.

Im vierten Teil des Buches wendet sich die Roundtable-Diskussion – bestehend aus *Elisabeth Bronfen*, *Marcy Goldberg*, Christine Lötscher und Anja Schwanhäuser – einer „mädchenhaften Academia“ zu, wobei die Beteiligten auch biografische Erfahrungen teilen (in denen sich manche Leser*innen wiederfinden dürften) und widersprüchliche Standpunkte zusammentragen: Während mädchenhafte Stile und Verhaltensweisen wie Kichern im akademischen Kontext als Zeichen von Unsicherheit und Unprofessionalität moniert werden (S. 251), betonen andere Diskutant*innen, dass Mädchen*haftigkeit auch Freiräume für kreative, experimentelle oder widerständige Praxen eröffnen kann (S. 253; 255 f.). Der Roundtable förderte ferner zutage, inwiefern die Abwertung des Mädchen*haften auf dem akademischen Parkett nicht nur von Männern, sondern – im Sinne internalisierter Misogynie – auch von Frauen ausgehen kann (S. 254 f.). Bilanzierend wurde dafür plädiert, Mädchen*haftigkeit als Ressource zu denken und die damit verbundenen stereotypen Zuschreibungen kritisch zu reflektieren und neu zu besetzen.

Jener Faden wird schließlich auch im abschließenden Beitrag von *Helen Ahner* fortgesponnen: Sie fordert eine differenzierte und affirmative Auseinandersetzung mit Mädchen*fantasien und ihren medialen, ästhetischen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen – die Anerkennung des transformativen Potenzials und das Infragestellen von Abwehrmechanismen versprechen, neue (kultur-)wissenschaftliche Perspektiven hervorzubringen, welche die Fluidität, Vielfalt und Eigenmächtigkeit heterogener weiblicher und queerer Lebensentwürfe sichtbar machen. Dass intersektionale Perspektiven im vorliegenden Band noch eine Spur zu blass zurückbleiben, räumt auch Ahner in ihrer Abschlussbetrachtung ein (S. 266).

In summa handelt es sich um ein innovatives, sehr gut lesbares Sammelwerk, dessen Beiträge einen erfrischend unvoreingenommenen Blick auf die vielschichtigen Dimensionen schillernder Mädchen*kulturen werfen und sich großer kulturwissenschaftlicher Desiderata annehmen. Indem das Mädchen*hafte vornehmlich

als Stilisierung im Sinne einer performativen Darstellung begriffen wird und eine „potenzielle Entkopplung von biologischen Zuordnungen“ (S. 10) erfolgt, erweist sich der Band zudem als anschlussfähig für das Konzept einer „Femme Theory“ (R. A. Hoskin: *Femme Theory*, 2021), welches Femininität – primär, aber nicht nur in ihrer queeren Ausprägung – als unterschätzte, selbstermächtigende und widerständige Kategorie offenlegt, die es jenseits tradierter Geschlechter- und Heteronormativitätsvorstellungen zu analysieren gilt.

Alexandra Regiert, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.22>

Michaela Fenske/Pearl-Sue Carper (Hrsg.)

Herausgefordertes Leben. Seuchen bei Menschen, Tieren, Pflanzen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023, 158 S. (Alltag – Kultur – Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft, 10). ISBN 978-3-8260-8307-5.

„Erforschung von Seuchen bietet also auch das Potential, mehr Wissen über die jeweils von der Seuche betroffene Spezies zu erlangen“ (S. 154), resümiert die Studierende *Larissa Blaslov* in ihrer Abschlussbemerkung zum Sammelband „Herausgefordertes Leben. Seuchen bei Menschen, Tieren, Pflanzen“. Damit verweist Blaslov auf eine der wichtigsten Stärken und Besonderheiten des Buches, das *Michaela Fenske* und *Pearl-Sue Carper* herausgegeben und im Sommer 2023 veröffentlicht haben. So ist darin eine Bandbreite von detaillierten Einblicken und kurzen Schlaglichtern versammelt, die Leser*innen mit Leichtigkeit und Gewinn so einiges über Äpfel, Schweine, Bienen, Bakterien und den *Homo Loquens* lernen lassen. Dabei regt der kurzweilige Band auch zum Nachdenken darüber an, wie Seuchen mehr-als-menschliches (Zusammen-)Leben verändern. Erfrischend und erfreulich dabei ist, dass daraus kein romantisierendes Bild von Inter- und Multispezies-Beziehungen entsteht, sondern eines, das Ambivalenzen und die versprochenen Herausforderungen ebenso sichtbar macht wie Hoffnungen und Handlungsspielräume.

Die Beiträge resultieren aus einem Forschungskolloquium, das sich Infektionskrankheiten aus Multispezies-Perspektive widmete und Einsichten aus dem Fach mit denen von Expert*innen aus anderen Disziplinen und der Praxis verband. Diese Online-Vortragsreihe veranstalteten die Kolleg*innen am Würzburger Lehrstuhl noch inmitten von Omikron-Infektionswellen und Booster-Impfkampagnen im WiSe 2021/22 und SoSe 2022. Die Einleitung, fünf Originalbeiträge, ein Interviewgespräch und vier Kurzberichte ermöglichen es nun auch einem breiteren Publikum, an den epistemischen Highlights teilzuhaben, die während, wegen und trotz der COVID-19-Pandemie in der Kulturanthropologie möglich geworden

sind (zwecks besserer Lesbarkeit steht hier „Kulturanthropologie“ stellvertretend für das Fach Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/ehem. Volkskunde). Dass nicht alle Gastbeiträge auch verschriftlicht wurden, ist dabei durchaus produktiv genutzt worden, nämlich um Studierende zu Wort und zum Schreiben kommen zu lassen. Wer sich einen ersten Eindruck von den Forschungsprojekten „Bonndemic“ (*Ruth Dorothea Eggel, Valeska Flor, Victoria Huszka*) und „Mobile Mosquitoes“ (*Uli Beisel*), dem Umgang mit der Amerikanischen Faulbrut als Gefahr für Bienenpopulationen und das Imkereiwesen (*Stefan Berg*) oder auch der Reihe als Ganzes verschaffen möchte, kann so jeweils die bündigen Zusammenfassungen von *Sandra Minke, Sherin-Michelle Grabenstein, Eda Yazici* sowie *Larissa Blaslovs* Schlusskommentar konsultieren.

In einem kurzen Einleitungstext situieren Fenske und Carper das Buchprojekt in den *multispecies studies* und betonen, dass Seuchen und deren kulturwissenschaftliche Betrachtung die diversen Verbindungen zwischen unterschiedlichen Lebensformen oftmals besonders offenkundig und analytisch greifbar machen. Eindrücklich deutlich gemacht wird dies vor allem in drei Beiträgen zu ihrem Sammelband, die ich aus diesem Grund nachfolgend in den Fokus rücke.

Ausgehend von Hannah Landeckers (*Life as Aftermath. Social Theory for an Age of Anthropogenic Biology*, 2024) Beobachtung, dass Biologie und Umwelten bei weitem nicht natürlicher, sondern längst anthropogener Beschaffenheit sind, widmet sich *Meike Wolf* dem Umgang mit Antibiotikaresistenzen. Eine Welt, die durch und durch von Wirkstoffen geprägt und durchsetzt ist, welche mikrobielles Leben eliminieren, gleicht eben nicht mehr derjenigen, in die solche Wirkstoffe neu eingeführt wurden. Im Fokus der Autorin stehen hier Lösungen zu einer Problemlage, die wiederum selbst aus einer Problemlösung resultierte (s. auch Uekötter im selben Band, S. 144): Mikroorganismen verändern sich und reagieren teils nicht länger auf Substanzen, die sie einst sicher auslöschten. Dabei weist sie auf die Grenzen von Risikokalkulation und Überwachung hin. So lässt sich die mögliche Mutation von Bakterienpopulationen und die Verbreitung bereits resistenter Stämme nur bis zu einem gewissen Grad vorhersagen und in Form aggregierter Daten abbilden. Solche auf abstrahierte Repräsentation und standardisierte Kontrolle ausgerichteten Formen des Zusammenlebens mit Mikroben ergänzt Wolf um die Betrachtung situierter kurativer Ansätze, wie der Phagentherapie und des Mikrobiom-Transfers. Ohne das Zusammenleben von Bakterien und Menschen zu romantisieren, überzeugt ihre Darstellung und das Fazit, dass wir in Zukunft immer mehr „auf das gemeinsame, kollektive Handeln von Mensch und Mikroorganismen“ (S. 57) angewiesen sein werden.

Ein weiteres Glanzlicht des Sammelbandes ist *Arnika Peselmanns* Porträt des Apfelfwicklers (Made) und des Apfelschorfs (Pilz) im Alten Land, südwestlich von Hamburg. Informiert von umfassender empirischer Arbeit zum Umgang mit Nutzpflanzenkrankheiten gewährt die Autorin hier spannende Einsichten in die norddeutsche

Apfelproduktion und ihre Herausforderungen. Dabei verbindet der Beitrag geschickt übergreifende Beobachtungen und Überlegungen zu intensivierter Landwirtschaft mit detaillierten Einblicken in die lokalisierten Besonderheiten von Peselmanns ethnographischer *Site*. So erfahren Leser*innen zum einen einiges über die Geschichte des Pflanzenschutzes und die sozialwissenschaftliche Kritik an der Ordnung von Monokulturen. Zum anderen wird hier Wissen zur Genealogie der Praxis der Integrierten Produktion (IP) in Norddeutschland vermittelt, zu den Beziehungen zwischen lokalen Imker*innen und Obstbäuer*innen sowie zu den hydrogeologischen Besonderheiten der Region. Schnell wird klar: Auch hier ist das mehr-als-menschliche Zusammenleben fragil und alles andere als genuin harmonisch und das Handlungsfeld rund um Kulturapfel-Seuchen äußerst komplex. Der Blick der Autorin auf ihr Feld ist dabei inspiriert von kultur- und sozialtheoretischer Literatur, die auch solche Multispezies-Beziehungen im Sinne eines Mit- statt eines Gegeneinanders und unter dem Credo der Fürsorge statt dem der Kontrolle in den Fokus rückt (M. Puig de la Bellacasa: *Matters of Care*, 2017; T. van Dooren et al.: *Multispecies Studies*, 2016, S. 1–23). Entsprechend wirft sie am Ende zurecht die Frage danach auf, wie man Pflanzenkrankheiten nicht über die betroffenen Obstbäume hinweg, sondern mit ihnen und ihrer Widerstandskraft zusammen begegnen kann. Hier bietet der Beitrag spannende Anschlussstellen an Forschung rund um *plant labour* (M. Ernwein et al.: *The Work That Plants Do*, 2021) und das Potenzial der von Peselmann erwähnten Perspektive auf *care* jenseits des Zwischenmenschlichen.

Dass Untersuchungen wie diejenigen, die Peselmann und Wolf in der Kulturanthropologie vorantreiben, überaus anschlussfähig sind an Diskussionen in anderen Disziplinen, zeigt eindrücklich das von Michaela Fenske geführte Interviewgespräch mit Frank Uekötter. Der Umwelt- und Technikhistoriker nutzt den Austausch, um Einblicke in sein aktuelles Forschungsprojekt zur globalen Geschichte der Monokultur zu gewähren. Wer seine Arbeit zur Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft (*Die Wahrheit ist auf dem Feld*, 2010) sowie das umwelthistorische Opus magnum „Im Strudel“ (2020) kennt, wird nicht enttäuscht: Auch auf diesen 15 Seiten kommt die Scharfsinnigkeit von Uekötters Beobachtungen durch eine geschickte Verbindung von fundamentalen Thesen und der Liebe zum Detail voll zur Geltung. Gezeichnet wird hier das zeitdiagnostische Bild einer grundlegenden Entfremdung von Land und Produktionsbedingungen und dem gleichzeitigen „Zustand kognitiver Anomie“ (S. 140) in der Landwirtschaft: Bei aller durchaus wahrgenommenen und immer offenkundigeren Widersprüchlichkeit von Monokulturen sei es Agrarproduzent*innen kaum noch möglich, sich diesem Regime zu entziehen. Angeregt durch Fenskens differenzierte Fragen kommt Uekötter auch auf die Rolle von Seuchen und das schon von Wolf thematisierte Problem der Nicht-Kalkulierbarkeit zu sprechen. Er mahnt an, dass sich weder die Ausbrüche noch deren ökonomische Folgen vorherlassen lassen – die Kehrseite des Versprechens der Monokulturen, Leben skalierbar

und technisch steuerbar zu machen. Ganz im Sinne der kulturalanthropologischen Überlegungen rund um die Kontingenz jeglicher, noch so verfestigter Praxisformationen (S. Beck: Umgang mit Technik, 1997), generative Kritik und ko-laborative Forschung (H. Verran: Science and an African Logic, 2001; J. Niewöhner: Co-laborative Anthropology, 2016) fällt schließlich das Resümee des Gesprächs aus. Der skizzierten verheerenden Gemengelage sollten wir nicht sentimental begegnen, sondern „auf mehreren Ebenen ethisch denken“ (S. 149) lernen und uns auf die Suche nach den „richtigen Stellschrauben“ (S. 147) machen – am besten „mit der Agrarszene“ (S. 148, Hervorh. i. O.). Damit bekommen die Leser*innen mit an die Hand, wie das konkret ausgestaltet werden kann, was Blaslov in ihren Schlussworten als Haupteinsicht aus dem Sammelband herausstellt, nämlich das notwendige „Umdenken des menschlichen Handelns im Anthropozän“ (S. 155).

Über kulturtheoretische und mehr-als-menschliche Perspektiven hinaus hat der Band auch andere spannende Analysen zu Seuchen zu bieten. So überrascht etwa der historische Beitrag von *Hanna Endres* mit kuriosen Details zu Versammlungsverboten, Mobilitätsnachweisen und Isolationsmaßnahmen – nicht etwa denen aus der COVID-19-Pandemie, sondern aus dem Hochstift Würzburg um 1700. Dabei lohnt es sich, zu den Schilderungen von *Karoline Schramm* vom Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Kitzingen-Würzburg nach vorne zu blättern, die Einblicke in die Praxis gewährt, und zwar im Zusammenhang mit der Afrikanischen Schweinepest. Schnell wird im Vergleich klar, dass sowohl die Präventionslogik als auch die Regierungs- und Regulierungspraktiken eine erstaunliche Kontinuität haben, wenn es um die Herausforderungen im Umgang mit ansteckenden Krankheiten geht. Dass die COVID-19-Pandemie beispiellos war und revolutionäre Veränderungen mit sich gebracht hat, bestreitet auch der Sprachwissenschaftler *Wolf Peter Klein*. Mit Blick auf den Sprachwandel vermittelt sein Beitrag eine detaillierte Übersicht über Corona-spezifische Spracherscheinungen und bringt ein klares Fazit zum Ausdruck: Dass sich die deutsche Sprache dadurch fundamental verändert haben könnte, sei „schlicht Unsinn“ (S. 100).

Was Multispezies-Beziehungen betrifft, ziehe ich aus meiner Lektüre des Bandes im Ganzen ein ähnliches Resümee. Diese bewirken weniger tiefgreifende Veränderungen als dass sie zu Anlässen werden, in denen sich bestehende Praxisformen und Ordnungen verschieben und vervielfältigen können, aber eben nicht müssen. Einige Beiträge geben Kulturalanthropolog*innen hier besonders wertvolle Einsichten und Ideen an die Hand, um darüber nachzudenken, welches mehr-als-menschliche Zusammenleben möglich sein könnte und was es dazu bräuchte.

Ruzana Liburkina, Hamburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.23>

Klaus Schönberger/Horst Peter Groß (Hrsg.)**Heimat.** Beiträge zu einem Ort, an dem noch nie jemand gewesen ist.

München: Profil Verlag 2024, 172 S. (Klagenfurter Interdisziplinäres Kolleg, 12).

ISBN 978-3-89019-772-2.

„Heimat hat viele Facetten, wie nicht zuletzt die diversen Beiträge in diesem Sammelband aufzeigen“ (S. 143). Mit diesem ersten Satz des letzten Beitrags wäre eigentlich schon das Wichtigste zur vorliegenden Publikation gesagt. Die acht im Rahmen eines interdisziplinären Kollegs entstandenen Beiträge beschäftigen sich also mit einigen dieser Facetten aus unterschiedlichen (fachlichen) Perspektiven. Dabei sind alle Beiträge um Differenzierung bemüht, um „zwischen dem Begriff der Heimat, wie er in der gesellschaftlichen Debatte verwendet und besetzt wird, und dem empirischen sozialen Phänomen, das er zu beschreiben behauptet, zu unterscheiden“ (S. 41).

In den ersten Beiträgen, besonders in denen von *Roland Wolfgang Peball* über Deutungsmuster von Heimat im Diskurs und von *Lukas Milo Strauss* über Empiriege ladenheit und politische Verwendbarkeit des Heimatbegriffs, eröffnen grundlegende theoretische Überlegungen zum Heimatbegriff „im Spannungsfeld zwischen affektiv emotionalen, disloziert-utopischen und ideologisch-identitären Deutungsmustern“ (S. 37), zwischen individuellem Alltagserleben und politischen Kollektivierungen kritische Perspektiven auf den Begriff Heimat.

Die folgenden Texte beleuchten konkrete Heimatvorstellungen, beispielsweise die von Geistlichen oder von fremduntergebrachten Kindern. Zwei Beiträge befassen sich – bei einer auch räumlich belegten Kategorie wie Heimat naheliegend – mit Karten. Zum einen mit dem ‚Kritischen Kartieren‘ und zum anderen mit narrativen Landkarten, die beide auf die eine oder andere Weise zur Erhebung von Heimatvorstellungen und -begriffen – mal für einen konkreten Ort, mal für ein Individuum – anknüpfungsfähig erscheinen. Auf die Frage nach der individuellen Heimat „wird man meist konkrete, doch uneinheitliche Antworten bekommen“ (S. 21), teilweise, so zeigen die Antworten, spielt für die Befragten der Begriff an sich nur eine untergeordnete Rolle.

Zwar ergeben sich in den einleitenden Abschnitten hin und wieder Redundanzen, dass etwa „Heimat [...] ein ambivalenter Begriff [ist], der sich nicht eindeutig definieren lässt und stark affektiv aufgeladen ist“ (S. 75) kann man so oder so ähnlich öfter lesen, solche Überschneidungen sind aber nur Tangenten. Wohin nämlich von solchen einleitenden Verständigungen die Autor:innen abbiegen, ist aufgrund unterschiedlicher fachlicher Hintergründe, Methoden und Kontexte erfreulich vielfältig.

Vom umfangreichen und weitschweifigen 25-seitigen Werkstattbericht bis zum siebenseitigen, stark verdichteten Essay finden sich Texte, die von ganz unterschiedlicher, aber lesenswerter Qualität sind. Man merkt, dass in dem interdisziplinären

Kolleg „Studierende, Absolvent:innen und Lehrende aus ganz unterschiedlichen Studiengängen – und damit auch Denkrichtungen“ (S. 7) zusammenkamen. Entsprechend heterogen sind die Texte in vielerlei Hinsicht. Das führt zu einem sehr gewinnbringenden Befremdungseffekt, durch den man sich von Beitrag zu Beitrag zunächst in den jeweiligen Hintergrund, die jeweiligen Grundannahmen der Autor:innen eindenken kann.

Was die Texte eint, ist, dass Heimat vor allem als Prozess begriffen wird, an dem Individuen, Gruppen, Institutionen und vieles mehr teilhaben und sich sowie das, was man unter Heimat versteht, dabei wechselseitig beeinflussen.

Die Publikation macht mit aussagekräftigen, kurzen Abstracts und Autor:innenporträts auf den letzten Seiten die Orientierung sehr komfortabel.

Alles in allem ist der Sammelband ein weiterer Baustein in der (kultur-)wissenschaftlichen Beschäftigung mit Heimat. Mit Geistlichen, zweisprachigen Kindern oder fremduntergebrachten Jugendlichen sind in diesem Band nicht die ‚üblichen Verdächtigen‘ repräsentiert. Vielmehr eröffnen sich hier Perspektiven, die es weiter zu verfolgen lohnt. „Heimat ist ein vielschichtiger Begriff, [...] der von Vieldeutigkeit und Widersprüchen geprägt ist“ (S. 101). Widersprüchlich sind die Beiträge in diesem Band nicht, durch die unterschiedlichen Perspektiven machen sie aber Felder auf und eröffnen Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen, für Zustimmung, Widerspruch und Diskussionen.

Florian Schwemin, Regensburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.24>

Lucia Sunder-Plassmann/Inga Dickerhoff/Christine Aka (Hrsg.)

Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung. Selbstzeugnisse und ergänzende Studien. Münster: Waxmann 2024, 384 S. (Schriften zur Alltagskultur im Oldenburger Münsterland, 6). ISBN 978-3-8309-5037-0.

Das von *Lucia Sunder-Plassmann, Inga Dickerhoff* und *Christine Aka* herausgegebene Buch versteht sich als thematische und dokumentarische Ergänzung zu dem von Christine Aka verfassten Werk „Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung. Ordensfrauen aus dem Oldenburger Münsterland in verflochtenen Welten“, ebenfalls 2024 erschienen.

Das hier zu besprechende Werk gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil wird der Fokus auf zwei ergänzende Studien gelegt, zum einen zum Thema Missionsunterstützung, zum anderen zum Thema Missionsarbeit gestern und heute. Der zweite Teil des Bandes präsentiert Originalquellen in Form von Selbstzeugnissen: Reiseberichte und Briefe, aber auch visuelle Zugänge in Form von zahlreichen Fotografien. Diese Selbstzeugnisse stammen aus Privatbesitz, teils aus regionalen Archiven, aber auch

Zeitungsberichte werden hinzugezogen. Es handelt sich also um vielfältiges und heterogenes Quellenmaterial, das Einblicke in das Leben der katholischen Ordensfrauen, die ‚in der Mission‘ arbeiteten, geben soll. Da dieser Band eine reiche und beeindruckende Bandbreite an Quellenmaterial bietet, ist es sicherlich empfehlenswert für die Lektüre, auch den ersten Band hinzuzuziehen, um so das Material besser einordnen zu können.

Die Studie „Einsatz für den ‚guten Zweck‘ – Missionsunterstützung durch katholische Frauen im Oldenburger Münsterland“ basiert auf 13 narrativen Interviews sowie weiteren Gesprächen mit Personen, die in die Gestaltung sogenannter Missionsbasare eingebunden waren – und noch sind. Ergänzend hierzu werden Korrespondenzen der Unterstützungsvereine ebenso bearbeitet wie theoretische Literatur. Nach einem Überblick über Formen der Spendengenerierung und historischen Entwicklung der Missionsunterstützung wird vor allem der Einsatz der katholischen Frauen für den ‚guten Zweck‘ und deren damit einhergehendes Selbstverständnis thematisiert. Sunder-Plassmann verwendet hierfür den Begriff der „femininen Selbstwirksamkeit“ (S. 11).

Es werden detailliert die verkauften Produkte beschrieben, die vor allem in „Handgemachtem“ bestehen, was den Frauen sehr wichtig ist. Dies erhöht vermutlich den Wert der Produkte und damit auch den Wert ihrer Arbeit für die Mission. Sunder-Plassmann weist zu Recht darauf hin, dass bis jetzt keine umfangreichen Forschungen zu Missionsbasaren oder Unterstützungsvereinen existieren, obwohl diese Praxis schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts – und bis heute – besteht. Die Verbindung zur sogenannten Heimatgemeinde für die in der Mission Tätigen war und ist wichtig: als konkret materielle Unterstützung, aber auch als mentale und emotionale Unterstützung in fernen Ländern. Was Sunder-Plassmann beschreibt, erinnert teilweise an protestantische Organisationen, zum Beispiel die Basler Mission. Auch hier entstanden bereits Mitte des 19. Jahrhunderts weibliche Hilfsvereine, die die Missionarsfrauen in ‚Übersee‘ mit dem Erlös von Handarbeiten, die auf den Missionsfesten in Basel verkauft wurden, tatkräftig unterstützten. Auch dies könnte als eine Selbstbestätigung und in gewissem Sinne indirekte erweiterte Missionstätigkeit der ‚Daheimgebliebenen‘ interpretiert werden.

Eindrücklich werden von Sunder-Plassmann auch die Veränderungen der Missionsbasare bis hin zur Auflösung derselben oder der Ersatz durch sogenannte Missionsläden thematisiert. Die dahinterstehenden gesellschaftlichen Entwicklungen werden dabei beleuchtet: weniger Interesse an Handarbeit auch als schulisches Fach, andere Interessen heutiger junger Frauen – das Alter der Unterstützerinnen liegt zwischen 60 und 80 Jahren. Der kritische Umgang mit dem nicht unproblematischen Begriff Mission wird ebenfalls thematisiert. Einige Basare nehmen eine Umbenennung vor: Statt ‚Missionsbasar‘ bezeichnen sie sich nunmehr als ‚Eine-Welt-Gruppe‘. Sunder-Plassmann weist allerdings explizit darauf hin, dass „auch

das anerkannte Bemühen, sich als Geschwister solidarisch zu begegnen, trotzdem eingebettet bleibt in eine patriarchale Kirchenstruktur und in eine von kolonialem Denken nach wie vor geprägte und aufgeteilte Welt – was in sich einen echten Dialog und Begegnung auf Augenhöhe schlicht verunmöglicht“ (S. 40). Im letzten Teil wird die nach wie vor hohe Spendenbereitschaft der Südoldenburger:innen angesprochen, die offenbar einer ausgeprägten christlichen Sozialisation als Alltagspraxis entspringt, die in vielen Familien tradiert wird. Interessant sind auch die Schilderungen des Spendentransfers an sich. Bildmaterial rundet die Studie sehr gut ab. Sunder-Plassmann zeichnet insgesamt ein lebendiges, auch durchaus kritisches Bild der Unterstützerinnen und deren Selbstverständnis. Als Sekundärliteratur wird allerdings lediglich Richard Hölzl zitiert. Das ist aber wohl dem Umstand geschuldet, dass die Studie vor allem auf Primär-, weniger auf Sekundärquellen basiert.

Inga Dickerhoff gibt einen sehr interessanten Einblick in heutige Missionsarbeit als temporären Einsatz von jungen Erwachsenen im Rahmen des katholischen ‚Missionar:innen auf Zeit‘-Freiwilligendienstes. In ihrer Studie „Mitleben, Mitarbeiten, Mitbeten. Kontinuitäten? Frühere Missionarinnen und heutige Missionar:innen auf Zeit im Einsatz“ stellt sie zu Beginn die Frage, ob es heute noch ‚echte‘ Missionarinnen gibt, wie ein Fernsehbeitrag des Bayerischen Rundfunks von 2020 suggeriert. Präsentiert wurden ‚Missionsar:innen auf Zeit‘ – junge Menschen, die sich für ein Jahr verpflichten, in einer überseeischen Einrichtung von katholischen Ordensgemeinschaften mitzuarbeiten. Die Frage ist hierbei, wie und ob sie sich von früheren Missionarinnen, die teils lebenslang in Übersee lebten, unterscheiden. Dickerhoff nutzt Medienberichte und führte Interviews mit Jugendlichen, die zwischen 2016 und 2022 einen solchen Freiwilligendienst absolvierten. Dickerhoff diskutiert unter anderem die individuellen Entscheidungen und Motivationen – zum einen der frühen Missionarinnen, zum anderen der heutigen Akteur:innen. Welches Bild von der Fremde wird vermittelt, wie sieht eine Vorbereitung für diese Einsätze aus, was wird überhaupt als Freiwilligenarbeit angeboten? Verglichen wird auch das jeweilige Missionsverständnis früherer und heutiger Akteur:innen. Zum weiteren Vergleich zieht sie außerdem das am Kulturanthropologischen Institut Oldenburger Münsterland angesiedelte Projekt: „Global lokal – Skalierende Netzwerke im katholischen Milieu von der ‚Heidenmission‘ bis zur ‚Solidarität in der Einen Welt‘“ heran.

Zunächst wird der Missionsdienst auf Zeit als Mitleben, Mitarbeiten und Mitbeten beschrieben. Vor allem wird das Augenmerk auf die Auswahl der jeweiligen jungen Erwachsenen durch die Orden gelegt. Es zeigt sich, dass die Kriterien der Orden ebenso wie die der Jugend äußerst heterogen sind. Ein wichtiges Thema ist die Finanzierung, die sich nur innerhalb eines weltweiten Netzwerkes bewerkstelligen lässt: die Solidaritätskreise der Freiwilligen (S. 68). Dickerhoff fokussiert in ihrem Vergleich heutiger Akteur:innen und traditioneller Missionarinnen auf zwei grundsätzliche Differenzen. Zum einen die Verweildauer im ‚Einsatzland‘: lebenslang

oder ein Jahr. Zum anderen das unterschiedliche Missionsverständnis: als ‚göttlicher Auftrag zur Bekehrung von Andersgläubigen‘ oder als ‚säkularer Auftrag‘, anderen zu helfen, um es überspitzt zu formulieren. Anhand der Themen Missionsdienst als Entfaltungsmöglichkeit, Anstöße aus dem familiären Umfeld, des Wunsches zu helfen, pädagogischer Begleitung sowie Mitlebezeit und Betreuung nach dem Auslandseinsatz können die Motivation und das Selbstverständnis heutiger ‚Missionar:innen auf Zeit‘ sehr gut aufgezeigt werden. Es sind in der Regel christlich sozialisierte Jugendliche, die diesen Dienst antreten, dennoch ist nicht ausschließlich die religiöse Identität ausschlaggebend für die Motivation, einen solchen Schritt zu wagen. Teils ist es Abenteuerlust, teils ist es der Einfluss der Familie, teils dient der Einsatz als Orientierungsphase für das weitere Leben. Dickerhoffs Fazit besteht darin, dass sie ihre eingangs gestellte Frage, ob es noch traditionelle Missionarinnen gibt, verneinen muss, obwohl es zwischen den Missionarinnen von früher und den ‚Missionar:innen auf Zeit‘ dennoch Gemeinsamkeiten gibt: Beide müssen sich in einer ‚fremden‘ Kultur zurechtfinden, bestimmte Regeln erlernen, kurz: sich neu orientieren. Um den grundlegenden Unterschied nochmals zu verdeutlichen, stellt sie abschließend eine sehr interessante These auf, indem sie Victor Turner als Referenz angibt. Nach seinem Verständnis von Schwellenzuständen in kommunitären Gemeinschaften wären die frühen Missionarinnen quasi Neophyten, die mehrere Phasen durchlaufen, um schlussendlich in die Gemeinschaft integriert werden zu können, während die heutigen ‚Missionar:innen auf Zeit‘ als die „Praktikantinnen der Neophyten bezeichnet werden könnten. Sie seien nur zu Besuch auf der Schwelle, die die Neophyten aber überschreiten müssen“ (S. 100). Diese durchaus scharfsinnige Überlegung müsste allerdings anhand weiterer Forschungen bestätigt werden.

Der zweite Teil des Werkes, der den größten Umfang einnimmt, lässt in historisches Quellenmaterial eintauchen. Thema sind die katholischen Missionarinnen: ihre Alltagspraxis, ihre Motivation, ihr Reiseweg in die Mission, ihre Aufgaben vor Ort und ihr christliches Selbstverständnis. Der visuelle Zugang anhand zahlreicher Fotografien macht diesen Teil des Buches sehr lebendig. Die Reiseberichte sind nach den Einsatzländern der Missionarinnen gegliedert. Auch wenn die Autorinnen darauf hinweisen, dass diese Berichte auch im Hinblick darauf geschrieben worden sind, die Spendenbereitschaft der Heimatgemeinde zu erhöhen und nach Möglichkeit ‚neue‘ Missionarinnen zu rekrutieren, indem die Arbeit in der Mission als erfüllende und lebenswichtige Aufgabe geschildert wird, sind diese Quellen darüber hinaus von großem Wert, da sie detaillierte Einblicke in für viele unbekannte Denk- und Lebensweisen bieten. Auch und gerade, weil sie persönliche Befindlichkeiten, Ängste und Zweifel – wenn auch nur zwischen den Zeilen – erkennen lassen. Das Ende dieses Teils behandelt konsequenterweise auch den Abschluss des Lebens der Missionarinnen: Alter und Tod. Im Anhang findet sich noch eine Liste aller tätigen Missionarinnen, die beeindruckend anmutet.

Alles in allem bietet dieser Band einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Lebenswelten katholischer Missionarinnen, wenn auch nur einer speziellen Gruppe, nämlich die der katholischen Missionarinnen aus dem Oldenburger Münsterland. Dennoch weist diese ‚Gruppe‘ auch über sich hinaus, ist somit vergleichbar auch mit den Lebenswelten zum Beispiel protestantischer Missionarsfrauen und bietet somit reichlich Stoff für weitergehende Forschungen. Und: Es rundet die vorhergehende Studie zu dem von Christine Aka verfassten Werk „Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung. Ordensfrauen aus dem Oldenburger Münsterland in verflochtenen Welten“ in gelungener Weise ab.

Dagmar Konrad, Basel

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.25>

Kathrin Eitel (Hrsg.)

Klimageschichten. Planet, Krise, Fiction. Münster: Edition Assemblage 2024, 120 S. ISBN 978-3-96042-184-9.

Beklemmend und persönlich wirken die neun Erzählungen zum Klimawandel. Nach einer knappen Einleitung von *Kathrin Eitel*, die leicht verständlich in Begriffe wie situiertes Verstehen und Klimawandelwissen einführt, geht es ebenso gut lesbar weiter. Jede der fiktiven, aber auf ethnografischer Forschung basierenden Geschichten begleitet Persönlichkeiten, mit denen sich Leser:innen auch jenseits der anthropologischen Fächer identifizieren können. Alle Protagonist:innen erfahren die Klimakrise auf die ein oder andere Weise und suchen nach einem Umgang damit.

Da ist zunächst die Ethnografin Juna in *Anna Lena Berchts* „Was, wenn es nicht mehr nach Fisch riecht?“. Die Protagonistin versucht, in ihren Gesprächen mit Stockfischproduzenten der norwegischen Lofoten das Thema auf lokale Auswirkungen des Klimawandels zu lenken. Die Autorin zeichnet Junas Überlegungen zum „richtigen“ Fragen nach existenziellen Sorgen und Identitätsverlust nach. Feinfühlig lässt sie sie darüber reflektieren, wie die Stockfischproduzenten ihre Ängste ihr gegenüber in unterschiedlichen Fragesituationen offenbaren.

„Yo no se mañana“ (Ich weiß nicht, was morgen ist) ist der titelgebende Song für die anschließende Erzählung von *Laura Otto*. Er verbindet die Geschichten von Carmelita und Robert, die beide auf der Suche nach einem guten Leben in El Paraíso, Chiapas, unterschiedliche Wege gehen. Während Carmelita dem früher starken Duft der Ataulfo-Mango in der Gegend hinterhertrauert und überlegt, wieder an die Küste zu ziehen, verlässt Robert Mexiko und kehrt zurück in die USA. In seinen Erinnerungen über seinen aufgegebenen Ökotourismusbetrieb in Chiapas taucht Soledad Flores auf. Sie ist pensionierte Wissenschaftlerin und Expertin für Seegrass, ihr Herzenssthema, das jedoch mehr und mehr von übelriechenden Küstenalgen (Sargassum)

verdrängt wurde. Die Geschichten der drei Protagonist:innen sind von Suchbewegungen geprägt: von dem Versuch, inmitten des Klimawandels doch noch etwas von dem wiederzufinden, was einmal war.

Als „Wiener Wüste“ lernen wir in der nächsten Erzählung die Gegend um den Neusiedler See kennen. *Christian Elster* nimmt uns hier mit zu Lisi, die seit vier Jahren in Pension ist und schon als Kind mit ihren Eltern zur Sommerfrische an den See kam. Neben ihren langjährigen Beobachtungen zur zunehmenden Hitze in den Sommermonaten erfahren wir von den Segellehrern Andi und Hannes sowie von Landwirt Walter, was die Austrocknung des Sees für ihre Alltage bedeutet. Alle versuchen, Strategien zu entwickeln: Während Walter aufgrund der Absatzmarktlage nicht so einfach auf Hirse-, Okra- oder Olivenanbau umsteigen kann, baut Hannes auf die Erfahrungen der Vergangenheit. Der See hatte früher auch regelmäßig Niedrigwasserperioden und hierauf folgte in einem verlässlichen Rhythmus auch stets eine üppige Niederschlagsperiode. Lisi zweifelt an dieser Verlässlichkeit und stellt ihre Rückkehr im kommenden Jahr infrage.

Mit der Erzählung „Alte Männer und das Meer“ bringt uns *Tanja Ganzow* nach Águilas, an die südspanische Küste. Ein Fischer erzählt, wie er und seine Brüder zu Fischern wurden und weshalb er nicht an Land arbeiten möchte. Seine Beziehung zum Meer ist emotional, aber auch reflektiert. Er sorgt sich um das Meer und um das Leben darin und spürt die Veränderungen im Klima in kleinen Alltagshandlungen, etwa an der Oberflächenbeschaffenheit seiner Fangseile.

Mit einer Erschütterung startet Kathrin Eitels Geschichte „Stadtbeben“. May wacht auf und alles um sie herum scheint sich zu drehen und zu schwanken. Während sie die Erfahrung zunächst als Traum abtut und wir sie bei ihrem Arbeitstag als Abwasseringenieurin einer Stadt begleiten, wird immer deutlicher, dass der klimawandelbedingte Untergang der Stadt eine Zukunftsangst ist, die sie im ganzen Körper spürt: im Verlust ihrer Tochter, die sie für ihre Arbeit bei ihrer Schwester acht Fahrstunden entfernt lassen muss; aber auch in der Erkenntnis, dass sich die Löcher in den Rohren und in der Erde nicht so einfach „stopfen“ und die Fluten nicht so einfach stoppen lassen.

Die Perspektiven der Donaufische, vertreten durch einen Wels als pensionierter Leiter der Performativen Abteilung des Klimarechnungshofs, stehen in der Geschichte „Weißbartl – 100 Jahre Klimarechnungshof“ im Mittelpunkt. Das *Autor:innenkollektiv* versetzt uns mit den humorvollen Ausführungen des Fisches in einem Bericht rund um den Bau der Linzer Eisenbahnbrücke in die Zukunft, aus der der Wels heraus zur Menschheit in die Vergangenheit reist. Dabei spielen die Autor:innen gekonnt mit dem Unbehagen der Leser:innen angesichts der irritierenden Ratschläge eines Fisches: „Ihr Menschen seid nicht sehr wenig, braucht Hilfe. Das verstehen wir vom Rat multipler Spezien, besonders wir Fische“ (S. 112).

Zwischen die längeren Erzählungen sind kürzere Beiträge eingeflochten, die die Leser:innen mit den kämpferischen Motivationen von Aktivist:innen auf Fidschi, mit

der Alltäglichkeit der Stromausfälle in Südafrika und mit Vorstellungen von Wasser und Trockenheit im peruanischen Amazonasgebiet konfrontieren.

Angesichts der Hilflosigkeit und Betroffenheit, mit der viele Menschen den Klimawandel erfahren, zeigen die unterschiedlichen Geschichten die Stärke eines empirisch-kulturwissenschaftlichen Zugangs auf. Es wird erkennbar, wie vielschichtig diese Erfahrungen sind und dass die Antworten, die die Protagonist:innen darauf finden, kleinteilig auf die Herausforderungen vor Ort abgestimmt sein müssen; und dass wir nur in verstehenden Begegnungen (und sei es zwischen unterschiedlichen Spezies) voneinander lernen können. Das Buch ist ein starkes Argument für die Ethnografie, kurzweilig geschrieben und emotionalisierend. Ein bereichernder Einstieg in das *Climate Fiction*-Genre!

Victoria Huszka, Bonn

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.26>

Felix Gaillinger/Anna Klač (Hrsg.)

Ethnografisch Forschen mit Klasse. Diskussionsbeiträge zur Produktion und Erfahrung einer vernachlässigten Strukturkategorie. *Kulturanthropologie Notizen* 86/2024. ISSN 2748–5943.

Mit ‚Klasse‘ adressiert die hier zu besprechende Ausgabe der *Kulturanthropologie Notizen* eine analytische Kategorie, der in der Empirischen Kulturwissenschaft gegenwärtig verstärkt Aufmerksamkeit zukommt. Einleitend legen die Gastherausgeber:innen *Felix Gaillinger* und *Anna Klač* Überlegungen (a) über das Verhältnis von Klasse und Ethnografie, (b) über das Verhältnis von Klassenkonzeptionen untereinander wie auch (c) von Klasse(n)- zu Klassismusbegriff vor. Sie unterstreichen die Notwendigkeit, sich als ethnografisch arbeitende Wissenschaft mit den Spannungen und Herausforderungen auseinanderzusetzen, die „die Strukturkategorie und Erfahrungsgröße ‚Klasse‘“ (S. 3) für eine Disziplin mit sich bringt, deren Wissensproduktion als rationierend wie in Relationen verstanden wird. Als Ausgangspunkt und roter Faden dient hier wie in folgenden Beiträgen die Frage nach der Wirkmächtigkeit, die Klasse im ethnografischen Forschen entfalten kann. Postuliert vor dem Hintergrund der These, dass „sich das Vorhaben einer kritischen Kulturwissenschaft, die sich für soziale Ungleichheiten interessiert“ (S. 4) durch die Bezugnahme auf Klasse analytisch verdichte, heben die Herausgeber:innen diesbezüglich die Bedeutung von Begriffsarbeit und konzeptueller Sensibilität hervor, um den skizzierten Spannungsfeldern zwischen strukturalistischen, erfahrungsbasierten und mit Klassismus gekoppelten Verständnissen und Fundierungen von ‚Klasse‘ produktiv zu begegnen. Zugleich zeigen sie anhand der eingereichten Beiträge auf, wie die Auseinandersetzung mit der eigenen Klassenposition und -erfahrung seitens der ethnografisch

forschenden Wissenschaftler:innen verhandelt und mit weiteren Erfahrungskategorien wie jenen von Geschlecht oder Migration in Bezug gesetzt wird.

Mobilitätserfahrungen im sozialen Raum sowie daraus abgeleitete Zwischenpositionen und -stationen prägen insbesondere jene Beiträge, die die eigene Herkunft ins Zentrum und ins Verhältnis zur eigenen wissenschaftlichen Praxis setzen. So blickt *Lydia Arantes* zurück nicht nur auf ihre berufsbiografischen Entscheidungen, sondern beschreibt diese als Resultat eines komplexen Gefüges aus familialen Herkunftsmilieus und Bildungsbiografie. *Marion Hamm* und *Janine Schemmer* zeichnen ihre Erfahrungen des Aufstiegs nach, der in einer von prekären Beschäftigungsverhältnissen geprägten Wissenschaft nicht zum Aufgehen in der dominierenden Mittelschicht führt. Stärker struktur- bzw. herrschaftskritisch intersektionale Prozesse rücken *Carolin Loysa* und *Natalia Picaroni-Sobrado* ins Zentrum, wenn sie Einblicke in ihre Forschungen in Mexiko respektive Chile und Uruguay geben. Während letztere insbesondere die komplexen wie situativen Konstruktionen von erfahrenden Klassifizierungen im Kontext von Feldbeziehungen herausarbeitet, begreift erstere in ihren ethnografischen Analysen Shopping Malls als „Master’s Tools“ und „Master’s House“ im Sinne Audre Lodes, verortet sich im Gefüge der dominanten *White Middle Class* und macht damit klug darauf aufmerksam, dass „as ethnographers we ourselves are at risk of becoming that same tool if we are unaware of our place and keep focusing on those excluded rather than on those excluding, unaware that notions of saviorism that fuel our discipline maintain those tools we thought we deconstructed“ (S. 58). Diese Verschiebung des Fokus ist insofern bemerkenswert, als sie zeigt, dass die so häufig aus einem beschriebenen Klassenaufstieg abgeleitete Perspektive nicht immer produktiv ist. Eine weitere Perspektivverschiebung schlägt abschließend *Stefan Wellgraf* in seinem Beitrag vor, in welchem er auf die deutsche Debatte um Klassismuskonzept und marxistische Klassenanalyse eingeht und anhand eigener Forschungen zur Schulform Hauptschule darauf hinweist, dass kulturwissenschaftlich-ethnografische Analysen beides nicht gegeneinander ausspielen, sondern fruchtbar nutzen sollten.

„Sprechen wir (wieder) über Klasse!“ (S. 5). Nach Lektüre des Themenheftes stellt sich die Frage nach der Produktivität dieses Sprechens. Der Band fokussiert vor allem auf das *Wir* der Forschenden, welches die ethnografische Wissensproduktion prozessiert. Mit Blick auf ein *Wie* gehört dann kritisch zu fragen, wie Nähe, Zugehörigkeit und das In-Beziehung-Setzen zur ‚Arbeiter:innenklasse‘ und zum ausgemachten Unten für den Erkenntnisgewinn genutzt werden. Diesbezüglich wird in dem Themenheft der Wert von Reflexion und eigener Position auf die Hervorbringung ethnografischen Wissens in seinen Konsequenzen überzeugend dargelegt. Die Einleitung selbst bietet explizit kritische Überlegungen zu Selbstreflexion, Aufsteiger:innennarrativen und wissenschaftlichen Arbeitskontexten an. Für meinen Geschmack ist dennoch in Teilen ein Zuviel der „Selbstthematisierung“ (S. 14) zu

verzeichnen, woraus sich weitere Überlegungen ergeben: Wäre nicht noch stärker zu fragen, über wessen Klasse bisher nicht gesprochen wird? Und wäre im Anschluss daran nicht in der ethnografischen Reflexion und darüber hinaus stärker zu fragen, welche Konsequenzen sich daraus für unsere Wissensproduktion heute ergeben? „Sprechen wir (wieder) über Klasse!“ (S. 5) erscheint mir ein wichtiges Plädoyer und die versammelten Aufsätze in der Tat „Reflexionsangebot“ (S. 14), aber eben auch Anregung, über Formen des Wissen-Schaffens nachzudenken. Dem Themenheft seien daher viele Leser:innen gewünscht, die sich mit Klasse als theoretisch-praktische Perspektive der ethnografischen Praxis auseinandersetzen möchten.

Nadine Wagener-Böck, Kiel

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.27>

Christina Besmer

Quartier und Nachbarschaft machen. Eine stadttethnographische Untersuchung in Basel über (Re-)Produktionen lokaler Räume und Sozialitäten. Münster: Waxmann 2023, 392 S. (culture [kylty:r], Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 10; zgl. Basel, Univ., Diss., 2019). ISBN 978-3-8309-4755-4.

Die Kulturanthropologin Johanna Rolshoven hält in ihrem Band „Stadtforschung ist Gesellschaftsforschung“ aus der Perspektive der Kulturanalyse fest, dass „Gesellschaft als Miteinander von Menschen mit dem Ziel der sozialen Organisation eines Gemeinwesens [...] in städtischen Situationen greifbar, erforschbar und verstehbar [wird]“ (2021, S. 15). In der vorliegenden Untersuchung von Christina Besmer geht es in diesem Sinne um Vergesellschaftung im Kontext des Städtischen, im Mittelpunkt ihrer akteurszentrierten Forschung steht das Quartier als soziale Formation. Unter einem Quartier – der Begriff ist dem Französischen entlehnt – wird in der Schweiz ein Bezugssystem verstanden, das nicht zwingend einem ganzen Stadtteil entsprechen muss. Vielmehr geht es um einen Sozialraum, in dem Menschen zusammenleben, sich versammeln, Deutungen aushandeln und gleichzeitig in organisatorische Strukturen eingebunden sind. Die Stadt Basel, in der Besmer ihre ethnografische Studie verortet, besteht aus insgesamt 19 Quartieren. Eine vergleichbare Größe in anderen Städten markieren die Bezirke mit ihren Bezirksverwaltungen, die das Stadtleben auf Alltagsebene moderieren.

Stadtteile, Distrikte, Viertel und Nachbarschaften, *Neighbour-/Hoods* oder auch *Corners*/Straßenecken sind ein probater Topos der Stadtforschung – insbesondere in der US-amerikanischen Tradition der „Chicago School of Urban Sociology“. Aber auch in der internationalen Forschungslandschaft, u. a. in Brasilien, in Vietnam oder im Iran, und der deutschsprachigen Stadtanthropologie ist diese Perspektivierung des Lokalen ein geradezu klassisches Thema. Erwähnt sei an dieser Stelle insbesondere

Gisela Welz' Standardwerk zur Bedeutung des „Street Life“ für die Bewohner:innen eines Blocks an der Douglass Street in Brooklyn, New York (1991). Vor diesem Hintergrund hat sich Christina Besmer mit der Herstellung städtischer Räume in Basel befasst und ist deren (Re-)Produktion auf der Ebene des Quartiers nachgegangen. Ihrer Studie liegt die Beobachtung zugrunde, „dass Vorstellungen von Quartier und Nachbarschaft als *lokale* Sozialräume – trotz wiederkehrender Diskurse über Entterritorialisierung und Anonymisierung – nach wie vor wichtige Aspekte städtischen Lebens sind“ (S. 10). Im Fokus ihrer fundierten Auseinandersetzung mit dem *Social City Life* steht die alltägliche Praxis des „Nachbarschaft-Herstellens“ von Stadtbewohner:innen. Wie Christina Besmer weiter ausführt, war es „[d]as Ziel [...], ausgehend von Basel nachzuvollziehen, wie, wozu und in welchen Kontexten verschiedene Akteur*innen auf die Konzepte Quartier und Nachbarschaft Bezug nehmen und wie sie diese als urbane Nahräume und Sozialitäten deuten, machen, nutzen und verhandeln“ (ebd.). Der Stadtforscher und Publizist Christoph Laimer hat im Zusammenhang mit der fortschreitenden Ökonomisierung des Stadtraums in der Zeitschrift *dérive* (Nachbarschaft, 2018, S. 5) auch das politische Potenzial von Nachbarschaften im Hinblick auf Zusammenschlüsse, Aktivismus und Informationsaustausch hervorgehoben.

Wesentlich für die Blickrichtung der vorliegenden Studie ist die epistemologische Idee der Kulturanalyse, wie sie der Kulturwissenschaftler Rolf Lindner bezugnehmend auf die Cultural Studies schon vor rund 20 Jahren formuliert hat (Vom Wesen der Kulturanalyse, 2003). In der Umsetzung ihrer Forschungsfrage koppelt Christina Besmer das von Lindner postulierte ganzheitliche „Denken in Konstellationen, in Nachbarn, Konkurrenten und Vorbilder[n]“ (ebd., S. 181) mit einer multimethodisch angelegten Feldforschung. Theoretisch verbindet sie den kulturanalytischen Zugriff mit praxeologischen Überlegungen und dem Konzept der *urban assemblages* (I. Farías/T. Bender, 2011), um „Quartier- und Nachbarschaftspraxen als *fluide* relationale Geflechte zu konzeptionalisieren“ (C. Besmer: Quartier und Nachbarschaft, 2023, S. 51). Die Dramaturgie der Arbeit ist klar ersichtlich und lässt entsprechend Raum für komplexe theoretische Überlegungen, die sich an der einen oder anderen Stelle aber mitunter auch ein wenig zu weit verzweigen.

Bei dem praxeografischen Vorgehen im Feld steht das *Doing* im Fokus (M. Knecht: *Nach Writing Culture*, mit Actor-Network, 2013). Im Rahmen ihrer Studie nimmt Christina Besmer materielle und immaterielle Aspekte, menschliche und nicht-menschliche Akteur:innen in den Blick. Beforscht wurde dabei kein einzelner Ort, stattdessen hat sie ihr Feld in Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Quartieren selbst hergestellt. Besmer ist der Territorialisierung des Raums mittels Karten ebenso nachgegangen wie der Herstellung von Nachbarschaften über kommerzielle Apps und Bottom-up-Projekte, dem eventisierten Erfahrung von Gemeinschaft beim Müllsammeln oder partizipativ angelegten Stadtentwicklungsformaten. Die Kultur-

wissenschaftlerin schließt ihre Ausführungen mit einer deduktiven Reflexion in doppelter Hinsicht. Zum einen geht es um eine „praxis- und assemblagetheoretisch fundierte[.] Kulturanalyse“ (S. 354), zum anderen um abschließende Gedanken „[z]ur gegenwärtigen Relevanz von Quartier und Nachbarschaft und deren Erforschung“ (S. 357). Besmer kommt dabei zu dem überzeugenden Schluss, dass die Erweiterung der Kulturanalyse um Assemblage-Theorien deren relationales Verständnis noch umfassender denken und untersuchen lässt. Mit Blick auf das Feld hebt sie hervor, dass das Quartier keine feststehende Entität bildet, sondern immer wieder hergestellt wird und verhandelt werden muss. Dieser Notwendigkeit wohnt auch der politische Charakter des Quartiers inne, in der flüchtigen Moderne bleibt Nachbarschaft damit relevanter Schauplatz von Versammlungen.

Simone Egger, Saarbrücken

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.28>

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Cornelia Brink,

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, M.A. Interdisziplinäre Anthropologie, c/o
Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg im
Breisgau, cornelia.brink@ekw.uni-freiburg.de

Prof. Dr. Lina Franken,

Universität Vechta, Professur Digital Humanities, Kulturwissenschaften,
Driverstr. 22, 49377 Vechta, lina.franken@uni-vechta.de

Dr. Lukas Griessl,

Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft,
Burgsteige 11, 72070 Tübingen, lukas.griessl@uni-tuebingen.de

Dr. Hannah Kanz,

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft,
Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg im Breisgau, hannah.kanz@ekw.uni-freiburg.de

Dr. Ina Kuhn,

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft,
Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg, ina.kuhn@ekw.uni-freiburg.de

Dr. Stefanie Mallon,

Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen,
stefanie.mallon@uni-goettingen.de

Max Pellny, B.A.,

MA Student Friedrich-Schiller-Universität Jena, max.pellny@uni-jena.de

Dr. des. Alexandra Rau,

Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische
Kulturwissenschaft/ Europäische Ethnologie, Oettingenstr. 67, 80538 München,
a.rau@ekwee.uni-muenchen.de

Sabrina Schiffer, B.A.,

Universität Bielefeld, Institut für Kunst- und Musikpädagogik, Universitätsstr. 25,
33615 Bielefeld, sabrinaschiffer174@gmail.com

Maria Sigl, M.Sc., M.A.,

Universität Münster, Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie,
Scharnhorststr. 100, 48151 Münster, maria.sigl@uni-muenster.de

apl. Prof. Dr. Manuel Trummer,

Institut für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Barer Str. 13, 80333 München,
manuel.trummer@volkskunde.badw.de

Anna Weichselbraun,

Universität Wien, Institut für Europäische Ethnologie, Hanuschgasse 3/Stiege 1,
A-1010 Wien, anna.weichselbraun@univie.ac.at

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

(bis 2021 Zeitschrift für Volkskunde)

Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft
(www.dgekw.de)

herausgegeben von Regina Bendix, Claus-Marco Dieterich, Anne Dippel,

Victoria Hegner, Timo Heimerdinger, Manfred Seifert, Markus Speidel,

Thomas Thiemeyer, Barbara Wittmann und Sabine Zinn-Thomas



Anschriften der Redaktionen:

Aufsatzteil und Forum (aufsaetze@zekw.de): Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Designforschung, Braunschweig sowie Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Victoria Hegner (Seminar für Kulturanthropologie/Kulturgeschichte, Jena); Timo Heimerdinger (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Freiburg); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);

Berichte (berichte@zekw.de): Manfred Seifert (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Marburg);

Buchbesprechungen (rezensionen@zekw.de): Markus Speidel (Münchner Stadtmuseum, München); Barbara Wittmann (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Bamberg); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)

Abstracts: Bearbeitet von Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgeschlagen.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €, ein Einzelheft kostet 26 € (je inkl. 7 % MwSt.). Alle Preise zzgl. Porto- und Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Alle Beiträge der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft. Journal for Cultural Analysis and European Ethnology (ZEKW) erscheinen unter der Lizenz Creative Commons BY 4.0. Die veröffentlichten Beiträge dürfen Sie unter den Bedingungen der Lizenz frei nutzen. Es findet keine exklusive Übertragung von Verwertungsrechten („copyright transfer“) an die Zeitschrift statt. Die DGEKW e.V. (als herausgebende Körperschaft der ZEKW) stellt den Autor:innen keinerlei Kosten für die Publikation (Article Processing Charges, APC – beziehungsweise Book Processing Charges, BPC) sowie für die Einreichung (Submission Charges) in Rechnung.



ISSN 2752-1591 E-ISSN 2752-1605

Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster

Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Satz: satz&sonders, Dülmen

Printed in Germany

